Weber's Volks-Kalender

für das Jahr

1859.

X
Jahrgang.

Leipzig,
Verlag
von J. J. Weber.

Weber's

Volkskalender für 1859.

Weber's

Volks-Kalender

für

1859.

Mit Illustrationen nach Originalzeichnungen

von

F. Baumgarten, H. Bayrer, A. Beck, L. Burger, F. Erhard,
C. Martersteig, C. Scheuren u. A.

Zehnter Jahrgang.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Preis 15 Ngr.

Vorwort.

Ein Jahr des tiefsten Friedens liegt hinter uns, und selten hat uns doch ein Jahr reichern Stoff für unsere Geschichtsbilder dargeboten, als das vergangene. Nur wie ferner Donner umtönt der Aufstand von Indien und die Eroberung von Kanton die friedlichen Bestrebungen Europas, die in der Zusammenkunft der Kaiser des Osten, des Norden und des Westen, sowie in der Vermählung von England und Preußen gipfeln. Allein mitten in diese Jubelklänge mischt sich das Klagegeschrei der Unglücklichen, die durch den Einsturz des Hauensteintunnels, das Erdbeben in Neapel und die Zerstörung von Mainz plötzlich aus dem fröhlichen Leben hinweggerückt wurden.

Aus der Reihe der berühmten Zeitgenossen haben wir drei Männer gewählt, die, gleich oft genannt, in ihren Zielen sich so fern stehen, wie in der Wahl der Mittel. Graf Noroff, welcher als Rußlands bisheriger Minister der Volksaufklärung es sich ernstlich angelegen sein ließ, den Volksunterricht in einem Reiche zu fördern, welches sich bisher auf der niedrigsten Stufe der Gesittung in Europa befand. Der zweite ist David Livingstone, welcher mit seltener Treue und mit einer Aufopferungsfreudigkeit, welche der höchsten Anerkennung werth ist, seine Kräfte der Verbreitung des Christenthums unter den wilden und unzugänglichen Stämmen widmet. Endlich Josias Freiherr von Bunsen, ein Mann, der, von Gott mit den reichsten Gaben und einem ernsten, auf das Höchste gerichteten Sinne ausgerüstet, einer glänzenden Laufbahn entsagt, um in seinem Bibelwerk dem deutschen Volke die Früchte fünfzigjähriger Vorarbeiten, gebe es Gott, zu einem gesegneten Zwecke darzubieten.

Von den Denkmälern der Neuzeit bringen wir das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar, die Denksäule der Freiheitskriege auf dem Drachenfels, ein Erinnerungszeichen von der tiefsten Bedeutung, und die Rakoczygruppe in Kissingen unsern Lesern zur Anschauung.

Die Civilehe, welche täglich mehr Anhänger gewinnt, die evangelische Verbrüderung und die deutsche Rechtschreibung bilden die Gegenstände, über welche wir in den Zeitfragen einiges Licht zu verbreiten bemüht gewesen sind.

In der Länder- und Völkerkunde lenken wir die Blicke auf ein uraltes Land, wo die sorgfältigste Cultur und die reichste Begabung die tiefste Verarmung nicht zu hindern vermocht hat, und im Gegensatz auf ein noch junges Land, welches, von der Natur nicht minder gesegnet, nur der Hände und der Betriebsamkeit bedarf, um mit den ältesten Ländern an Wohlstand und Bedeutung zu wetteifern.

Die sechste Abtheilung unsers Kalenders, der **Natur** gewidmet, führt unsern Lesern durch eine Mittheilung über die künstliche Hühnerzucht, den Anbau des Zuckersorgho und die Bearbeitung des Achats die drei Reiche der Natur vor, deren Erforschung die allgemeine Aufmerksamkeit jetzt vorzugsweise gewidmet ist.

In den **gemeinnützigen Belehrungen** hoffen wir durch eine eingehende Schilderung des Tabaks und seiner Wirkungen, sowie des Gall'schen Verfahrens, ungenießbaren Wein genießbar zu machen, einen wichtigen Beitrag zur allgemeinen Belehrung zu geben. Die Hantelübungen als Zimmergymnastik und die unschädliche Fußbekleidung behandeln zwei Gegenstände, die nicht blos von Denen gewürdigt werden dürften, die wissen, wo sie der Schuh drückt.

Der Leviathan, die Leichenverbrennung und die Legung des submarinen transatlantischen Telegraphen haben wir als die neuesten und wichtigsten aus der großen Zahl der **Erfindungen und Verbesserungen** herausgegriffen, die für das Ganze und Allgemeine von Bedeutung sind.

Für den eigentlichen **unterhaltenden Theil** des Kalenders haben wir das Leben eines Soldaten zu schildern versucht, dessen Tapferkeit aus einer nie versiegenden Quelle floß, und dem sich als **Musikstück** das wunderbare Lied anschließt, welches den Belagerten in Lucknow die erste Kunde der Errettung brachte.

Von den **Wappen der deutschen Bundesstaaten** folgt das von Württemberg in geordneter Reihe.

Die Schlachten bei Roßbach vom Jahre 1757, bei Zorndorf vom Jahre 1758 und bei Kunersdorf vom Jahre 1759 füllen einen neuen Abschnitt unter der Ueberschrift „**Vor hundert Jahren**" aus, und halten dem heutigen Tage einen Spiegel vor, auf welchen ganz besonders die Machthaber der deutschen Staaten Veranlassung und Aufforderung finden sollten, ihren Blick zu wenden, um zu erfahren, warum der Friede ernährt und warum der Unfriede verzehrt. An diese Geschichten aus vergangener Zeit schließt sich in der **Chronik** die Fortsetzung der täglichen Geschichte der Letztzeit, und in einem **Anhang** eine statistische Uebersicht der europäischen Staaten und eine vergleichende Zusammenstellung des neuen deutschen Münzfußes mit den alten Münzen ergänzend an.

Zu unserm aufrichtigen Bedauern sind wir durch die unerläßliche Rücksicht auf die uns gezogenen Grenzen genöthigt gewesen, zwei Aufsätze, die wir versprochen hatten, das Centralsonnenjahr und das Nervensystem, für dieses Jahr zurückzulegen.

Dessenungeachtet übertrifft unser Kalender an Reichhaltigkeit und Umfang die meisten seiner Vorgänger und möge dem freundlichen Wohlwollen unserer Leser empfohlen sein.

Leipzig im August 1858.

Die Redaction.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorwort.
Inhaltsverzeichniß.
Verzeichniß der Abbildungen.

I. Kalendarium.

Erklärung der im Kalender vorkommenden Zeichen:
Die Sternbilder des Thierkreises.
Das Sonnensystem. 1
Ostertabelle.
Finsternisse.
Die vier Jahreszeiten.
Die vier Quatember.
Die kirchliche Jahresberechnung.
Russisch-griechische Zeitrechnung.
Türkische Zeitrechnung. 11
Tageskalender für 1859.
Monatstage.
Wochentage.
Feste und Namen der Protestanten.
» » » der Katholiken.
» » » d. Russen u. Griechen.
Jüdischer Kalender.
Astronomische Bemerkungen:
Eintritt d. Sonne in d. Himmelszeichen.
Sonnen-Auf- und Untergang.
Tages- und Nachtlängen.
Mondes-Auf- und Untergang.
Mondviertel.
Monatsspruch. . . . . III—XIV
Erläuterungen zu Seite I und II. . . . XV
Der Unterschied der Uhrzeiten XV
Datumzeiger für das Jahr 1859. . . . XVI
Leipziger Messen. XVI

II. Volkskalender.

Verstorbene fürstliche Personen im J. 1857. 2
Europäische Regententafel 3

I. Geschichtsbilder aus der Gegenwart.

Der Aufstand in Britisch-Indien. 5
Die Kaiserzusammenkünfte in Stuttgart und Weimar. 17
Die Stuttgarter Tage. 18
Der Kaisertag in Weimar. 25
Das Unglück im Hauensteintunnel. . . . 27
Das Auffliegen des Pulverthurms in Mainz. 33
Das Erdbeben im Königreich Neapel. . . 35
Die Erstürmung von Kanton. 39
Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß Royal Victoria von England. 44

II. Berühmte Zeitgenossen.

A. v. Noroff, vormaliger kais. russ. Minister des öffentlichen Unterrichts. 51
Christian Karl Josias Freiherr v. Bunsen. . 55
David Livingstone. 58

III. Denkmäler der Neuzeit.

Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. . 65
Die Denksäule der Freiheitskriege auf dem Drachenfels. 70
Die Rakoczygruppe in Kissingen. 74

IV. Zeitfragen.

Staatsleben. Die Civilehe. 76
Kirchenleben. Der evangelische Bund. . 82
Die Schule. Die deutsche Rechtschreibung. 88

V. Länder- und Völkerkunde.

Delhi, die Stadt des Großmoguls. . . . 97
Die La Plata-Staaten. 108

VI. Aus der Natur.

Aus dem Thierreich. Künstliche Hühnerzucht. 114
Aus dem Pflanzenreich. Der Zuckersorgho, Sorghum saccharatum. . . . 119
Aus dem Steinreich. Der Achat und seine Verarbeitung. 122

VII. Gemeinnützige Belehrungen.

Gesundheitspflege. Der Tabak und seine Wirkung. 129
Die Hantelübungen als Zimmergymnastik. 137
Unschädliche Fußbekleidung. 141
Hauschemie. Die Gall'sche Weinverbesserung. 148
Erfindungen und Verbesserungen.
Der Leviathan, das größte Dampfschiff der Welt. 152
Die Leichenverbrennung. 159
Der große submarine atlantische Telegraph. 167

VIII. Am Kamin.

Der fromme Soldat. Eine Erzählung. . . 172
Die Campbells kommen! (Schottisches Volkslied.) 181
Heraldik der deutschen Bundesstaaten. (Fortsetzung.) Das große Staatswappen des Königreichs Württemberg. 186

IX. Vor hundert Jahren.

Die Schlacht bei Roßbach am 5. Nov. 1757. 193
Die Schlacht bei Zorndorf am 25. Aug. 1758. 196
Die Schlacht bei Kunersdorf am 12. Aug. 1759. 199

X. Chronik.

Rückblick auf das Jahr 1857. 203

Anhang.

Statistische Uebersicht der Staaten von Europa. 209
Vergleichende Münzreductionstabelle. . . 210
Literarischer Anzeiger.
Kloß, Hantelbüchlein. 212
Rarey, Pferdebändigung. 213
Michelsen, Die deutsche Rechtschreibung. 213
Illustrirte Katechismen. 214
Klencke, Verfälschung der Nahrungsmittel und Getränke. 215

Verzeichniß der Abbildungen.

Seite

Jahreskalender.

Zwölf Monatsbilder. . . . . . . III—XIV

Volkskalender.

Geschichtsbilder aus der Gegenwart.

Nena Sahib. 8
Erschießung meuterischer Sipoys zu Firospur am 13. Juni 1857. 12
Die Erstürmung von Delhi: Der Kampf am Kaschmirthor am 14. September 1857. . 13
Begrüßung Kaiser Napoleon's III. und Kaiser Alexander's II. im königl. Schlosse zu Stuttgart am 25. September 1857. . . 20
Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph I. mit dem Kaiser Alexander II. auf Schloß Belvedere bei Weimar am 1. Oct. 1857. 21
Vor dem Hauensteintunnel am 5. Juni 1857. 29
Panorama des am 18. November 1857 verwüsteten Stadttheils von Mainz. . . . 36
Das Erdbeben in Neapel: Die Kathedrale zu Atena. 37
Das Erdbeben in Neapel: Innere Ansicht aus Pertosa. 37
Das Bombardement von Kanton durch das englisch-französische Geschwader am 28. December 1857. 41
Vignette zu der Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß Royal Victoria von England. . 44
Die Trauung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß Royal Victoria in der Kapelle des St.-James-Palastes am 28. Januar 1858. 45
Der Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen nebst Gemahlin in Berlin am 8. Februar 1858. 48
Schlußvignette zur Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen. . . 50

Berühmte Zeitgenossen.

A. von Noroff. 53
C. C. J. von Bunsen. 56
David Livingstone. 61

Seite

Denkmäler der Neuzeit.

Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar. 68
Die Denksäule zur Erinnerung an die Freiheitskriege auf dem Drachenfels. . . . 72
Die Rakoczygruppe in Kissingen. 73

Länder- und Völkerkunde.

Ansicht von Delhi. 101
Karte der argentinischen Uferprovinzen: Entre-Rios, Corrientes, Santa-Fé, nebst einem Theile von Brasilien. 109

Aus der Natur.

Brutapparat von Cantelo. 116
Der Zuckersorgho, Sorghum saccharatum. 120
Ein Achatschleifer. 124

Gemeinnützige Belehrungen.

Hantelübungen: Das Armkreisen, Armbeugen und Armstoßen. — Die Reiterhiebe. — Der Sägemann. — Das Schwingen der Hanteln. — Das Stoßhauen. — Das Spreizen der Beine. — Die Stampfe. — Der Stoßwurf. 8 Fig. 138. 139
Unschädliche Fußbekleidung: Fig. 1—9. 142—147
Der Leviathan, das größte Dampfschiff der Welt. 156
Eine Leichenverbrennung. 165
Karte des submarinen atlantischen Telegraphen. 169

Am Kamin.

Vignette zu: Der fromme Soldat. . . . 172
Vignette zu: Die Campbells kommen. . . 181
Das gewöhnlich in Gebrauch gezogene Wappen des Königreichs Württemberg. . . 189

Vor hundert Jahren.

Vignette. 193

Kalendarium für 1859.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Erklärung der im Kalendarium vorkommenden Zeichen.

Die Sternbilder des Thierkreises.

Namen.	Grade.	Fig.	Zeich.	Namen.	Grade.	Fig.	Zeich.	Namen.	Grade.	Fig.	Zeich.
1. Widder	0		♈	5. Löwe	120		♌	9. Schütze	240		♐
2. Stier	30		♉	6. Jungfrau	150		♍	10. Steinbock	270		♑
3. Zwillinge	60		♊	7. Wage	180		♎	11. Wasserm.	300		♒
4. Krebs	90		♋	8. Skorpion	210		♏	12. Fische	330		♓

Die ersten drei Zeichen sind die Frühlingszeichen, die folgenden drei Zeichen die Sommerzeichen; die Zeichen 7, 8 und 9 die Herbstzeichen und die letzten drei Zeichen sind die Winterzeichen; jedes Zeichen hat 30, der Thierkreis 360 Grade.

Diese Sternbilder des Thierkreises, welche von den gleichnamigen Zeichen der Sonnenbahn wohl zu unterscheiden sind, haben im Thierkreise folgende Ausdehnung:

Der Widder	erstreckt sich vom 25.	bis 50.	Grad	Die Wage	erstreckt sich vom 215.	bis 235.	Grad
Der Stier	"	50.	" 90.	"	Der Skorpion	"	235.	" 265.	"
Die Zwillinge	"	90.	" 115.	"	Der Schütze	"	265.	" 300.	"
Der Krebs	"	115.	" 135.	"	Der Steinbock	"	300.	" 325.	"
Der Löwe	"	135.	" 170.	"	Der Wassermann	"	325.	" 350.	"
Die Jungfrau	"	170.	" 215.	"	Die Fische	"	350.	" 25.	"

Das Sonnensystem.

Namen.	Zeichen.	Namen.	Zeichen.	Namen.	Zeichen.	Namen.	Zeichen.
Sonne	☉	Eunomia	(15) od. ⚶	Circe	(34)	Jupiter, 4 Monde	♃
Merkur	☿	Psyche	(16) od. △	Leukothea	(35) od. 𝔏	Saturn, 8 Monde	♄
Venus	♀	Thetis	(17) od. ✧	Atalanta	(36)	Uranus, 8 Monde	♅
Erde, 1 Mond	♁	Melpomene	(18)	Fides	(37) od. †	Neptun, 1 Mond	♆
Mars	♂	Fortuna	(19)	Leda	(38)	Sonnenfinsterniß	☉F.
Ceres	(1) od. ⚳	Massilia	(20)	Lätitia	(39)	Mondfinsterniß	☽F.
Pallas	(2) od. ⚴	Lutetia	(21)	Harmonia	(40)	Stunden	St.
Juno	(3) od. ⚵	Kalliope	(22)	Daphne	(41)	Uhr	U.
Vesta	(4) od. ⚶	Thalia	(23)	Isis	(42)	Minuten	M.
Asträa	(5) od. ⯙	Themis	(24)	Ariadne	(43)	Conjunction, Zusammenkunft	☌
Hebe	(6) od. ⯚	Phokäa	(25)	Nysa	(44)	Quadratur, Geviertschein	□
Iris	(7) od. ⯛	Proserpina	(26) od. ⯘	Eugenia	(45)	Opposition, Gegenschein	☍
Flora	(8) od. ⯜	Euterpe	(27)	Hestia	(46)	Niedersteigender Knoten	☋
Metis	(9) od. ⯝	Bellona	(28) od. ⯗	Aglaja	(47)	Aufsteigender Knoten	☊
Hygiea	(10) od. ⯞	Amphitrite	(29) od. ⯗	. . . .	(48)		
Parthenope	(11) od. ⯟	Urania	(30)	Pales	(49)		
Victoria	(12) od. ⯠	Euphrosyne	(31)	Virginia	(50)		
Egeria	(13) od. ⯡	Pomona	(32)	Nemausa	(51)		
Irene	(14) od. ⯢	Polyhymnia	(33)	. . . .	(52)		

Ostertabelle.

1860 den 8. April; Schaltjahr.
1861 „ 31. März.
1862 „ 20. April.
1863 „ 5. „
1864 den 27. März; Schaltjahr.
1865 „ 16. April.
1866 „ 1. „
1867 „ 21. „

Finsternisse.

In diesem Jahre werden vier Sonnen- und zwei Mondfinsternisse eintreten, von denen aber keine in unsern Gegenden sichtbar ist.

Die erste partiale Sonnenfinsterniß am 3. Februar früh ist nur in der Nähe des Südpoles sichtbar.

Die erste totale Mondfinsterniß am 17. Februar Mittags ist in Amerika, Australien und dem östlichen Theile von Asien sichtbar. Der Anfang derselben geschieht 9 U. 46 M. Vormittags Leipz. mittl. Zeit, das Ende 1 U. 18 M. Nachmittags.

Die zweite, 3 Zoll große partiale Sonnenfinsterniß am 4. März Abends ist im nördlichen Theile von Asien und dem nordwestlichen Theile von Amerika, außerdem aber nur im nördlichen Theile des Stillen Meeres sichtbar. Der Anfang beginnt 6 U. 28 M. Abends Leipz. mittl. Zeit; das Ende erfolgt 9 U. 1 M. Abends.

Die dritte, 6½ Zoll große partiale Sonnenfinsterniß am 29. Juli Abends ist im nördlichsten Theile von Asien, dem östlichen Theile von Nordamerika und in den nördlich gelegenen Ländern von Europa, nämlich Island, den Faröerinseln und dem nördlichen Theile von Lappland und Finnland sichtbar. Der Anfang geschieht 9 U. 16 M. Leipz. mittl. Zeit, das Ende am 30. Juli 0 U. 14 M. früh.

Die zweite totale Mondfinsterniß am 13. August Nachmittags ist in Australien, theilweise in Asien, Afrika und dem südlichen Theile von Europa sichtbar. Der Anfang derselben geschieht 3 U. 26 M., das Ende 7 U. 22 M. Nachmittags Leipz. mittl. Zeit.

Die vierte, 6½ Zoll große partiale Sonnenfinsterniß am 28. August früh ist in einem kleinen südöstlichen Theile von Afrika und dem größern, südlich liegenden Theile der Insel Madagaskar, außerdem aber nur im südlichen Theile des Atlantischen und Stillen Oceans sichtbar. Der Anfang geschieht 4 U. 20 M., das Ende 7 U. 21 M. früh Leipz. mittl. Zeit.

Die vier Jahreszeiten.

Der **Frühling** beginnt mit dem Eintreten der Sonne in das Zeichen des Widders den 21. März 3 U. 33. M. früh.

Der **Sommer** beginnt mit dem Eintreten der Sonne in das Zeichen des Krebses den 22. Juni 0 U. 38 M. früh.

Der **Herbst** beginnt mit dem Eintreten der Sonne in das Zeichen der Wage den 23. September 2 U. 50 M. Nachmittags.

Der **Winter** beginnt mit dem Eintreten der Sonne in das Zeichen des Steinbocks den 22. December 8 U. 43 M. Vormittags.

Die vier Quatember.

Gregorianischer oder neuer Kalender.	Julianischer oder alter Kalender.
16. März.	4. März.
15. Juni.	3. Juni.
21. September.	16. September.
14. December.	16. December.

Die kirchliche Jahresberechnung.

Gregorianischer Kalender.		Julianischer Kalender.	
Goldene Zahl	XVII.	Goldene Zahl	XVII.
Epakte	XXVI.	Epakte	VII.
Sonnenzirkel	XX.	Sonnenzirkel	XX.
Römer Zinszahl	II.	Römer Zinszahl	II.
Sonntagsbuchstabe	B.	Sonntagsbuchstabe	D.

Russisch-griechische Zeitrechnung.

Anfang des Jahres 1859 am 13. Januar.
Ende des Jahres am 12. Januar 1860.

Türkische Zeitrechnung.

Anfang des Jahres 1276 der Hedschra mit dem 1. Moharrem am 31. Juli 1859.
Ende des Jahres am 19. Juli 1860.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.	Feste und Namen der Russen und Griechen. December 1858.	
		Luc. 12, 5—9.	Matth. 2.		
1	S.	**Neujahr**	**Neujahr**	20	Ignaz M.
1. W.		Luc. 2, 33—40.	Matth. 2, 19–23.	Matth. 1, 1—25.	
2	S.	**S. n. Neujahr B**	**S. n. Neuj.**	21	**4. Advent**
3	M.	Kaspar	Kaspar	22	Anastasia
4	D.	Balthasar	Balthasar	23	10 Märtyrer
5	M.	Simeon	Simeon	24	Fast. Ende
6	D.	**Ersch. Chr.**	**Heil. 3 Kön.**	25	**Geb. Chr.**
7	F.	Juliana	Nicetas	26	**Mutt. Gott.**
8	S.	Erhard	H. N. Jesu	27	**Steph. M.**
2. W.		Luc. 2, 41—52.	Luc. 2, 41—52.	Matth. 2, 13—23.	
9	S.	**1. n. Epiph. B**	**1. n. Epiph.**	28	**S. n. Weihn.**
10	M.	Zacharias	Pauli Eins.	29	Unsch. Kindl.
11	D.	Aloysia	Hyginius	30	Anysia M.
12	M.	Reinhold	Reinhold	31	Melania
					1859. Januar.
13	D.	Hilarius	O. H. 3 Kön.	1	**Neujahr**
14	F.	Felix	Malachias	2	Sylvester
15	S.	Traugott	Maurus	3	70 Apostel
3. W.		Joh. 2, 1—11.	Joh. 2, 1—11.	Marc. 1, 1—8.	
16	S.	**2. n. Epiph. B**	**2. n. Epiph.**	4	**S. n. Neuj.**
17	M.	Anton	Antonius	5	Malachias
18	D.	Felicitas	Helvetius	6	**Ersch. Chr.**
19	M.	Prisca	Bassianus	7	**Joh. d. Täuf.**
20	D.	Fab. Seb.	Fab. Seb.	8	Georg Ch.
21	F.	Agnes	Agnes	9	Polymuth
22	S.	Vincentius	Vincentius	10	Greg. Nys.
4. W.		Matth. 8, 5—13.	Matth. 8, 5—13.	Matth. 4, 13—17.	
23	S.	**3. n. Epiph. B**	**3. n. Epiph.**	11	**1. n. Epiph.**
24	M.	Timotheus	Timotheus	12	Tattana
25	D.	Pauli Bek.	**Pauli Bek.**	13	Hermylus
26	M.	Polykarp	Polykarp	14	Zachäus
27	D.	Joh. Chrys.	Joh. Chrys.	15	Paul Theb.
28	F.	**Karoline**	Karol. M.	16	Petri Kett.
29	S.	Theobald	Sabina	17	Anton
5. W.		Matth. 8, 23—27.	Matth. 8, 23–27.	Luc. 14, 16—24.	
30	S.	**4. n. Epiph. B**	**4. n. Epiph.**	18	**2. n. Epiph.**
31	M.	Virgilius	Virgilius	19	Macarius

Jüdischer Kalender.

Das Jahr 5619 der jüdischen Zeitrechnung hat mit dem 1. Tisri, dem 9. Sept. 1858, Tebeth, der vierte Monat desselben, mit dem 8. Dec. seinen Anfang genommen.
6. Januar 1. Schebat 5619.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 20. 1 U. 30 M. Mittags in das Zeichen ♒ des Wassermanns.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	8 U. 8 M.	3 U. 59 M.
9.	8 „ 6 „	4 „ 9 „
17.	8 „ 1 „	4 „ 20 „
25.	7 „ 51 „	4 „ 35 „

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	7 St. 51 M.	16 St. 9 M.
9.	8 „ 3 „	15 „ 57 „
17.	8 „ 19 „	15 „ 41 „
25.	8 „ 44 „	15 „ 16 „

Mondes-Auf- und Untergang.

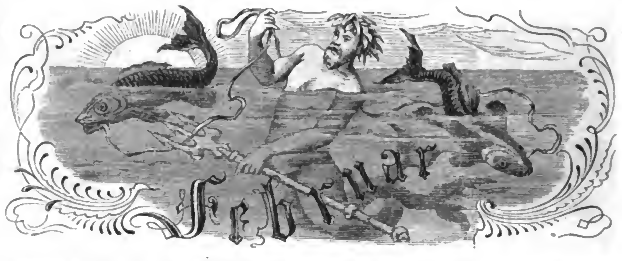
	Aufg.	Unterg.
1.	6 U. 15 M. fr.	1 U. 11 M. Nm.
9.	10 „ 14 „ „	9 „ 56 „ „
17.	2 „ 1 „ Nm.	7 „ 6 „ früh.
25.	0 „ 19 „ fr.	10 „ 3 „ „

Mondviertel.

4. ● Neumond 6 U. 15 M. früh
12. ☽ Erstes Viertel 8 U. 4 M. früh
19. ○ Vollmond 0 U. 38 M. früh
25. ☾ Letztes Viertel 9 U. 35 M. Abds.

Monatsspruch.

Ein Mann zu werden ist des Kindes Stolz; ein Mann
Bedauert wol, daß er kein Kind mehr werden kann;
Wollt' er ein Kind sein, um sich kindisch zu geberden?
O nein! als Kind möcht' er zu anderm Manne werden.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.	Feste und Namen der Russen und Griechen. Januar 1859.	
1	D.	Brigitte	Brigitte	20	Euthymius
2	M.	**Mar. Rein.**	**Mar. Rein.**	21	Triodionius
3	D.	Blasius	Blasius	22	Timotheus
4	F.	Veronica	Veronica	23	Clemens
5	S.	Agathe	Agathe	24	Xenia
6. W.		Matth. 13.	Matth. 8.	Luc. 17, 12—19.	
6	S.	**5. n. Epiph. B**	**5. n. Epiph.**	25	**3. n. Epiph.**
7	M.	Richard	Romualdus	26	Xenophon
8	D.	Honoratus	Joh. v. M.	27	Joh. Chrys.
9	M.	Apollonia	Apollonia	28	Euphr. S.
10	D.	Scholastica	Scholastica	29	Ignatius
11	F.	Euphrosyne	Saturnin	30	Kreoph. G.
12	S.	Jordan	Agabus	31	Cyriacus
					Februar.
7. W.		Matth. 17.	Matth. 13.	Luc. 18, 35—45.	
13	S.	**6. n. Epiph. B**	**6. n. Epiph.**	1	**Triodium**
14	M.	Valentin	Valentin	2	**Mar. Rein.**
15	D.	Faustin	Faustinus	3	Blasius
16	M.	Adelma	Juliana	4	Isidor M.
17	D.	Constantin	Constantia	5	Agatha
18	F.	Concordia	Concordia	6	Wukola
19	S.	Susanne	Susanne	7	Parthenias
8. W.		Matth. 20, 1—16.	Matth. 20,1—16.	Luc. 19, 1—10.	
20	S.	**Septuag. B**	**Septuag.**	8	**Septuag.**
21	M.	Eleonore	Felix, Bisch.	9	Nikofora
22	D.	Petri Stuhlf.	Petri Stuhlf.	10	Charalamp.
23	M.	Lazarus	Lazarus	11	Anf. d. gr. F.
24	D.	**Matthias**	**Matthias**	12	Meletius
25	F.	Victorinus	Justus	13	Martin
26	S.	Nestorius	Walpurga	14	Auxentius
9. W.		Luc. 8, 4—15.	Luc. 8, 4—15.	Luc. 18, 10—14.	
27	S.	**Sexages. B**	**Sexages.**	15	**Mäßopust**
28	M.	Macarius	Macarius	16	Pamphil.

Jüdischer Kalender.

5. Februar	1. Adar 5619.		
18. „	14. „	„	Klein-Purim.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 19. früh 4 U. 9 M. in das Zeichen ♓ der Fische.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	7 U. 41 M.	4 U. 47 M.
9.	7 „ 28 „	5 „ 2 „
17.	7 „ 14 „	5 „ 16 „
25.	6 „ 57 „	5 „ 30 „

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	9 St. 6 M.	14 St. 54 M.
9.	9 „ 34 „	14 „ 26 „
17.	10 „ 2 „	13 „ 58 „
25.	10 „ 33 „	13 „ 27 „

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	7 U. 19 M. fr.	2 U. 56 M. Nm.
9.	9 „ 13 „ „	Vormittags.
17.	5 „ 37 „ Nm.	7 U. 10 M. früh
25.	3 „ 3 „ fr.	9 „ 46 „ „

Mondviertel.

3. 🌑 Neumond 1 U. 54 M. früh
10. ☽ Erstes Viertel 8 U. 29 M. Abds.
17. 🌕 Vollmond 11 U. 31 M. Mitt.
24. ☾ Letztes Viertel 3 U. 11 M. Abds.

Monatsspruch.

Willst du dem Irrenden klar seinen Irrthum machen,
So sieh, von welcher Seit' er angesehn die Sachen.
Räum ein, die Sache sei von dieser Seite wahr,
Und mach' ihm nebenbei die andern Seiten klar.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.	Feste und Namen der Russen und Griechen. Februar 1859.		
1	D.	Albinus	Albinus	17	Theodor	Butterw.
2	M.	Amalia	Swibertus	18	Orthodoxus	
3	D.	Kunigunde	Simplicitus	19	Agrippus	
4	F.	Hadrian	Hadrian	20	L. v. Cat.	
5	S.	**Friedrich**	**Friedrich**	21	Timotheus	
10.	W.	Luc. 18, 31—43.	Luc. 18, 31—43.		Luc. 15, 11—32.	
6	S.	**Estomihi B**	**Quinquag.**	22	**Süropust**	
7	M.	Perpetua	Th. v. Aqu.	23	Anf. d. gr. Fast.	
8	D.	**Fastnacht**	**Fastnacht**	24	Clemens	
9	M.	**Aschermittw.**	**Aschermittw.**	25	**Ascherm.**	
10	D.	Alexander	42 Märtyrer	26	Torasius	
11	F.	Rosina	Sophron	27	Porphyr	
12	S.	Gregorius	Gregorius	28.	Prokop	
					März.	
11.	W.	Joh. 10, 12—16.	Matth. 4, 1—11.		Joh. 1, 43—51.	
13	S.	**1. Invoc. B**	**1. Invoc.**	1	**1. Quadr.**	
14	M.	Abigail	Mathildis	2	Theodatus	
15	D.	Christoph	Longinus	3	Eutropius	
16	M.	**Quatember**	**Quatember**	4	**Quatember**	
17	D.	Gertraud	Gertraud	5	Conon	
18	F.	Anselmus	Schmerz M.	6	42 Märtyrer	
19	S.	Josephus	**Josephus**	7	Basil	
12.	W.	Matth. 15, 21—28.	Matth. 17, 1—9.		Marc. 2, 1—12.	
20	S.	**2. Reminisc. B**	**2. Reminisc.**	8	**2. Fastens.**	
21	M.	Benedict	Benedict	9	**40 Märtyrer**	
22	D.	Casimir	Casimir	10	Kodrat	
23	M.	Eberhard	Timolaus	11	Sophronius	
24	D.	Gabriel	Gabriel	12	Theophon	
25	F.	**Mar. Verk.**	**Mar. Verk.**	13	Nicephorus	
26	S.	Castulus	Castulus	14	Benedictus	
13.	W.	Luc. 20, 9—20.	Luc. 11, 14—28.		Marc. 8, 34—9, 1.	
27	S.	**3. Oculi B**	**3. Oculi**	15	**3. Fastens.**	
28	M.	Guntram	Angelica	16	Sabinus	
29	D.	Eustachius	Eustachius	17	**Alexei**	
30	M.	Guido	Mitfasten	18	Cyrillus Jer.	
31	D.	**Detlaus**	Amos, Pr.	19	Darius	

Jüdischer Kalender.

7.	März	1.	Weadar	5619.	
17.	"	11.	"		Fasten Esther.
20.	"	14.	"		Purim.
21.	"	15.	"		Schuschan Purim.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 21. 3 U. 33 M. früh in das Zeichen ♈ des Widders.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	6 U. 49 M.	5 U. 38 M.
9.	6 " 31 "	5 " 52 "
17.	6 " 13 "	6 " 5 "
25.	5 " 55 "	6 " 18 "

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	10 St. 49 M.	13 St. 11 M.
9.	11 " 21 "	12 " 39 "
17.	11 " 52 "	12 " 8 "
25.	12 " 23 "	11 " 37 "

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	5 U. 46 M. früh	1 U. 55 M. Nm.
9.	7 " 39 " "	Vormittags
17.	4 " 33 " Nm.	5 U. 29 M. früh
25.	1 " 51 " früh	8 " 25 " "

Mondviertel.

4. Neumond 8 U. 0 M. Abds.
12. Erstes Viertel 5 U. 29 M. früh.
18. Vollmond 10 U. 35 M. Abds.
26. Letztes Viertel 10 U. 17 M. früh.

Monatsspruch.

Wohl ist im Samenkorn die Pflanze schon enthalten,
Doch siehst du ihm nicht an, wie sie sich wird entfalten.
Viel größer als der Kern des Apfels ist die Bohne,
Doch Ranken gibt sie nur, er eines Baumes Krone.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.		Feste und Namen der Russen und Griechen. März 1859.
1	F.	Dorothea	Hugo	20	Joh. Scr.
2	S.	Rosamunde	**Fr. v. Paul.**	21	Jakob B.
14.	W.	Joh. 15, 18—25.	Joh. 6, 1—15.		Marc. 9, 17—31.
3	S.	**4. Lätare B**	**4. Lätare**	22	**4. Fastens.**
4	M.	Ambrosius	Ambrosius	23	Nikomedes
5	D.	Maximus	Maximus	24	Gabriel
6	M.	Irenäus	Sixtus	25	**Blagow.**
7	D.	Luise	Egesippus	26	Rupert
8	F.	**Bußtag**	Mansuetus	27	Malchus
9	S.	Theophilus	Mar. Cleop.	28	Hilarius
15.	W.	Joh. 16, 16—22.	Joh. 8, 46—59.		Marc. 10, 32—45.
10	S.	**5. Judica B**	**5. Judica**	29	**5. Fastens.**
11	M.	Julius	Julius	30	Joh. Klim.
12	D.	Eustorgius	Eustorgius	31	Hypatius
					April.
13	M.	Justinus	Hermogenes	1	Hugo
14	D.	Tiburtius	Tiburtius	2	Titus
15	F.	Paternus	Paternus	3	Niketas
16	S.	Aaron	Aaron	4	Jos. u. Georg
16.	W.	Matth. 21, 1—9.	Matth. 21, 1—9.		Joh. 12, 1—18.
17	S.	**6. Palmar. B**	**6. Palmar.**	5	**6. Waji**
18	M.	Chrysostomus	Apollonius	6	Eutychius
19	D.	Hermogenes	Simon	7	Georg
20	M.	Sulpitius	Sulpitius	8	Thomas
21	D.	**Gr. Donnerst.**	**Grün. Donn.**	9	Eusychius
22	F.	**Charfreitag**	Soter	10	Terentius
23	S.	Georg	Georg	11	Ende d. gr. F.
17.	W.	Marc. 16, 1—8.	Marc. 16, 1—8.		Joh. 1, 1—17.
24	S.	**H. Ostern B**	**Osterfest**	12	**Ostertag**
25	M.	**Ostermont.**	**Ostermont.**	13	**Ostermont.**
26	D.	Cletus	Anacletus	14	Martinus
27	M.	Tertullian	Tertullian	15	Aristarch
28	D.	Vitalis	Vitalis	16	Agapia
29	F.	Sibylla	Sibylla	17	Simeon
30	S.	Eutropius	Katharina	18	Joh. Dec.

Jüdischer Kalender.

5. April	1. Nisan 5619.		
19. „	15. „	Passah Anfang *.	
20. „	16. „	Zweites Fest *.	
25. „	21. „	Siebentes Fest *.	
26. „	22. „	Passah Ende *.	

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 20. 4 U. 6 M. Nachm. in das Zeichen ♉ des Stiers.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	5 U. 39 M.	6 U. 30 M.
9.	5 „ 21 „	6 „ 43 „
17.	5 „ 4 „	6 „ 57 „
25.	4 „ 47 „	7 „ 10 „

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	12 St. 51 M.	11 St. 9 M.
9.	13 „ 22 „	10 „ 38 „
17.	13 „ 53 „	10 „ 7 „
25.	14 „ 23 „	9 „ 37 „

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	4 U. 50 M. früh	4 U. 32 M. Nm.
9.	8 „ 29 „ „	1 „ 38 „ früh
17.	7 „ 41 „ Ab.	4 „ 33 „ „
25.	2 „ 11 „ früh	10 „ 37 „ Vm.

Mondviertel.

3. ● Neumond 11 U. 7 M. Mitt.
10. ☽ Erstes Viertel 0 U. 10 M. Mitt.
17. ○ Vollmond 9 U. 55 M. früh.
25. ☾ Letztes Viertel 5 U. 35 M. früh.

Monatsspruch.

Mit Stolz genießen wir, was wir mit Kampf erworben,
Die Wunden sind geheilt, es schmücken uns die Narben.
Doch einen Stachel läßt der Kampf zurück im Herzen,
Bei bösem Wetter wird die Ehrennarbe schmerzen.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.		Feste und Namen der Russen und Griechen. April 1859.
18. W.		Joh. 20, 24—29.	Joh. 20, 24—29.		Joh. 20, 19—31.
1	S.	**1. Quasim. B**	**1. Quasim. Phil. Jac.**	19	**Quasim.**
2	M.	Sigismund	Athanasius	20	Theodorius
3	D.	† Erfindung	**† Erfindung**	21	Januarius
4	M.	Florian	Monika	22	Paraklytus
5	D.	Gotthard	Gotthard	23	**Georg**
6	F.	Joh. Pfort.	Gottfried	24	Salvas
7	S.	Gottfried	Lucretia	25	Marcus, Ev.
19. W.		Joh. 21, 15—17.	Joh. 10, 12—16.		Marc. 15,42–16,8.
8	S.	**2. Miseric. B**	**2. Miseric.**	26	**Misericord.**
9	M.	Benigna	Gangulfus	27	Simeon
10	D.	Victoria	Mamertus	28	Jason
11	M.	Adolf	Joh. v. Pf.	29	9 Märtyrer
12	D.	Pancratius	Pancratius	30	Jakob, Ap.
					Mai.
13	F.	Servatius	Servatius	1	**Phil. Jac.**
14	S.	Christian	Bonifacius	2	Athanasius
20. W.		Luc. 24, 46—49.	Joh. 16, 16—23.		Joh. 5, 2—15.
15	S.	**3. Jubilate B**	**3. Jubilate**	3	**Jubilate**
16	M.	Sarah	Johannes	4	Pelagius
17	D.	Jodocus	Liborius	5	Irene
18	M.	Venantius	Felix	6	**Wasserw.**
19	D.	Potentian	Sara	7	† Erfindung
20	F.	Theresia	Basilla	8	**Joh. Theol.**
21	S.	Prudentius	Albanus	9	Isaias
21. W.		Joh. 16, 5—15.	Joh. 16, 5—15.		Joh. 4, 5—42.
22	S.	**4. Cantate B**	**4. Cantate**	10	**Cantate**
23	M.	Desiderius	Edeltraut	11	Macius
24	D.	Johanna	Johanna	12	Pancratius
25	M.	Urban	Urban	13	318 Väter
26	D.	Beda	Beda	14	Isidor
27	F.	Florens	Wilhelm	15	Pachon
28	S.	Wilhelm	Leo II., P.	16	Theodor
22. W.		Joh. 16, 23—28.	Joh. 16, 23—28.		Joh. 9, 1—38.
29	S.	**5. Rogate B**	**5. Rogate**	17	**Rogate**
30	M.	Wigand	1. Bittag	18	Theodatus
31	D.	Petronella	2. Bittag	19	Potentian

Jüdischer Kalender.

5. Mai 1. Ijar 5619.
22. · 18. · Lag-Bömer.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 21. 4 U. 9 M. Ab. in das Zeichen ♊ der Zwillinge.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	4 U. 35 M.	7 U. 20 M.
9.	4 · 21 ·	7 · 33 ·
17.	4 · 8 ·	7 · 45 ·
25.	3 · 58 ·	7 · 56 ·

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	14 St. 45 M.	9 St. 15 M.
9.	15 · 12 ·	8 · 48 ·
17.	15 · 37 ·	8 · 23 ·
25.	15 · 58 ·	8 · 2 ·

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	3 U. 34 M. fr.	6 U. 0 M. Ab.
9.	10 · 33 · ·	1 · 22 · fr.
17.	9 · 17 · Ab.	3 · 40 · ·
25.	1 · 1 · fr.	11 · 56 · Mitt.

Mondviertel.

2. Neumond 10 U. 53 M. Abds.
9. Erstes Viertel 5 U. 49 M. Abds.
16. Vollmond 9 U. 56 M. Abds.
24. Letztes Viertel 11 U. 39 M. Ab.

Monatsspruch.

Nicht Schritte soll man thun, die nur zum Ziele führen,
Ein alter Meister sprach's; vielmehr will sich gebühren,
Daß jeder Schritt für sich ein Ziel, und nebenbei
Ein Fortschritt auf dem Weg zum höchsten Ziele sei.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.	Feste und Namen der Russen und Griechen. Mai 1859.	
1	M.	Nicodemus	3. Bitttag	20	Thallaläus
2	D.	**Himm. Chr.**	**Himm. Chr.**	21	P. F. A.
3	F.	Erasmus	H. Jesu Fest	22	Basiliscus
4	S.	Carpasius	Carpasius	23	Michael
23.	W.	Joh. 15,26—16, 4.	Joh. 15 u. 16.		Joh. 17, 1—13.
5	S.	**6. Exaudi B**	**6. Exaudi**	24	**Exaudi**
6	M.	Benignus	Norbert	25	Haupt Joh.
7	D.	Lucretia	Lucretia	26	Carpus
8	M.	Medardus	Medardus	27	Johann P.
9	D.	Primus	Felicianus	28	Nicetas
10	F.	Onophrius	Onophrius	29	Theodosia
11	S.	Barnabas	Barnabas	30	Isaak
24.	W.	Ap. G. 2, 1—13.	Joh. 14, 23—31.		Joh. 7,37—52. 8,12.
12	S.	**H. Pfingsten B**	**Pfingstfest**	31	**Pfingstfest**
					Juni.
13	M.	**Pfingstmont.**	**Pfingstmont.**	1	**Pfingstmont.**
14	D.	Elisäus	Basilius	2	Nicephorus
15	M.	**Quatember**	**Quatember**	3	**Quatember**
16	D.	Engelbert	Benno B.	4	Metrophon
17	F.	Laura	Ismael	5	Dorothea
18	S.	Arnolph	Marc. u. M.	6	Norbert
25.	W.	Joh. 3, 1—15.	Matth. 28, 18—20		Matth. 10, 32—38.
19	S.	**Trinit. Fest B**	**1. n. Pfingst.**	7	**Allerheil.**
20	M.	Sylverius	Sylverius	8	**Petri Fasten**
21	D.	Philippine	Albanus	9	Cyrill. Alex.
22	M.	Gotthelf	Consortia	10	Timotheus
23	D.	Basilius	**Frohnleichn.**	11	Bartholom.
24	F.	**Joh. d. Täuf.**	**Joh. d. Täuf.**	12	Onophrius
25	S.	Elogius	Febronia	13	Aquilina
26.	W.	Luc. 16, 19—31.	Luc. 14, 16—24.		Matth. 4, 18—23.
26	S.	**1. n. Trinit. B**	**2. n. Pfingst.**	14	**2. n. Pfingst.**
27	M.	7 Schläfer	Ladislaus	15	Amos. Pr.
28	D.	Leo	Vigilie	16	Tychon
29	M.	Petr. Paul	**Pet. Paul**	17	Emanuel
30	D.	Paul. Ged.	Paul. Ged.	18	Leontinus

Jüdischer Kalender.

3. Juni	1. Sivan 5619.		
8. „	6. „	„	Wochenfest*.
9. „	7. „	„	Zweites Fest*.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 22. 0 U. 38 M. früh in das Zeichen ♋ des Krebses.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	3 U. 51 M.	8 U. 4 M.
9.	3 „ 45 „	8 „ 12 „
17.	3 „ 43 „	8 „ 18 „
25.	3 „ 44 „	8 „ 20 „

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	16 St. 13 M.	7 St. 47 M.
9.	16 „ 27 „	7 „ 33 „
17.	16 „ 35 „	7 „ 25 „
25.	16 „ 36 „	7 „ 24 „

Mondes-Auf- und Untergang.

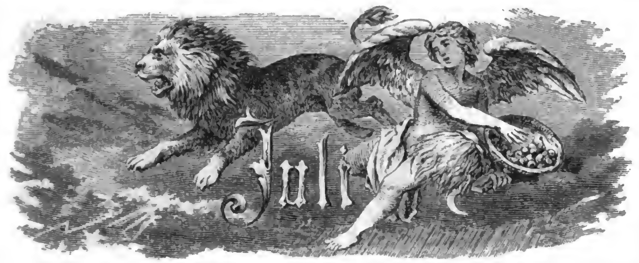
	Aufg.	Unterg.
1.	3 U. 10 M. fr.	9 U. 6 M. Ab.
9.	1 „ 51 „ Nm.	0 „ 33 „ früh
17.	10 „ 16 „ Ab.	4 „ 56 „ „
25.	Vormittags.	8 „ 31 „ Nm.

Mondviertel.

1. ● Neumond 8 U. 0 M. Vorm.
7. ☽ Erstes Viertel 11 U. 37 M. Abds.
15. ○ Vollmond 11 U. 6 M. Mittags.
23. ☾ Letztes Viertel 3 U. 22 M. Nchm.
30. ● Neumond 3 U. 30 M. Nachm.

Monatsspruch.

In jedem Zustand ist ein Haben und ein Missen,
Und das Gemißte bist zu haben du beflissen;
Darum, bei jedem Glück ist noch ein Wunsch zurück,
Der eben ist davon ein zugehörig Stück.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.		Feste und Namen der Russen und Griechen. Juni 1859.
1	F.	Theodorich	Oct. Joh. Tf.	19	Judas, Ap.
2	S.	**Mar. Heims.**	**Mar. Heims.**	20	Methodius
27.	W.	Luc. 14, 16—24.	Luc. 15, 1—10.		Matth. 6, 22—23.
3	S.	**2. n. Trinit. B**	**3. n. Pfingst.**	21	**3. n. Pfingst.**
4	M.	Ulrich	Ulrich	22	Eusebius
5	D.	Charlotte	Philomena	23	Agrippina
6	M.	Esaias	Oct. Pet. P.	24	Geb. Joh. d. T.
7	D.	Wilibald	Robert, Abt.	25	Febronia
8	F.	Kilian	Kilian	26	David
9	S.	Cyrillus	D. U. L. Fr.	27	7 Schläfer
28.	W.	Luc. 15, 1—10.	Luc. 5, 1—10.		Matth. 8, 5—13.
10	S.	**3. n. Trinit. B**	**4. n. Pfingst.**	28	**4. n. Pfingst.**
11	M.	Pius	Pius, P.	29	**Pet. u. Paul.**
12	D.	Heinrich	Joh. Gualb.	30	**All. Apost.**
					Juli.
13	M.	Margaretha	Margarethe	1	Kosmus
14	D.	Bonavent.	Bonavent.	2	Kleid Mar.
15	F.	Apost. Theil.	Apost. Theil.	3	Hyacinth
16	S.	Raphael	Scap. Fest	4	Andreas
29.	W.	Luc. 6, 36—42.	Matth. 5, 20-26.		Matth. 8, 28—9, 1.
17	S.	**4. n. Trinit. B**	**5. n. Pfingst.**	5	**5. n. Pfingst.**
18	M.	Eugenius	Arnolph	6	Sisoas
19	D.	Ruffinus	Sigbert	7	Th. v. Aqu.
20	M.	Elias	Elias Pr.	8	Procop
21	D.	Praxedes	Daniel	9	Pancratius
22	F.	Mar. Magd.	Mar. Magd.	10	45 Märtyrer
23	S.	Apollinaris	Apollinaris	11	Euphemia
30.	W.	Luc. 5, 1—11.	Marc. 8, 1—9.		Matth. 9, 1—8.
24	S.	**5. n. Trinit. B**	**6. n. Pfingst.**	12	**6. n. Pfingst.**
25	M.	**Jacobus**	**Jac., Ap.**	13	Gabriel, E.
26	D.	Anna	Anna	14	Aquila
27	M.	Martha	Martha	15	Quirinus
28	D.	Pantaleon	N. u. C. M.	16	Athenog.
29	F.	Beatrix	Beatrix	17	**Mar. M.**
30	S.	Ruth	Abdon M.	18	Hyacinth
31.	W.	Matth. 5, 1—12.	Matth. 7, 15—23.		Matth. 9, 27—33.
31	S.	**6. n. Trinit. B**	**7. n. Pfingst.**	19	**7. n. Pfingst.**

Jüdischer Kalender.

3. Juli 1. Thamuz 5619.
19. „ 17. „ „ Fasten. Tempel-Eroberung.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 23. 11 U. 52 M. Mittags in das Zeichen ♌ des Löwen.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	3 U. 47 M.	8 U. 19 M.
9.	3 „ 54 „	8 „ 15 „
17.	4 „ 3 „	8 „ 8 „
25.	4 „ 13 „	7 „ 58 „

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	16 St. 32 M.	7 St. 28 M.
9.	16 „ 21 „	7 „ 39 „
17.	16 „ 5 „	7 „ 55 „
25.	15 „ 45 „	8 „ 15 „

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	4 U. 16 M. fr.	9 U. 36 M. Ab.
9.	3 „ 38 „ Nm.	11 „ 47 „ „
17.	9 „ 15 „ Ab.	6 „ 20 „ früh.
25.	11 „ 36 „ „	4 „ 15 „ Nm.

Mondviertel.

7. ☽ Erstes Viertel 6 U. 43 M. früh.
15. ◯ Vollmond 1 U. 43 M. früh.
23. ☾ Letztes Viertel 4 U. 15 M. früh.
29. ● Neumond 10 U. 33 M. Abds.

Monatsspruch.

Wenn du erkennen willst den Ruhm in seiner Blöße,
Vergleich' am Himmel ihn mit Sternen erster Größe;
Die letzter Größe, sind sie etwa minder groß?
Sie scheinen kleiner dir durch ihre Ferne blos.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.		Feste und Namen der Russen und Griechen. Juli 1859.
1	M.	Petri Kettenf.	**Pet. Kettenf.**	20	Elias, Pr.
2	D.	Gustav	Mar. Verkl.	21	Simeon
3	M.	**Augustus**	**Augustus**	22	Mar. Magd.
4	D.	Dominicus	Dominicus	23	Trophinus
5	F.	Oswald	Mar. Schneef.	24	Christina
6	S.	Ulrike	Verkl. Chr.	25	Anna
32. W.		Marc. 8, 1–9.	Luc. 16, 1–9.		Matth. 14, 14–22.
7	S.	**7. n. Trinit. B**	**8. n. Pfingst.**	26	**8. n. Pfingst.**
8	M.	Severus	Cyriacus	27	Pantaleon
9	D.	Erich	Romanus	28	Prochor
10	M.	Laurentius	**Laurentius**	29	Callinicus
11	D.	Hermann	Clara	30	Silas, S.
12	F.	Clara	Cassian, B.	31	Eudocinus
					August.
13	S.	Aurora	Hippolytus	1	**Fast. M. G.**
33. W.		Matth. 7. 15–23.	Luc. 19, 41–48.		Matth. 14. 22–34.
14	S.	**8. n. Trinit. B**	**9. n. Pfingst.**	2	**9. n. Pfingst.**
15	M.	Mar. Himm.	**Mar. Himm.**	3	Isaak
16	D.	Rochus	Rochus	4	8 Märtyrer
17	M.	Liberatus	Oct. Laur.	5	Eusignus
18	D.	Augustina	Agaretus	6	C. Christ.
19	F.	Sebald	Julius, B.	7	Domitius
20	S.	Bernhard	Samuel, Pr.	8	Emilian
34. W.		Luc. 16, 1–9.	Luc. 18, 9–14.		Matth. 17, 14–23.
21	S.	**9. n. Trinit. B**	**10. n. Pfingst.**	9	**10. n. Pfingst.**
22	M.	Alphonius	Oct. M. H.	10	Laurenz
23	D.	Zachäus	Zachäus	11	Hermann
24	M.	**Barthołom.**	**Barth., Ap.**	12	Phocius
25	D.	Ludwig	Ludw. IX., K.	13	Maximus
26	F.	Samuel	Zepherinus	14	Micheas
27	S.	Gebhard	Gebhard	15	**Mar. Himm.**
35. W.		Luc. 19, 41–48.	Marc. 7, 31–37.		Matth. 18, 25–35.
28	S.	**10. n. Trinit. B**	**11. Sch. E. F.**	16	**11. n. Pfingst.**
29	M.	Joh. Enth.	Joh. Enth.	17	Flor. u. L.
30	D.	Ernst	Felix	18	Rykon
31	M.	Josua	Paul., B.	19	Andreas M.

Jüdischer Kalender.

1. August 1. Ab. 5619.
9. " 9. " " Fasten. Tempelverbrennung.
31. " 1. Elul 5619.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 23. 6 U. 5 M. Abds. in das Zeichen ♍ der Jungfrau.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	4 U. 24 M.	7 U. 47 M.
9.	4 " 36 "	7 " 33 "
17.	4 " 49 "	7 " 18 "
25.	5 " 1 "	7 " 1 "

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	15 St. 23 M.	8 St. 37 M.
9.	14 " 57 "	9 " 3 "
17.	14 " 29 "	9 " 31 "
25.	14 " 0 "	10 " 0 "

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	7 U. 50 M. fr.	8 U. 45 M. Nm.
9.	5 " 47 " Nm.	Vormittags.
17.	8 " 11 " Ab.	5 U. 50 M. Vm.
25.	0 " 38 " fr.	5 " 46 " Nm.

Mondviertel.

5. ☽ Erstes Viertel 4 U. 11 M. Nchm.
13. ○ Vollmond 5 U. 24 M. Nchm.
21. ☾ Letztes Viertel 2 U. 35 M. Nchm.
28. ● Neumond 6 U. 3 M. früh.

Monatsspruch.

Du findest im Besitz Genüge nimmermehr,
Denn es begehrt dein Herz nur immer mehr und mehr.
Und hättest du genug, so fürchtest du Verlust,
Und hier ist, so wie dort, der Stachel in der Brust.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.	Feste und Namen der Russen und Griechen. August 1859.	
1	D.	Egidius	Egidius	20	Samuel
2	F.	Absalon	Rahel	21	Thaddäus
3	S.	Mansuetus	Mansuetus	22	Agatha
36.	W.	Luc. 18, 9—14.	Luc. 10, 30—37.		Matth. 19,16—26.
4	S.	**11. n. Trinit. B**	**12. n. Pfingst.**	23	**12.n.Pfingst.**
5	M.	Nathanael	H. S. Eug.	24	Eusebius
6	D.	Magnus	Magnus	25	**Barthol.**
7	M.	Regina	Regina	26	Adrian
8	D.	Mariä Geb.	**Mariä Geb.**	27	Pömenus
9	F.	Sidonia	Gorgonius	28	Moses
10	S.	Pulcheria	Pulcheria	29	Joh. Enth.
37.	W.	Matth. 13, 24—30.	Luc. 17, 11—19.		Matth. 21. 33—42.
11	S.	**12. n. Trinit. B**	**13. n. Pfingst.**	30	**13.n.Pfingst.**
12	M.	Gottlieb	H. N. M.	31	Gürtel Mar.
					September.
13	D.	Amatus	Macrobius	1	Simeon
14	M.	† Erhöhung	**† Erhöhung**	2	Mamamt.
15	D.	Friederike	Oct. M. Geb.	3	Anthinus
16	F.	Euphemia	Euphemia	4	Babylos
17	S.	Lambert	Hildegard	5	Zachar., Ev.
38.	W.	Luc. 10, 25—37.	Matth. 6, 24-36.		Matth. 22, 2—14.
18	S.	**13. n. Trinit. B**	**14. n. Pfingst.**	6	**14.n.Pfingst.**
19	M.	Renatus	Pomposa	7	Sozon
20	D.	Calixtus	Prisca	8	**Mar. Geb.**
21	M.	**Quatember**	**Quatember**	9	Joachim
22	D.	Moritz	Mauritius	10	Menodora
23	F.	Thekla	Polixena	11	Theodora
24	S.	Joh. Empf.	Joh. Empf.	12	Antonius
39.	W.	Luc. 17. 11—19.	Luc. 7, 11—17.		Matth. 22, 35—46.
25	S.	**14. n. Trinit. B**	**15. n. Pfingst.**	13	**15.n.Pfingst.**
26	M.	Cyprian	Calistus	14	**† Erhöhung**
27	D.	Cos. Dam.	Cos. Dam.	15	Nicetas
28	M.	Wenceslaus	Wenceslaus	16	**Quatember**
29	D.	**Michael**	**Michael**	17	Sophie
30	F.	Hieronymus	Hieronymus	18	Eumenius

Jüdischer Kalender.

29. September 1. Tisri 5620 Neujahrsfest *.
30. „ 2. „ „ Zweites Fest *.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 23. 2 U. 50 M. Nachm. in das Zeichen ♎ der Wage.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	5 U. 13 M.	6 U. 46 M.
9.	5 „ 25 „	6 „ 28 „
17.	5 „ 38 „	6 „ 10 „
25.	5 „ 51 „	5 „ 52 „

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	13 St. 33 M.	10 St. 27 M.
9.	13 „ 3 „	10 „ 57 „
17.	12 „ 32 „	11 „ 28 „
25.	12 „ 1 „	11 „ 59 „

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	11 U. 3 M. Vm.	7 U. 53 M. Ab.
9.	5 „ 31 „ Nm.	1 „ 57 „ früh
17.	7 „ 35 „ Ab.	11 „ 43 „ Mitt.
25.	4 „ 12 „ früh.	5 „ 8 „ Nm.

Mondviertel.

4. ☽ Erstes Viertel 4 U. 54 M. früh.
11. ○ Vollmond 9 U. 21 M. früh.
19. ☾ Letztes Viertel 11 U. 3 M. Abds.
26. ● Neumond 2 U. 45 M. Nachm.

Monatsspruch.

O Herz! in Lust und Schmerz so trotzig als verzagt,
Du bist ein Jäger, Herz, und bist zugleich gejagt,
Du jagest nach der Zeit, die flüchtig dir entweicht,
Und fliehst die Ewigkeit, die sicher dich erreicht.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.		Feste und Namen der Russen und Griechen. September 1858.
1	S.	Remigius	Remigius	19	Trophinus
40.	W.	Matth. 6, 24–34.	Luc. 14, 1–11.		Matth.25, 14–23.
2	S.	**15. n. Trinit. B**	**16. Rosenkrzf.**	20	**16.n.Pfingst.**
3	M.	Maximinian	Jairus	21	Kodrat
4	D.	Franciscus	Franciscus	22	Phokas
5	M.	Placidus	Placidus	23	Empf. Joh.
6	D.	Fides	Roman., B.	24	Thekla
7	F.	Esther	Rosarius	25	Euphrosyne
8	S.	Ephraim	Simon, B.	26	Joh., Th.
41.	W.	Luc. 7, 11–17.	Matth.22,34-46		Matth.15, 21–28.
9	S.	**16. n. Trinit. B**	**17. n. Pfingst.**	27	**17.n.Pfingst.**
10	M.	Athanasius	Gereon M.	28	Charitan
11	D.	Gereon	Florus	29	Cyriacus
12	M.	Maximilian	Evagrius	30	Gregor. B.
					October.
13	D.	Colomanus	Colomanus	1	Remigius
14	F.	Burkhard	Calixtus	2	Cyprian
15	S.	Hedwig	Hedwig	3	Dionysius
42.	W.	Luc. 14, 1–11.	Matth. 9, 1–8.		Luc. 5, 1–11.
16	S.	**17. n. Trinit. B Gallus**	**18. Kirchw. Gallus**	4	**18.n.Pfingst.**
17	M.	Innoceut	Hero	5	Charitina
18	D.	Luc., Evang.	**Luc., Evang.**	6	Thomas, Ap.
19	M.	Ferdinaud	Ptolemäus	7	Sergius
20	D.	Wendelin	Irenäus	8	Pelagius
21	F.	Ursula	Ursula	9	Jakob Alph.
22	S.	Cordula	Sara S.	10	Eulampius
43.	W.	Matth.22, 34–40.	Matth.22,34-40		Luc. 6, 31–36.
23	S.	**18. n. Trinit. B**	**19. n. Pfingst.**	11	**19.n.Pfingst.**
24	M.	Salome	Proclus	12	Probus
25	D.	Wilhelmine	Crispin	13	Campus
26	M.	Hiob	Amandus	14	Nazareth
27	D.	Sabina	Sabina	15	Euthymius
28	F.	Sim. u. Jud.	**Sim. u. Jud.**	16	Longinus
29	S.	Narcissus	Narcissus	17	Hoseas, Pr.
44.	W.	Luc. 10, 38–42.	Joh. 4, 47–54.		Luc. 7, 11–16.
30	S.	**19. n. Trinit. B**	**20. n. Pfingst.**	18	**20.n.Pfingst.**
31	M.	**Reform.-Fest**	Wolfgang	19	Joel, Pr.

Jüdischer Kalender.

2. Oct. 4. Tisri 5620. Fasten Gedaljah; 8. Oct. 10. Tisri Versöhnungsfest*; 13. Oct. 15. Tisri Laubhüttenfest*; 14. Oct. 16. Tisri 2. Fest*; 19. Oct. 21. Tisri Palmenfest; 20. Oct. 22. Tisri Versamml. od. Laubh.-Ende*; 21. Oct. 23. Tisri Gesetzfreude*; 29. Oct. 1. Marcheswan 5620.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 23. 11 U. 11 M. Ab. in das Zeichen ♏ des Skorpions.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	6 U. 0 M.	5 U. 38 M.
9.	6 " 14 "	5 " 20 "
17.	6 " 28 "	5 " 3 "
25.	6 " 42 "	4 " 46 "

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	11 St. 38 M.	12 St. 22 M.
9.	11 " 6 "	12 " 54 "
17.	10 " 35 "	13 " 25 "
25.	10 " 4 "	13 " 56 "

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	0 U. 34 M. Nm.	7 U. 27 M. Ab.
9.	4 " 16 " "	3 " 17 " früh
17.	8 " 8 " Ab.	0 " 59 " Nm.
25.	6 " 2 " fr.	4 " 0 " "

Mondviertel.

3. ☽ Erstes Viertel 9 U. 21 M. Abds.
12. ○ Vollmond 0 U. 41 M. früh.
19. ☾ Letztes Viertel 6 U. 32 M. früh.
26. ● Neumond 1 U. 22 M. früh.

Monatsspruch.

Dem Süß entgegen sind gestellt: Herb, Bitter, Sauer;
Drei Nachwehn einer Lust, o Schmerz, o Leid, o Trauer!
Dem Gut entgegen steht: Bös, Uebel, Schlimm und Schlecht;
Vier Schäden einem Heil! O Mensch, verstehst du's recht?



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.	Feste und Namen der Russen und Griechen. October 1859.	
1	D.	Aller Heil.	**Aller Heil.**	20	Arthenius
2	M.	Aller Seel.	**Aller Seel.**	21	Hilarion
3	D.	Hubert	Hubert	22	Albert
4	F.	**Carolus**	**Car. Borr.**	23	Jakob, Ap.
5	S.	Blandina	Magn. B.	24	Arethas
45. W.		Luc. 13, 6—9.	Matth. 18, 23–25	Luc. 8, 5—15.	
6	S.	**20. n. Trinit. B**	**21. n. Pfingst.**	25	**21. n. Pfingst.**
7	M.	Erdmann	Engelbert	26	Demetrius
8	D.	Emmerich	O. All. Heil.	27	Nestor
9	M.	Theodor	Ursinus	28	Terentius
10	D.	**Mart. Luth.**	Liberius	29	Anastasius
11	F.	Mart. Bisch.	Mart. Bisch.	30	Zenobius
12	S.	Modestus	Didacus	31	Stachis
					November.
46. W.		Matth. 25, 1–13.	Matth. 22, 15–22	Luc. 16, 19—31.	
13	S.	**21. n. Trinit. B**	**22. n. Pfingst.**	1	**22. n. Pfingst.**
14	M.	Levinus	Levinus	2	Acindinus
15	D.	Leopold	**Leopold**	3	Aeepsinus
16	M.	Edmund	Othmar, A.	4	Johann. Ap.
17	D.	Hugo	Greg., Th.	5	Galaceton
18	F.	**Bußtag**	Hesychius	6	Paulus
19	S.	Elisabeth	Elisabeth	7	Hieron. M.
47. W.		Matth. 18, 21—35.	Matth. 9, 18–26.	Luc. 8, 26—39.	
20	S.	**Todtenfest B**	**23. n. Pfingst.**	8	**23. n. Pfingst.**
21	M.	Mar. Opfer	**Mar. Opfer**	9	Oneñphus
22	D.	Cäcilie	Cäcilie	10	Ernst
23	M.	Clemens	Clemens	11	Victor
24	D.	Chrysogen.	Crescentius	12	Joh. Alm.
25	F.	Katharina	Katharina	13	Joh. Chr.
26	S.	Konrad	Bellinus	14	Philipp
48. W.		Joh. 15, 1—16.	Luc. 21, 25—36.	Luc. 8, 40—55.	
27	S.	**1. Advent B**	**1. Advent**	15	**24. n. Pfingst. Fast. Anf.**
28	M.	Ruffus	Busso	16	Matth., Ev.
29	D.	Walther	Saturnin.	17	Gregor v. W.
30	M.	Andreas	**Andr., Ap.**	18	Platon, M.

Jüdischer Kalender.

27. November 1. Kislev 5620.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 22. 7 U. 54 M. Ab. in das Zeichen ♐ des Schützen.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	6 U. 54 M.	4 U. 33 M.
9.	7 · 8 ·	4 · 19 ·
17.	7 · 22 ·	4 · 8 ·
25.	7 · 35 ·	3 · 59 ·

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	9 St. 39 M.	14 St. 21 M.
9.	9 · 11 ·	14 · 49 ·
17.	8 · 46 ·	15 · 14 ·
25.	8 · 24 ·	15 · 36 ·

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	1 U. 20 M. Nm.	9 U. 27 M. Ab.
9.	3 · 20 · ·	5 · 50 · früh.
17.	11 · 33 · Ab.	1 · 2 · Nchm.
25.	9 · 2 · früh.	3 · 59 · ·

Mondviertel.

2. ☽ Erstes Viertel 5 U. 8 M. Ab.
10. Ⓞ Vollmond 2 U. 55 M. Nachm.
17. ☾ Letztes Viertel 1 U. 56 M. Nchm.
24. ● Neumond 2 U. 32 M. Nachm.

Monatsspruch.

Sei dankbar für das Glück, das dir der Herr bestimmt,
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder nimmt;
Es ist kein Gut so groß, er hat noch größres eben,
Und nimmt dir Eines blos, um Andres dir zu geben.



Tageskalender für 1859.

M. T.	W. T.	Feste und Namen der Protestanten.	Feste u. Namen der Katholiken.	Feste und Namen der Russen und Griechen. November 1859.	
1	D.	Longinus	Eligius	19	Abadias, P.
2	F.	Aurelie	Bibiana	20	Gregor. D.
3	S.	**Franz Xaver**	**Franz Xaver**	21	Mar. Opf.
49.	W.	Matth. 5, 17—19.	Matth. 11, 2-10.		Luc. 10, 25—37.
4	S.	**2. Advent B**	**2. Advent**	22	**25.n.Pfingst.**
5	M.	Amos	Sabbas, Abt	23	Amphiloch
6	D.	Nikolaus	**Nikolaus**	24	Katharina
7	M.	Marquard	Agatha	25	Clemens
8	D.	Mar. Empf.	**Mar. Empf.**	26	Georg
9	F.	Agrippina	Gorgonia	27	Jakob M.
10	S.	Judith	Judith	28	Steph. M.
50.	W.	Matth. 11, 2—10.	Joh. 1, 19—28.		Luc. 12, 16—21.
11	S.	**3. Advent B**	**3. Advent**	29	**1. Advent**
12	M.	Epimachus	Epimachus	30	Andreas, A.
					December.
13	D.	Lucia	Luc. Ott.	1	Longinus
14	M.	**Quatember**	**Quatember**	2	Habakuk
15	D.	Ignatius	Jonathan	3	Sophron
16	F.	Ananias	Olympia	4	Barbara
17	S.	Isaak	Lazarus	5	Sabbas
51.	W.	Joh. 1, 19—28.	Luc. 3, 1—9.		Luc. 13, 10—17.
18	S.	**4. Advent B**	**4. Advent**	6	**2. Advent**
19	M.	Reinhard	Zosimus	7	Ambrosius
20	D.	Ammon	Ammon	8	Patapius
21	M.	**Thomas**	**Thomas, Ap.**	9	**Mar. Empf.**
22	D.	Beata	Flavius	10	Menas
23	F.	Dagobert	Dagobert	11	Daniel
24	S.	Adam, Eva	Adam, Eva	12	Spiridion
52.	W.	Luc. 2, 1—14.	Luc. 2, 1—14.		Luc. 14, 16—24.
25	S.	**H. Christtag B**	**Christfest**	13	**3. Advent**
26	M.	**Stephan**	**Stephan**	14	Thyrsus
27	D.	Johannes, Ev.	**Joh., Evang.**	15	Eleutherius
28	M.	Unsch. Kindl.	**Unsch. Kindl.**	16	**Quatember**
29	D.	Jonathan	Thomas, B.	17	Urväter
30	F.	David	David, Kön.	18	Sebast. M.
31	S.	Sylvester	Sylvester	19	Bonifacius

Jüdischer Kalender.

21. December	25. Kislev 5620.	Tempelweihe.
27. „	1. Tebeth „	
5. Januar 1860	10. „ „	Fasten. Belagerung Jerusalems.

Astronomische Bemerkungen.

Eintritt der Sonne in die Himmelszeichen.

Die Sonne tritt am 22. 8 U. 43 M. früh in das Zeichen ♑ des Steinbocks.

Sonnen-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	7 U. 46 M.	3 U. 54 M.
9.	7 „ 55 „	3 „ 49 „
17.	8 „ 3 „	3 „ 49 „
25.	8 „ 7 „	3 „ 53 „

Tages- und Nachtlängen.

	Tagesl.	Nachtl.
1.	8 St. 8 M.	15 St. 52 M.
9.	7 „ 54 „	16 „ 6 „
17.	7 „ 46 „	16 „ 14 „
25.	7 „ 46 „	16 „ 14 „

Mondes-Auf- und Untergang.

	Aufg.	Unterg.
1.	0 U. 10 M. fr.	10 U. 44 M. Abds.
9.	2 „ 49 „ Nm.	7 „ 26 „ früh.
17.	0 „ 9 „ fr.	11 „ 54 „ „
25.	9 „ 18 „ „	1 „ 54 „ Abds.

Mondviertel.

2. ☽ Erstes Viertel 2 U. 39 M. Nchm.
10. ○ Vollmond 4 U. 2 M. früh.
16. ☾ Letztes Viertel 10 U. 5 M. Abds.
24. ● Neumond 6 U. 36 M. früh.

Monatsspruch.

Such' stets das, was du machst, zu machen besser immer,
Doch halte drum was du gemacht hast nicht für schlimmer;
Der dunkeln Wurzel mag die lichte Blüt' entflammen,
Sie hat darum kein Recht, die Wurzel zu verdammen.

Erläuterungen

zu Seite I und II.

Die goldene Zahl ist diejenige Zahl, welche anzeigt, das wievielste Jahr das vorliegende Jahr in dem 19jährigen Mondzirkel ist, innerhalb dessen die Mondsviertel wieder auf dieselben Tage fallen. Diese goldene Zahl, die für den alten und neuen Kalender irgend eines Jahres stets dieselbe ist, kehrt in 1900 Jahren periodisch wieder.

Die Epakte ist das Alter des Mondes, d. h. sie gibt an, wie viel Tage seit dem letzten Neumond im alten Jahre bis zum Neujahrstage verflossen sind; die Epakte kann daher von 0 oder * bis 29 wachsen, da für die Zeit von einem kirchlichen, nicht astronomischen Neumonde zum andern 30 Tage angenommen werden. Die Epakte ist in beiden Kalendern natürlich verschieden.

Mit dem Sonnenzirkel und Sonntagsbuchstaben hat es folgende Bewandtniß. Von den ältesten Zeiten an war es gebräuchlich, Alles, was den Menschen umgab, unter die Planeten zu vertheilen. So waren auch die Wochentage und die Buchstaben an dieselben vertheilt. Weil aber das Jahr nicht mit der vollen Woche endigt, so wurde der erste Tag jedes Jahres wieder mit A bezeichnet und der Buchstabe, welcher das ganze Jahr hindurch auf den Sonntag fällt, der Sonntagsbuchstabe genannt. In jedem gemeinen Jahre geht derselbe um eine Stelle rückwärts; in Schaltjahren jedoch, die 366 Tage, oder zwei Tage über 52 Wochen haben, bezeichnete man den 23. Februar und den ihm folgenden Schalttag, d. h. den 24. Februar, mit einem und demselben Buchstaben. Dies geschah, damit die Ordnung der Buchstaben nach dem 24. Februar bis zum 31. December nicht weiter unterbrochen werden sollte. Infolge dessen hat jedes Schaltjahr zwei Sonntagsbuchstaben; der eine gilt vom 1. Januar bis zum 24. Februar, der andere vom 25. Februar bis zum 31. December. Daher rückt dann auch in jedem, einem Schaltjahre zunächst folgenden, gemeinen Jahre der Sonntagsbuchstabe um zwei Stellen rückwärts. Nach 28 Jahren, welchen Zeitraum man den Sonnenzirkel nennt, weil nach Ablauf dieser Frist der Anfang des Jahres auf denselben Wochentag fällt, kehren daher die Sonntagsbuchstaben periodisch wieder. Während aber die letztern im Gregorianischen und Julianischen Kalender natürlich verschieden sind, ist der Sonnenzirkel in beiden Kalendern der nämliche. Der Sonntagsbuchstabe ist von großer Wichtigkeit für die Zeitrechnung, weil lediglich mit seiner Hülfe die Wochentage ermittelt werden können, an welchen eine bestimmte Thatsache geschehen ist. So wurde mit seiner Hülfe der Wochentag der Schöpfung, des Eintritts und Endes der Sündflut und der Todestag Christi festgestellt.

Was endlich der Römer Zinszahl oder die sogenannte Indiction betrifft, so ist sie diejenige Zahl, welche anzeigt, das wievielste Jahr einer gewissen, sogleich näher zu erwähnenden Periode das gegebene Jahr ist. Es wurde nämlich zu Kaiser Konstantin's Zeiten eine Periode von 15 Jahren eingeführt, die ihren Anfang drei Jahre vor Beginn der Dionysischen Aera nahm, möglicherweise deshalb, um das Andenken an das Jahr der Geburt unsers Herrn, die bekanntlich in ein Schätzungsjahr fiel, lebendig zu erhalten.

Die Quatember sind vier vierteljährliche Termine, die ehedem von der größten Wichtigkeit waren, weil an diesen Tagen, wie noch jetzt in England, die Gerichtssitzungen eröffnet, die Steuern bezahlt und die Rechnungen abgeschlossen wurden. Sie mögen ursprünglich wol mit den Jahreszeiten zusammengefallen und erst später mit den Tagen, nach welchen sie jetzt genannt werden, in Verbindung gekommen sein. Jetzt werden nur noch die Grubenrechnungen mit diesen Tagen abgeschlossen und die Zubußen darnach benannt; auch bedarf es kaum der Bemerkung, daß die ehemaligen sogenannten Quatembersteuern von den Quatembern, nicht diese von jenen den Namen erhalten haben. Sie fallen sämmtlich auf eine Mittwoch, nämlich vor Reminiscere und Trinitatis, nach Kreuzes Erhöhung und Luciä.

Hinsichtlich der Zeichen des Thierkreises muß man sich vorerst erinnern, daß der Thierkreis (Zodiacus) ein Streifen am gestirnten Himmel zwischen zwei auf beiden Seiten der Ekliptik (Sonnenbahn) mit dieser parallel laufenden Kreisen ist, in welchem Streifen die Planeten — mit Ausnahme der Hebe, Egeria, Eunomia, Juno, Ceres und Pallas, die über den Thierkreis hinausschweifen — stets anzutreffen sind. Im Thierkreise nun stehen die zwölf Sternbilder, von welchen die zwölf Zeichen der Ekliptik, deren jedes 30 Grad enthält, ihre Namen führen. Daß aber diese Zeichen und die gleichnamigen Sternbilder nicht mehr dieselbe Stelle in der Ekliptik wie früher einnehmen, sondern in jetzigen Zeiten nahe um 30 Grad voneinander verschieden sind, weshalb z. B. der Ausdruck: die Sonne tritt in den Löwen, nicht mehr heißt: sie fängt nun an, durch das Sternbild des Löwen zu gehen, sondern durch das Sternbild des Krebses, wird durch das sogenannte Vorrücken der Nachtgleichen herbeigeführt, welches in 100 Jahren einen Grad beträgt.

Der Unterschied der Uhrzeiten.

Wenn es in Leipzig 12 Uhr Mittags ist, so ist es in:

	Vormitt. U.	M.	S.	Nachmitt. U.	M.	S.
Algier	11	22	48			
Amsterdam	11	30	3			
Athen				12	45	25
Berlin				12	4	5
Bern	11	40	16			
Bonn	11	38	54			
Bordeaux	11	8	11			
Bremen	11	45	46			
Breslau				12	18	40
Brüssel	11	27	57			
Bukarest				12	54	51
Cadix	10	45	42			

	Vormitt. U.	Vormitt. M.	Vormitt. S.	Nachmitt. U.	Nachmitt. M.	Nachmitt. S.
Cap der guten Hoffnung				12	24	26
Christiania	11	54	25			
Danzig				12	25	13
Dorpat				12	57	25
Dresden				12	5	26
Dublin	10	45	8			
Edinburg	10	57	46			
Florenz	11	55	33			
Genf	11	35	7			
Hamburg	11	50	24			
Hannover	11	49	27			
Jerusalem				1	31	16
Kalkutta				5	3	51
Karlsruhe	11	44	8			
Kasan				2	27	2
Kassel	11	48	30			
Königsberg				12	32	30
Konstantinopel				1	6	26
Kopenhagen				12	0	50
Lissabon	10	33	56			
Liverpool	10	58	30			46
London	11	9	53			
Lübeck				12	6	
Madras				4	31	27
Madrid	10	55	42			
Mailand	11	47	36			
Mexico	4	34	9			
Moskau				1	40	47
München	11	56	56			
Neapel				12	7	30
New-York	6	14	26			
Nikolajew				1	18	25
Odessa				1	13	29
Ofen				12	26	42
Palermo				12	3	55
Paramatta				9	14	36
Paris	11	19	51			
Peking				6	56	25
Petersburg				1	11	43
Prag				12	8	14
Quito	5	55	32			
Rio Janeiro	8	17	51			
Rom				12	0	25
Stockholm				12	22	34
Strasburg	11	41	30			
Stuttgart	11	47	13			
Turin	11	41	18			
Valparaiso	6	23	44			
Warschau				12	34	37
Washington	6	2	20			
Wien				12	16	2
Zürich	11	44	42			

Datumzeiger für das Jahr 1859.

Januar.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	—	—	—	—	1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31	—	—	—	—	—

Februar.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	—	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—

März.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	31	—	—
—	—	—	—	—	—	—

April.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	—	—	—	1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
—	—	—	—	—	—	—

Mai.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
1	2	3	4	5	6	7
8	9	10	11	12	13	14
15	16	17	18	19	20	21
22	23	24	25	26	27	28
29	30	31	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—

Juni.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	—	1	2	3	4
5	6	7	8	9	10	11
12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25
26	27	28	29	30	—	—
—	—	—	—	—	—	—

Juli.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	—	—	—	1	2
3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23
24	25	26	27	28	29	30
31	—	—	—	—	—	—

August.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	1	2	3	4	5	6
7	8	9	10	11	12	13
14	15	16	17	18	19	20
21	22	23	24	25	26	27
28	29	30	31	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—

September.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	—	—	1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	—
—	—	—	—	—	—	—

October.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	—	—	—	—	1
2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15
16	17	18	19	20	21	22
23	24	25	26	27	28	29
30	31	—	—	—	—	—

November.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	1	2	3	4	5
6	7	8	9	10	11	12
13	14	15	16	17	18	19
20	21	22	23	24	25	26
27	28	29	30	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—

December.

Sonntag.	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
—	—	—	—	1	2	3
4	5	6	7	8	9	10
11	12	13	14	15	16	17
18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31
—	—	—	—	—	—	—

Anmerkung. Folgende Tage werden in Sachsen als volle Festtage gefeiert: 1. Januar, 6. Januar, 25. März, 8., 22. u. 25. April, 13. Juni, 31. October, 18. November, 26. December.

Leipziger Messen.

Neujahrmesse.

1. Jan. Einlauten der Messe.
8. Jan. Auslauten derselben.
12. Jan. Zahltag.
15. Jan. Schluß der Messe.

Jubilatemesse.

8. Mai Beginn d. Böttcherw.
15. Mai Einlauten der Messe.
22. Mai Beginn der Zahlwoche und Buchhändlermesse.
26. Mai Zahltag.
28. Mai Schluß der Messe.

Michaelismesse.

25. Sept. Beginn der Böttcherwoche.
2. Oct. Einlauten der Messe.
9. Oct. Beginn d. Zahlwoche.
13. Oct. Zahltag.
15. Oct. Schluß der Messe.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Illustrirter

Volkskalender für 1859.

Es gleicht die Zeit dem Winde,
Der mit dem Wasser spielt,
Bald wellt er es gelinde,
Bald in dem Grund er wühlt.
Es spült die schönsten Perlen die Flut wol an den Strand;
Doch auch des Meeres Schrecken die Welle wirft ans Land.

Verstorbene fürstliche Personen im J. 1857.

Deutsche.

Nassau, Prinzessin-Tochter des Herzogs von, geb. am 14. Nov., gest. am Abend des 28. Dec.

Reuß-Köstritz, Fürst Heinrich LXIV. von, k. k. österr. General der Cavalerie a. D. und Ritter des Maria-Theresienordens, geb. am 31. März 1797, gest. am 16. Sept. auf Schloß Ernstbrunn bei Kornenburg in Oesterreich.

Reuß-Ebersdorf, Prinzessin Karoline von, geb. am 27. Sept. 1792, gest. am 29. Nov. in Dresden.

Sachsen, Prinzessin Marie von, älteste Tochter Ihrer k. Majestäten, geb. am 22. Jan. 1827, gest. am 8. Oct.

Sachsen, Prinzessin Luise Marie Charlotte von, Schwester des Herzogs Karl II. von Parma, seit dem 3. Jan. 1838 Witwe zweiter Ehe des verstorbenen Herzogs Maximilian von Sachsen, Vaters des Königs Johann, geb. am 1. Oct. 1802, gest. am 8. März in Rom.

Württemberg, Theodolinde, Gräfin von, geb. Prinzessin von Leuchtenberg, geb. am 13. April 1814 und vermählt am 8. Febr. 1841 mit dem Grafen Wilhelm von Württemberg, gest. am 1. April zu Stuttgart.

Württemberg, Eugen, Herzog von, geb. am 8. Jan. 1788, kaiserl. russ. General der Infanterie, gest. am 16. Sept. auf Schloß Karlsruhe in Schlesien.

Auswärtige.

England, Mary, Herzogin von Gloucester, Tochter König Georg's III. von, geb. 25. April 1776, vermählt am 22. Juli 1816 mit ihrem Cousin, dem Herzog Wilhelm Friedrich von Gloucester und seit 30. Nov. 1834 Witwe, gest. am 30. April in London.

Frankreich, Charles Bonaparte, Fürst von Canino, Cousin des Kaisers von, geb. am 24. Mai 1803 zu Paris, gest. am 29. Juli daselbst.

Frankreich, Victoria Auguste Antoinette von, Herzogin von Nemours, Tochter des verstorbenen Prinzen Ferdinand von Sachsen-Coburg, geb. am 14. Febr. 1822, vermählt am 27. April 1840 mit Ludwig, Herzog von Nemours, gest. am 9. Nov. zu Claremont.

Neapel, Prinzessin Amalie von, Schwester des Königs Ferdinand und Gemahlin des Infanten Sebastian von Spanien, geb. 23. Febr. 1818, gest. am 6. Nov. in Neapel.

Portugal, Prinzessin Donna Anna de Jesus Maria von, Schwester Dom Miguel's von Braganza, geb. 23. Dec. 1806, vermählt am 1. Dec. 1827 mit Nune, Marquis von Loulé, gest. Ende Juni in Rom.

Europäische Regententafel.

Regierungsantritt.	Länder- und Regentennamen.	L. A.	R. J.
	I. Kaiserreiche.		
1852 2. Dec.	Frankreich: Ludwig Napoleon III., geb. 20. April 1808, verm. 29. Jan. 1853 mit Eugenie Gräfin von Montijo; Thronfolger Napoleon Eugène Louis Jean Josephe, geb. 16. März 1856.	51	7
1848 2. Dec.	Oesterreich: Franz Joseph I., geb. 18. Aug. 1830, verm. 24. April 1854 mit Elisabeth, Herzogin in Bayern; Thronfolger Erzherzog Ferdinand Maximilian, geb. 6. Juli 1832, Bruder.	29	11
1855 2. März	Rußland: Alexander II. Nikolajewitsch, geb. 29. (17.) April 1818, verm. 28. (16.) April 1841 mit Maria Alexandrowna, Prinz. von Hessen; Thronfolger Nikolaus Alexandrowitsch, geb. 20. (8.) Sept. 1843.	41	4
	II. Königreiche.		
1848 21. März	Bayern: Maximilian II., geb. 28. Nov. 1811, verm. 12. Oct. 1842 mit Marie, Prinzessin von Preußen; Thronfolger Ludwig Otto Friedrich Wilhelm, geb. 25. Aug. 1845.	48	11
1831 21. Juli	Belgien: Leopold I., geb. 16. Dec. 1790, Witwer von Luise Prinzessin v. Orleans; Thronf. Leopold, Herzog v. Brabant, geb. 9. April 1835.	69	28
1848 20. Jan.	Dänemark: Friedrich VII., geb. 6. Oct. 1808, verm. 7. Aug. 1850 morg. mit Luise Christine, Gräfin von Danner; Thronfolger Ferdinand, geb. 22. Nov. 1792, Vatersbruder.	51	11
1832 5. Oct.	Griechenland: Otto I., geb. 1. Juni 1815, verm. 22. Nov. 1836 mit Amalie, Prinzessin von Oldenburg; Thronfolger Adalbert Prinz von Bayern, geb. 19. Juli 1828, Bruder.	44	27
1837 20. Juni	Großbritannien und Irland: Victoria I., geb. 24. Mai 1819, verm. 10. Febr. 1840 mit Albert Prinz von Sachsen-Coburg-Gotha; Thronfolger Albert Eduard, Prinz von Wales, geb. 9. Nov. 1841.	40	22
1851 18. Nov.	Hannover: Georg V., geb. 27. Mai 1819, verm. 18. Febr. 1843 mit Marie, Prinzessin von Sachsen-Altenburg; Thronfolger Ernst August, geb. 21. Sept. 1845.	40	8
1849 17. März	Niederlande: Wilhelm III., geb. 19. Febr. 1817, verm. 18. Juni 1839 mit Sophie, Prinzessin von Württemberg; Thronfolger Wilhelm, geb. 4. Sept. 1840.	42	10
1853 15. Nov.	Portugal: Dom Pedro de Alcantara, geb. 16. Sept. 1837, verm. 29. April 1858 mit Stephanie, Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen; Thronfolger Don Louis Philippe, geb. 31. Oct. 1838, Bruder.	22	6
1840 7. Juni	Preußen: Friedrich Wilhelm IV., geb. 15. Oct. 1795, verm. 29. Nov. 1823 mit Elisabeth, Prinzessin von Bayern; Thronfolger Friedr. Wilhelm Ludwig, geb. 22. März 1797, Bruder.	64	19
1854 10. August	Sachsen: Johann, geb. 12. Dec. 1801, verm. 21. Nov. 1822 mit Amalie Auguste, Prinz. v. Bayern; Thronf. Friedr. Aug. Albert, geb. 23. April 1828.	58	5
1849 23. März	Sardinien: Victor Emanuel II., geb. 14. März 1820, Witwer von Adelheid, Erzherzogin von Oesterreich; Thronfolger Humbert Prinz von Piemont, geb. 14. März 1844.	39	10
1844 8. März	Schweden und Norwegen: Oskar I., geb. 4. Juli 1799, verm. 19. Juni 1823 mit Josephine, Prinzessin von Leuchtenberg; Thronfolger u. Regent Karl Ludwig Herzog v Schonen, geb. 3. Mai 1826.	60	15
1830 8. Nov.	Sicilien, beide: Ferdinand II., geb. 12. Jan. 1810, verm. 9. Jan. 1837 mit Therese, Erzherzogin von Oesterreich; Thronfolger Franz Herzog von Calabrien, geb. 16. Jan. 1836.	49	29
1833 29. Sept.	Spanien: Isabella II., geb. 10. Oct. 1830, verm. 10. Oct. 1846 mit Francisco d'Assis; Kronprinz Alphons, geb. 28. Nov. 1857.	29	25
1816 30. Oct.	Württemberg: Wilhelm I., geb. 27. Sept. 1781, verm. 15. April 1820 mit Pauline, Prinzessin von Württemberg; Thronfolger Karl Friedrich, geb. 6. März 1823.	78	43
	III. Geistliche Herrschaften.		
1846 16. Juni	Kirchenstaat: Pius IX., geb. 13. Mai 1792.	67	13
1839 2. Juli	Türkei: Abdul Medschid Khan, geb. 23. April 1823; Thronfolger Mehemed Murad, geb. 21. Sept. 1840.	36	20
	IV. Großherzogthümer.		
1852 24. April	Baden: Friedrich, geb. 9. Sept. 1826; verm. 20. Sept. 1856 mit Luise, Prinz. v. Preußen. Thronf. Friedrich Wilhelm, geb. 9. Juli 1857.	35	7

Regierungsantritt.	Länder- und Regentennamen.	L. A.	R. J.
1848 16. Juni	Hessen-Darmstadt: Ludwig III., geb. 9. Juni 1806, verm. 26. Dec. 1833 mit Mathilde, Prinzessin von Bayern; Thronfolger Prinz Karl, geb. 23. April 1809, Bruder.	53	11
1847 20. Nov.	Hessen-Kassel: Friedrich Wilhelm I., geb. 20. Aug. 1802, morg. verm. mit Gertrude, Fürstin zu Hanau; Thronfolger Landgraf Wilhelm, geb. 24. Dec. 1787, Großvaters Brudersohn.	57	12
1842 7. März	Mecklenburg-Schwerin: Friedrich Franz, geb. 28. Febr. 1823, verm. 3. Nov. 1849 mit Auguste, Prinzessin von Reuß-Schleiz-Köstritz auf Stonsdorf; Thronfolger Friedrich Franz, geb. 19. März 1851.	36	17
1816 6. Nov.	Mecklenburg-Strelitz: Georg Friedrich, geb. 12. Aug. 1779, verm. 12. Aug. 1817 mit Marie, Prinzessin von Hessen-Kassel; Thronfolger Friedrich Wilhelm, geb. 17. Oct. 1819.	80	43
1853 27. Febr.	Oldenburg: Nikolaus Friedrich Peter, geb. 8. Juli 1827, verm. 10. Febr. 1852 mit Elisabeth, Prinzessin von Sachsen-Altenburg; Thronfolger Friedrich August, geb. 16. Nov. 1852.	32	6
1853 8. Juli	Sachsen-Weimar-Eisenach: Karl Alexander August, geb. 24. Juni 1818, verm. 8. Oct. 1842 mit Sophie, Prinzessin der Niederlande; Thronfolger Karl August, geb. 31. Juli 1844.	41	6
1824 18. Juni	Toscana: Leopold II., geb. 3. Oct. 1797, verm. 7. Juni 1833 mit Antonie, Prinz. v. Sicilien; Thronfolger Ferdinand, geb. 10. Juni 1835.	62	35

V. Herzogthümer.

Regierungsantritt.	Länder- und Regentennamen.	L. A.	R. J.
1834 24. März	Anhalt-Bernburg: Alexander Karl, geb. 2. März 1805, verm. 30. Oct. 1834 mit Friederike v. Holst.-Glücksb.; Thronf. Herz. Anh.-Dessau.	54	25
1817 9. Aug.	Anhalt-Dessau: Leopold Friedrich Wilhelm, geb. 1. Oct. 1794, Witwer seit 1. Jan. 1850 von Friederike Luise, Prinzessin von Preußen; Erbprinz Friedrich, geb. 29. April 1831.	65	42
1831 25. April	Braunschweig: Wilhelm, geb. 25. April 1806; Nachfolge Königr. Hannover.	53	13
1846 21. Jan.	Modena: Franz V. Ferdinand, geb. 1. Juni 1819, verm. 30. März 1842 mit Adelgunde, Prinzessin von Bayern; Nachfolger Maximilian, geb. 14. Juli 1782, Vatersbruder.	40	28
1839 20. Aug.	Nassau: Adolf Wilhelm, geb. 24. Juli 1817, verm. 23. April 1851 mit Adelheid, Prinzessin von Anhalt-Dessau; Erbprinz Wilhelm Alexander, geb. 22. April 1852.	42	20
1854 27. März	Parma: Robert I., geb. 9. Juli 1848, Vormünderin dessen Mutter Luise, geb. Prinzessin von Bourbon, des Herzogs von Berry Tochter, geb. 1819; Erbfolger Heinrich, geb. 12. Jan. 1851, Bruder.	11	5
1853 3. Aug.	Sachsen-Altenburg: Ernst Friedr. Paul Georg Nikolaus, geb. 16. Sept. 1826, verm. 28. April 1853 mit Agnes, Prinzessin v. Anhalt-Dessau; Regierungsnachfolger Moritz, geb. 24. Oct. 1829, Bruder.	33	6
1844 29. Jan.	Sachsen-Coburg-Gotha: Ernst II., geb. 21. Juni 1818, verm. 3. Mai 1842 mit Alexandrine, Prinzessin von Baden; Nachfolger Albrecht, geb. 26. Aug. 1819, Bruder.	41	15
1803 24. Dec.	Sachsen-Meiningen-Hildburghausen: Bernhard Erich Freund, geb. 17. Dec. 1800, verm. 23. März 1825 mit Marie, Prinzessin von Kurhessen; Erbprinz Georg, geb. 2. April 1826.	59	56

VI. Fürstenthümer.

Regierungsantritt.	Länder- und Regentennamen.	L. A.	R. J.
1848 8. Sept.	Hessen-Homburg: Ferdinand, geb. 26. April 1783; Nachfolge Großherz. Hessen-Darmstadt.	76	11
1836 20. April	Liechtenstein: Alois Joseph, geb. 26. Mai 1796, verm. 8. Aug. 1831 mit Fürstin Francisca de Paula, geb. Gräfin Kinsky; Erbprinz Johann, geb. 5. Oct. 1840.	63	23
1851 1. Jan.	Lippe-Detmold: Leopold, geb. 1. Sept. 1821, verm. 17. April 1852 mit Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt; Erbprinz Woldemar, geb. 18. April 1824, Bruder.	38	9
1836 31. Oct.	Reuß-Greiz: Heinrich XX., geb. 29. Juni 1794, verm. 1. Oct. 1831 mit Karoline v. Hessen-Homb.; Erbpr. Heinrich XXII., geb. 28. März 1846.	65	23
1854 20. Juni	Reuß-Schleiz: Heinrich LXVII., geb. 20. Oct. 1789, verm. 18. April 1820 mit Adelheid v. Reuß; Nachfolger Heinrich XIV., geb. 28. Mai 1832.	70	5
1787 13. Febr.	Schaumburg-Lippe: Georg Wilhelm, geb. 20. Dec. 1784, verm. 23. Juni 1816 mit Ida v. Waldeck; Erbpr. Adolf Georg, geb. 1. Aug. 1817.	75	72
1807 28. April	Schwarzburg-Rudolstadt: Günther, geb. am 6. Nov. 1793, verm. 7. August 1855 mit Gräfin Helene von Reina; Regierungsnachfolger Albert, geb. 30. April 1798, Bruder.	66	52
1835 3. Sept.	Schwarzburg-Sondershausen: Günther Friedrich, geb. 24. Sept. 1801, verm. 29. Mai 1835 mit Mathilde v. Hohenl.-Oehringen, geschieden 5. Mai 1852; Erbprinz Karl Günther, geb. 7. Aug. 1830.	58	24
1845 15. Mai	Waldeck und Pyrmont: Georg Victor, geb. 14. Jan. 1831, verm. mit Helene, Prinzessin v. Nassau; Nachf. Wolrad, geb. 24. Jan. 1833, Br.	28	14



I.

Geschichtsbilder aus der Gegenwart.

Der Aufstand in Britisch-Indien.

Es ist die eigenthümlichste Staatenbildung, daß eines der größten Reiche der Erde sich im Besitz einer Gesellschaft von Kaufleuten befindet, obgleich seit der Erneuerung der Freibriefe in den Jahren 1833 und 1855 die englische Regierung einen wichtigen Einfluß auf die Leitung der Geschäfte erlangt hat. Diese Doppelherrschaft führte den Nachtheil herbei, daß jeder Theil dem andern — der Directorenhof der ostindischen Gesellschaft dem Colonialamte und dieses jenem — die Schuld aller Fehler und Versäumnisse aufbürdete, während Indien den Schaden zu tragen hatte.

So weit dieses Reich der gemischten kaufmännisch-königlichen Macht unterworfen ist, zerfällt es in die Präsidentschaft Bengalen mit Audh, 13,946 geogr. Geviertmeilen mit 51,568,000 Einwohnern, wozu noch die Unterstatthalterschaft der nordwestlichen Provinzen zu Agra, 7805 Q.-M. mit 30,872,766 Einw., gehört, sowie das abgesondert verwaltete Pendschab oder Punjab, Fünfstromland, 2752 Q.-M. mit 9,153,209 Einw., die Präsidentschaft Madras, 6920 Q.-M. mit 22,301,697 Einw., und die Präsidentschaft Bombay mit Pegu, 4484 Q.-M. mit 13,633,000 Einw. Der Schutzstaaten, welche unter einheimischen Fürsten stehen, gibt es so viele und von so verschiedener Größe, wie im weiland deutschen Reiche; doch sind es willenlose Schattenfürsten, die jedem Winke ihrer Oberherren gehorsam sein müssen, wollen sie nicht Krone und Leben verwirken. Diese Gebiete umfassen zusammen 27,870 Q.-M. mit 48½ Mill. Einw., wonach der ganze Umfang des Reichs sich auf 63,783 Q.-M. mit einer Bevölkerung

von 176,028,672, nach andern Angaben sogar auf 188,884,297 Seelen beläuft.

Kein Fuß breit dieses gewaltig ausgedehnten Gebiets gehört den Engländern kraft eines andern Rechts als des der Eroberung. Als Königin Elisabeth am 31. Dec. 1600 einer Gesellschaft von Kaufleuten den Freibrief zum Alleinhandel mit Indien ertheilte, suchten sie demüthig um die Erlaubniß zur Gründung einer Factorei in Madras nach. Andere Nationen waren den Engländern zuvorgekommen. Im 16. Jahrhundert waren die Portugiesen in Indien mächtig, verloren aber im folgenden das Meiste an die Holländer; endlich faßten auch die Franzosen in Pondichery festen Fuß, während die Engländer fast anderthalb Jahrhundert noch immer ohne Landbesitz blieben. Der Streit zweier Thronbewerber um Karnatik, im Südosten der vorderindischen Halbinsel, gab ihnen endlich Gelegenheit zur Einmischung. Da die Franzosen den einen dieser Prinzen unterstützten, so halfen die Engländer dem andern. Lange Jahre kämpften sie unglücklich gegen den französischen Gouverneur Dupleix, der sogar Madras eroberte, das erst im Aachener Frieden von 1748 zurückgegeben wurde. So lange Dupleix in Indien blieb, unterlagen die Engländer auch in den erneuerten Kämpfen bis 1756; dann aber erhielten sie in Lord Clive einen Heerführer, dessen Talent dem neuen französischen Gouverneur Lally überlegen war. Die Eroberung und Behauptung von Arcot, der Hauptstadt von Karnatik, durch Clive legte den Grund zur britischen Macht in Indien. Der Nabob von Karnatik erfuhr zuerst, was britische Hülfe werth sei; er ward ihr unterwürfiger Schützling.

Die drei nach und nach eroberten Präsidentschaften von Kalkutta, Madras und Bombay, wurden 1773 unter eine gemeinschaftliche Oberverwaltung gestellt und Warren Hastings zum ersten Generalgouverneur ernannt. Die Gewaltthaten dieses Machthabers waren so schreiend, daß sie später zu einer berühmt gewordenen Anklage gegen ihn führten.

Wir können nur einen flüchtigen Rückblick auf die neuere Geschichte der Eroberung Indiens werfen und erinnern daher blos an den 1778 ausgebrochenen Krieg mit den Mahratten, einem Hirtenvolke im Westen Vorderindiens, das in mehrere kleine Fürstenthümer zerfallen war. Hyder Ali mischte sich zwei Jahre später in diesen Kampf und erschütterte die britische Macht auf das gefährlichste. Sein 1782 erfolgter Tod befreite die Engländer von diesem unternehmenden Feinde, und sie schlossen mit seinem Sohne Tippu Saib 1784 den Frieden zu Mangalore. Er dauerte nur fünf Jahre, und der neue Kampf endete mit der Belagerung von Seringapatam, der Hauptstadt von Mysore, durch den Generalgouverneur Cornwallis, dem 1792 das halbe Reich Tippu Saibs abgetreten werden mußte.

Unter den Stürmen der französischen Revolution brachen die Engländer die Macht Frankreichs und Hollands in Indien, fuhren auch fort, die indischen Fürsten gegeneinander zu hetzen und beide streitende Theile

zu unterjochen. Es war gleich gefährlich, ihr Freund oder ihr Gegner zu sein, und der Generalgouverneur Shore entriß 1796 in der treulosesten Weise dem Rajah von Tanjore, dem anhänglichsten Bundesgenossen der Engländer, sein Reich.

Tippu Saib beschäftigte sich inzwischen mit dem Plane, ganz Indien in einen Bund gegen die Engländer zu vereinigen und griff abermals zu den Waffen, hatte es jedoch nun mit Englands größtem Feldherrn, Marquis Wellesley, dem nachmaligen Herzog von Wellington, zu thun. Durch die Erstürmung von Seringapatam am 5. Mai 1799 verlor Tippu Saib Krone und Leben.

Im Jahr 1800 folgte die Einverleibung der Staaten der Nabobs von Surate und Arcot unter eiteln Vorwänden nach; auch der König von Audh mußte 1801 einen großen Theil seines Landes abtreten. Ein Streit zwischen den Mahrattenfürsten Jaswunt Holkar und Scindiah, an dem der Großmogul mit einem von dem Franzosen Perron gebildeten Heere theilnahm, gab in demselben Jahre Gelegenheit zu dem großen Mahrattenkriege, ausgezeichnet durch schwere Unfälle, wie durch die glänzenden Erfolge Wellesley's bei Laswary und Assaye und die Eroberung der Hauptfestung des Radschah von Berar. Der Großmogul gerieth in britische Gefangenschaft und behielt nur eine Titularherrschaft bei. Holkar wurde zu dem Frieden von Drogaum am 17. Dec. 1803 genöthigt, wodurch er Kuttock abtrat, und Scindiah erhielt zwei Jahre später unter mäßigen Bedingungen den Frieden. Die Herrschaft der Mahratten ging erst nach Verlauf von zwölf Jahren unter, nachdem sie im Bunde mit dem Könige von Nepal einen unglücklichen Krieg geführt hatten.

Eine so reiche Länderbeute mußte in längerer Zeit verdaut werden, bis die Kriege gegen die Birmanen, die Emire von Sindh, die Sikhs im Pendschab, die Afghanen und der zweite Eroberungszug gegen Birma, von dem Pegu abgerissen wurde, unternommen werden konnten.

Ein ebenso rechtloser als unpolitischer Schritt, der die bittersten Früchte getragen hat, bestand in der Einverleibung des Königreichs Audh, das noch einen Umfang von 23,738 engl. oder etwa 1100 geogr. Geviertmeilen mit über fünf Millionen Einwohnern behalten hatte. Die Verkündigung dieses Gewaltstreichs durch den damaligen Generalgouverneur Marquis Dalhousie erfolgte am 7. Febr. 1856 und rief alsbald die äußerste Entrüstung hervor. Suleiman Schah Nasir eddin Hyder, der König dieses Landes, war, zum Lehnsmann der Engländer herabgewürdigt, ihnen beständig treu geblieben und hatte sie in allen gefährlichen Kriegen mannigfach unterstützt, auch große Geldvorschüsse geleistet. Um der Erstattung dieser letztern zu entgehen, gab es kein leichteres Mittel als seine Entthronung, zum Vorwand aber mußte die ihm schuld gegebene schlechte Regierung dienen. Obgleich dieser Vorwurf nicht unbegründet ist, so klingt er doch sonderbar im Munde einer Verwaltung, die voll der schreiendsten Misbräuche ist. Wenn überdies Fehler, die in

einem Staate begangen werden, den Nachbar berechtigen, sich denselben anzueignen, so ist es um die Selbständigkeit der Regierungen und der Völker geschehen. Unstreitig müssen die Bewohner von Audh sich unter englischer Herrschaft noch weit elender gefühlt haben, weil sich sonst das Land nicht wie Ein Mann erhoben und ganz Indien in den Brand des Aufstandes gegen die Macht der englisch-ostindischen Gesellschaft hineingezogen haben würde. Unklugerweise war nicht allein das ganze Heer des entthronten Königs in britischen Sold genommen worden, auch die bengalischen Regimenter wurden hauptsächlich durch Leute aus dem krie-



Nena Sahib.

gerischen Volke von Audh rekrutirt, wodurch die Gesinnung, welche diese Söldlinge beseelte, im ganzen Heere Verbreitung fand.

Für ihre Unzufriedenheit mit der Fremdherrschaft hatten die Eingeborenen die zahlreichsten und triftigsten Gründe. Für sie ging jede Aussicht auf die höhern Stellen in der Verwaltung, der Rechtspflege und dem Kriegsdienst verloren; Zurücksetzung, verächtliche Behandlung, niedere Dienstbarkeit wurden ihr Loos. Einflußreiche und einträgliche Anstellungen erhielten nur Engländer, jüngere Söhne aus aristokratischen Familien, Günstlinge der Minister oder des Directorenhofes, und solche Personen,

denen man in der Heimat den Mund stopfen wollte. Ohne Kenntniß der Sprache, der Gesetze, Sitten, Einrichtungen und der religiösen Gebräuche kamen diese Fremdlinge ins Land, nicht um sich demselben nützlich zu machen, sondern um es auszusaugen und in möglichst kurzer Zeit so viel zusammenzuraffen, daß sie in das Mutterland zurückkehren und dort schwelgerisch oder doch behaglich leben konnten. Welcher Vernachlässigung, welcher Ungerechtigkeit und Bedrückung die Bewohner Indiens dadurch ausgesetzt wurden, ist kaum zu sagen. Die Ausbeutung der Provinzen erfolgte so rasch und der hungrigen Mägen wurden so viele nach Indien geschickt, daß hieraus das Bedürfniß neuer Eroberungen und Einverleibungen entsprang. Den Beamten folgten die englischen Kaufleute nach, die ihre Waaren zollfrei einführen durften, während die Ausfuhr der Erzeugnisse indischen Gewerbfleißes mit Verbotszöllen belegt wurde. Die Landwirthschaft fand keine Unterstützung, dagegen betrieb die ostindische Gesellschaft zu ihrem Vortheil einen ausgedehnten Anbau von Mohnpflanzungen zur Bereitung des Opiums, das den Chinesen mit Kanonen aufgenöthigt wird. Auch andere werthvolle Bodenerzeugnisse, wie z. B. Indigo, bauten englische Pflanzer an. Die Bewässerungsanlagen wurden, wie der Bau von Straßen, und die Sorge für die Beförderungsmittel vernachlässigt. Durch alles dieses geriethen die Bewohner des fruchtbarsten Landes der Welt, obgleich es bei durchschnittlich nicht ganz 3000 Seelen auf die geogr. Geviertmeile keineswegs übervölkert ist, in Armuth und Noth, sodaß ihnen nur durch Anwendung der Folter das Letzte zur Zahlung der Steuern abgepreßt werden konnte. In ihren religiösen Gefühlen wurden Brahmanen wie Muselmänner verletzt, ohne die Segnungen des Christenthums dagegen einzutauschen. Es war der Glaube ihrer Unterdrücker, welchen sie schon deshalb verabscheuten und welchen sie auch nicht für segenbringend halten konnten, da die Regierung, den Götzendienst und die scheußlichsten Gebräuche begünstigend, wo es zu ihrem Vortheil gereichte, nicht nur den Missionen feindselig und hindernd gegenüberstand, sondern auch in der großen Mehrzahl ihrer Glieder allen und jeden Einfluß des Christenthums auf das Leben verleugnete.

Unter den Gründen zum Misvergnügen ist vornehmlich die Verletzung der religiösen Gebräuche durch gefettete Patronen betont worden. Möglich, daß der Aberglaube benutzt worden ist, um die Gemüther der Soldaten zu entflammen; da sie jedoch kein Bedenken getragen haben, diese Patronen abzubeißen, als es galt, ihre Feinde damit niederzuschießen, so kann man diesem Umstande keine besondere Wichtigkeit beilegen. Die Engländer haben es nie an Veranlassungen fehlen lassen, das Volk gegen sich zu erbittern, und die gefährlichen Aufstände von 1807 und 1833, sowie Empörungen einzelner Regimenter, haben stattgefunden, ehe an solche Patronen gedacht wurde.

Der Thronraub von Audh war es, der zu dem jetzigen Ausbruche geführt hat, und der König behielt treue Diener, auch nachdem er ver-

haftet worden war. Erzählungen über die klägliche Rolle, welche die Engländer im orientalischen Kriege gespielt hatten, waren nach Indien gedrungen und hatten die Furcht vor Englands Kriegsmacht verscheucht. Daß Kars in russische Hände fallen konnte, während England der Bundesgenosse der Pforte war, erschien den Orientalen als ein Beweis der Schwäche und des Verfalls. Sebastopol ist eine neue Stadt; man kannte ihre Wichtigkeit im Orient nicht; allein von Kars, unter dessen Mauern der Stern Nadir Schahs unterging, hatte man eine hohe Meinung, und glaubte daher, daß England seine frühere Kraft verloren habe und jetzt mit Erfolg bekämpft werden könne. Ehe aber zu den äußersten Mitteln geschritten wurde, eilte die Königin-Mutter Malka Kaschwar mit ihrem jüngern Sohne Hasmut Bahadur und einem Enkel nach England, um Gerechtigkeit zu fordern. Erst als sie nach Hause meldete, daß sie unerhört geblieben und die Sache des Königs hoffnungslos sei, breitete die Verschwörung sich aus. Bekanntlich ist die Königin am 24. Jan. in Paris, ihr Sohn einen Monat später in London, Beide am gebrochenen Herzen, gestorben.

Welche Ueberraschung auch der indische Aufstand in Europa erregte, in Indien war er bereits seit dem Nov. 1856 vorbereitet, und es ist fast unglaublich, daß die dortigen englischen Machthaber von dem nahenden Sturme nichts merkten. Das ganze System aber war in der That beinahe unglaublich und beruhte auf dem blinden Vertrauen, daß die Zügel der Kriegszucht nie erschlaffen und es beständig möglich sein würde, mit den angeworbenen Söhnen des Landes die Herrschaft zu behaupten. Beim Ausbruch des Aufstandes zählte das Heer in der Präsidentschaft Bengalen an Europäern 2271 Offiziere, die eingeschlossen, welche bei eingeborenen Regimentern angestellt waren, 1602 Sergeanten und 18,515 Gemeine; Eingeborene: 2325 Offiziere, 5821 Havildars, Unteroffiziere, und 110,517 Gemeine; in Madras 10,194 Europäer und 49,737 Eingeborene; in Bombay 9589 Europäer und 30,940 Eingeborene. Die Indier waren also fünfmal so zahlreich als die Engländer und diese Ueberzahl verlieh ihnen Selbstvertrauen: woran es ihnen aber fehlte, das waren befähigte Anführer. Hätte auch nur Ein Mann von Kraft und Talent an ihrer Spitze gestanden, der eine geordnete und einheitliche Leitung der Kriegsangelegenheiten herzustellen fähig gewesen wäre, der das ganze Volk für diese Sache zu begeistern und die Hülfsmittel des Landes zu benutzen gewußt hätte, so konnte sein Erfolg nicht zweifelhaft sein. Ein solcher Mann war nicht vorhanden, und der am häufigsten genannte Nena Sahib in Bithur am Ganges glühte zwar vor Rache, weil die ostindische Gesellschaft ihm die Gelder vorenthielt, auf die er als angenommener Sohn seines Vorgängers Anspruch machte, besitzt aber die Eigenschaften nicht, welche zum Siege hätten führen können.

Die Theilnahme der Bevölkerungen war weder allgemein, noch kraftvoll und nachhaltig, und die Ursache dieser Erscheinung braucht nicht

mühsam aufgesucht zu werden. Seit Jahrtausenden sind mannigfache Volksstämme, verschieden in Herkunft, Sprache, Glaube und Sitte, in Indien eingedrungen und keine Verschmelzung hat unter ihnen stattgefunden. Sie sind einander fremd und feindlich geblieben und betrachten sich gegenseitig mit Argwohn. Die Anhänger der brahminischen Lehre bilden zwar die Mehrzahl, doch hat ein strenger Kastengeist unübersteigliche Schranken zwischen ihnen aufgeführt. Die Herstellung der muselmännischen Herrschaft, die zunächst in Frage kam, hat keine freundlichen Erinnerungen bei den Andersglaubenden zurückgelassen und weckt in ihnen keine Begeisterung. So fehlten überall die einigenden Bande für ein gemeinsames nationales Unternehmen, und die Gewohnheit des lange getragenen Drucks, die Entnervung, welche die Sklaverei erzeugt, that das Ihrige, den Aufschwung zu hindern. Nur in Audh, wo die Empörung ihre Wurzeln hat, wo das britische Joch noch neu ist und mithin am drückendsten empfunden wird, ist der Kampf volksthümlich, die Betheiligung allgemein geworden, und hier haben auch die Engländer die größten Gefahren zu bestehen.

In Mirut, einige Meilen oberhalb Delhi gelegen, eröffneten drei eingeborene Regimenter, eins zu Pferde, zwei zu Fuß, am 10. Mai das große Trauerspiel des Jahres 1857. Sie ermordeten ihre englischen Offiziere und enthüllten dadurch den Charakter, welchen der Kampf verabredetermaßen annehmen sollte. Es war auf den Tod der Engländer jedes Standes, Alters und Geschlechts abgesehen, wiewol von dieser grausamen Regel in vielen Fällen abgewichen worden ist. Leider fiel manches große Blutbad vor; falsch ist es dagegen, daß Frauen geschändet worden sind und daß schreckliche Martern die Tödtung begleiteten. Die Welt mußte diese Märchen, die täglich und mit den haarsträubendsten Einzelheiten aufgetischt wurden, so lange glauben, bis englische Ehrenmänner, sowol Offiziere wie Beamte, diese Erfindungen, wodurch der Racheburst des englischen Volks entflammt werden sollte, Lügen gestraft haben. Allein auch ohne solche Uebertreibungen schändeten diese Blutthaten die Sache der Aufständigen und müssen als gottlos wie als unklug bezeichnet werden. Hätten die Seapoys Männer, Frauen und Kinder, welche in ihre Hände fielen, geschont, so konnten sie dieselben als kostbare Geiseln benutzen und ihre Feinde zur Milde zwingen. Gewiß, die Engländer sind die Lehrer ihrer Unterthanen in schonungsloser Härte und Grausamkeit gewesen, und unerhört in der Geschichte gesitteter Nationen ist es, daß sie jetzt alle Gefangenen ohne Unterschied und zwar unter Umständen, welche die Entrüstung jedes menschlichen Gefühls herausfordern, abschlachteten.

Die Regimenter aus Mirut erreichten Delhi am folgenden Tage. Diese wichtige Stadt war ausschließlich mit eingeborenen Truppen besetzt, welche den Ankommenden zufielen und die Fahne des Aufstandes erhoben. Die aufgehäuften gewaltigen Kriegsmittel der Engländer fielen ihnen dort in



Erschießung meuterischer Sipoys zu Firozpur am 13. Juni 1857.



Die Erstürmung von Delhi: Der Kampf am Kaschmirthor am 14. September 1857.

die Hände und nur ein Pulvermagazin sprengte der tapfere Leutnant Willoughby in die Luft. Auch hier wiederholten sich die Mordscenen, und nur wenigen Engländern gelang die Flucht.

Muradscha Schah, der den Titel des Großmoguls fortführte, wurde zum Könige von Indien ausgerufen und in dieser Würde von Muselmanen wie Brahminen anerkannt; allein den Geist seiner berühmten Vorfahren hatte er nicht geerbt, und für das Gelingen der Sache, für die Behauptung seiner Würde hat er nichts geleistet. Auch die bengalischen Regimenter, die nacheinander alle die Fahne der Empörung entfalteten, haben zwar einen Zusammenhang bewahrt und militärischen Muth bwiesen, doch aber gezeigt, daß sie der europäischen Tapferkeit und Kriegskunst nicht gewachsen und ohne englische Anführer zu erheblichen Leistungen nicht geeignet sind. Da auf solche Weise der ganze Krieg wenig von erhebendem Interesse bietet, so kann es auch nicht unsere Absicht sein, ihn in alle Einzelheiten zu verfolgen, die nur in einem umfänglichen Geschichtswerke Platz finden könnten; wir werden uns auf die Anführung der wichtigsten Ereignisse beschränken.

Aufstände der eingeborenen Truppen in den Präsidentschaften Madras und Bombay kamen erst später und vereinzelt vor. Es gelang daher den englischen Machthabern, sie mit blutiger Strenge zu unterdrücken und diese Provinzen im Gehorsam zu erhalten. Von den mittelbaren Fürsten hielten es viele für rathsam, erst den Gang der Ereignisse abzuwarten; doch erschien den Engländern diese Treue sehr zweifelhaft, zumal wenn, wie in Gwalior, die Truppen sich dem Aufstande anschlossen, während der Radschah seine Anhänglichkeit an die ostindische Gesellschaft versicherte. Andere, die sich kühn für die Sache der Unabhängigkeit erhoben hatten, geriethen in englische Gefangenschaft und wurden gleich gemeinen Verbrechern hingerichtet.

Von großer Wichtigkeit für die Engländer war es, daß die Bewohner des Pendschab, die nach ihrem Glaubensbekenntnisse den Namen der Sikhs, Jünger, führen, mit dem Aufstande nicht gemeine Sache machten. Bengalische Regimenter, welche diese junge Eroberung hüten sollten, waren es, die sich dort empörten und anfänglich einige Landestruppen mit sich fortrissen. Von der Bevölkerung nicht unterstützt, wurden sie überwältigt und alle Gefangenen gehängt. Sir John Lawrence, der diese Provinz verwaltete, ein Mann von Einsicht und großer Thatkraft und unterstützt von talentvollen Offizieren, wie Major Edwards, sicherte sich die Anhänglichkeit der ältern Regimenter der Sikhs und warb neue Truppen an, die bei der Belagerung von Delhi erhebliche Dienste leisteten. Es konnte ihm dies um so eher gelingen, als die Sikhs die brahminischen und muselmännischen Lehren als Aberglauben verwerfen und einer gereinigten Lehre anhängen, dieserhalb aber mit den übrigen Bewohnern Indiens in alter Feindschaft leben.

Aehnlich sind die Verhältnisse im Königreich Nepal, dem Hinterlande

von Audh, wo der Aufstand einiger Gurkharegimenter ohne Erfolg blieb und der König, mehr noch sein ehrgeiziger, ränkevoller und blutgieriger Minister, Jung Bahadur, sich für die Engländer erklärte und ihnen Hülfstruppen schickte. Auch die Afghanen verhielten sich ruhig, was an sich schon von großer Bedeutung war, wenn sie die Engländer auch nicht unterstützten.

Alle Blicke waren vornehmlich auf Delhi gerichtet. An den Besitz dieser Stadt knüpfte man die Entscheidung der Sache. Die Aufständigen wendeten sich besonders diesem Orte zu, dessen Besatzung allmälig auf angeblich 30,000 Mann stieg. Auch die Engländer hatten vornehmlich diesen Platz im Auge, und nach dem am 27. Mai erfolgten Tode des Obergenerals Anson, der nur eine Woche lang in der Nähe der Stadt gestanden hatte, übernahm General Barnard den Befehl über die gegen Delhi bestimmten Truppen, brach von Allighur am 8. Juni dahin auf, mußte sich aber mit den Waffen in der Hand den Weg bis gegen Delhi bahnen, wo er sein Lager aufschlug. Bei der geringen Zahl seiner Truppen, deren Reihen durch Krankheiten und Todesfälle stark gelichtet wurden, konnte er an eine Einschließung der Stadt nicht denken, mußte sein Lager vielmehr zu befestigen trachten und war mehr der Belagerte als der Belagerer. Die Regimenter, die aus England nach Indien abgingen, wurden seltsamerweise meist auf Segelschiffen dahin geschickt und waren erst in den letzten Monaten des Jahres zu erwarten. Daß es der mit Geschützen reich versehenen Besatzung von Delhi, trotz wiederholter wüthender Stürme gegen das englische Lager, nicht gelang, den schwachen Feind zu zersprengen, war ein übles Vorzeichen für ihre Zukunft. Außer in Mirut und Delhi hatten sich die eingeborenen Truppen zu Firospur, Allighur, Murki, Murdaun, Lacknau, Nussirabad, Nimatsch, Benares, Hissar, Jhansi, Mehidpur, Jullendur, Azimghur, Futtighur, Jaunpur, Bareilly, Schahjehanpur und andern Orten gegen die Engländer erhoben, deren Lage dadurch sehr mislich gestaltet ward. In Bengalen sollte Generalleutnant Sir Patrick Grant, in Peschawer Brigadegeneral Sidney John Cotton, den Aufstand bekämpfen. Im Lager vor Delhi wüthete die Cholera und General Sir Henry Barnard erlag dieser Seuche am 5. Juli, worauf General Thomas Reid an seine Stelle trat. Bald aber erkrankte auch dieser, starb und wurde durch General Archimbald Wilson ersetzt. Er konnte längere Zeit auch nichts Entscheidendes unternehmen, da der erste ihm zugeschickte Belagerungspark unterwegs bei Phillaur den Aufständigen in die Hände gefallen war. Ein wiederholter Versuch, die zweite Sendung eines Zuges von Belagerungsgeschützen aufzufangen, wurde vom Obersten Nicholson, der vom Pendschab aus Verstärkungen zugeführt, bei Nujufghghur am 25. August vereitelt; er schlug die aus Delhi ausgerückten Aufständigen und eroberte alle ihre Kanonen. Am 5. Sept. traf das schwere Geschütz vor Delhi ein, und da General Wilson noch Hülfstruppen aus Kaschmir erhalten hatte, so wuchs seine Stärke auf etwa

15,000 Mann. Die Vorbereitungen zum Angriffe wurden angeordnet, die Ausfälle der Belagerten zurückgeworfen und der Sturm am 14. Sept. begonnen, der nach sechstägigen Kämpfen Delhi in die Gewalt der Engländer brachte. Die Besatzung zog sich aus der Stadt, nur wer gefangen ward, erlitt den Tod. Zwei englische Heersäulen, die eine unter dem Obersten Greathed, verfolgten die auf verschiedenen Wegen nach Audh ziehende Besatzung von Delhi und brachten ihr auf dem Marsche noch mehrere Verluste bei. Daß eine wohl befestigte, mit Kriegsmitteln reichlich versehene Stadt dem Angriffe eines Belagerungsheeres erlag, das etwa nur halb so zahlreich als die Besatzung war, ist ein hinreichender Beweis militärischer Unfähigkeit und mangelhafter Führung der Aufständigen.

Das zweite Kriegstheater, auf dem sich Denkwürdiges ereignete, war in Audh. Zu Khanpur oder Cawnpur, wie die Engländer es schreiben, brach am 5. Juni der Aufstand aus, und Oberst Sir Hugh Wheeler zog sich mit wenigen Truppen zum Schutz der dort befindlichen Frauen, Kinder und bürgerlichen Personen in das Hospital zurück, das er befestigte. Hier wurde er von Nena Sahib angegriffen und vertheidigte sich kraftvoll, bis die Lebensmittel ausgingen. Da Wheeler überdies tödtlich verwundet wurde, so schloß die Besatzung eine Uebereinkunft, wonach sie gegen das Versprechen des freien Abzugs ihre Stellung räumte. Das Versprechen wurde nicht gehalten, die Besatzung auf dem Marsche niedergemacht, die Frauen und Kinder aber führte man gefangen nach der Stadt zurück. General Sir Henry Havelock rückte zu ihrer Befreiung vor und bahnte sich durch glückliche Gefechte am 13. Juli bei Futtypur, am 15. zwanzig engl. Meilen vor Khanpur und am 16. vor dieser Stadt selbst den Weg zu seinen Landsleuten, fand sie jedoch auf Nena Sahibs Befehl alle ermordet.

Lacknau war von ähnlichem Schicksal bedroht. General Sir Henry Lawrence hatte sich in das dortige Fort zurückgezogen, wurde jedoch bei einem Ausfall am 2. Juli tödtlich verwundet; auch gingen bei dieser Gelegenheit die ihm bis dahin treugebliebenen eingeborenen Truppen zu ihren Landsleuten über. Major Banks übernahm den Befehl. Der Versuch Havelock's, nach Lacknau vorzurücken, mislang ungeachtet der siegreichen Treffen bei Abupur am Ganges, die er am 29. und 30. Juli lieferte. Am 4. August unternahm er den Vormarsch von neuem, vermochte aber nur bis auf den halben Weg sich der Stadt zu nähern und erreichte auf seinem Rückzuge Khanpur am 13. August. Erst nachdem er durch General Outram verstärkt worden war, gelang es ihm, sich den Weg mit den Waffen zu öffnen und Lacknau am 25. Sept. zu erreichen. Er fand sich in dem dortigen Fort ebenfalls wieder eingeschlossen und mußte unter beständigen Kämpfen warten, bis der zum Obergeneral ernannte Sir Colin Campbell ihn entsetzte. Das geschah erst im November. Am 12. jenes Monats erreichte der Obergeneral Allumbagh, ging am fol-

genden Tage angreifend vorwärts und drang am 17. bis zur Besatzung im Fort, die er endlich von ihren maßlos ausgestandenen Leiden befreite. Geschwächt durch diese Gefechte und von einem überzähligen Feinde bedrängt, vermochte er jedoch die befestigte Stelle nicht zu behaupten und räumte Lacknau am 24. Nov. An demselben Tage starb der tapfere General Havelock auf dem Rückzuge infolge von Wunden und Krankheit; mit ihm verlor England den ausgezeichnetsten seiner indischen Heerführer.

General Windham, der einstweilen in Khanpur befehligt hatte, wurde dort am 27. November von den Gwaliortruppen empfindlich geschlagen, wobei er ganze Regimenter und alle seine Zelte verlor. Der Obergeneral eilte zu seinem Beistande herbei, und gewann am 6. Dec. eine Schlacht, worauf Oberst Greathed den fliehenden Feind verfolgte.

Bewegliche Heersäulen hatten zur Dämpfung des Aufstandes und zum Entsatz belagerter Städte wesentlich beigetragen, wiewol wir diese zahlreichen Kämpfe in einem kurzen Bericht nicht schildern können. General Campbell verfolgte den Plan, theils durch Streifparteien, theils mit eigenen Kräften den Widerstand in ganz Bengalen zu brechen, bevor er den Herd des Aufstandes, das Königreich Audh, angriff. Am 2. Jan. 1858 besetzte er Feruckabad, schlug den Feind bei Futtighur, das er am 4. einnahm und bestand am 9. Jan. ein abermaliges glückliches Gefecht. General Outram behauptete sich in Allumbagh gegen die wiederholten Angriffe starker Truppenabtheilungen von Audh, und alle Vorbereitungen zum Kriege gegen diesen Staat waren getroffen. Auf solche Weise wuchs schon mit Beginn des laufenden Jahres die Hoffnung auf eine schließliche Unterwerfung des Aufstandes; und wir wünschen, diese schon im nächsten Jahrgange unsers Kalenders, der die Ereignisse des Jahres 1858 verfolgen wird, mittheilen zu können.

Die Kaiserzusammenkünfte in Stuttgart und Weimar.

Das Jahr 1857 ist reich an fürstlichen Reisen. Zu denjenigen, welche in der politischen Welt das meiste Aufsehen erregten und von den öffentlichen Blättern am verschiedensten beurtheilt wurden, gehören wol diejenige, welche Kaiser Napoleon III. im September v. J. nach Stuttgart unternahm, und die, welche Kaiser Franz Joseph von Oesterreich nach Weimar machte. Jener wollte zunächst den Besuch des Königs von Würtemberg in Paris erwidern und bei dieser Gelegenheit dem Kaiser Alexander II. von Rußland persönlich näher treten; dieser die alten Beziehungen zu demselben Monarchen wieder aufnehmen. Man hat die letztere als eine Folge der erstern darzustellen versucht und ihren Beweggrund darin zu finden geglaubt, daß der Kaiser von Oesterreich den Schein der Abschließung von sich zu entfernen gewünscht habe, von welcher er da-

mals gerade bedroht worden sei. Es ist aber schon an einem andern Orte dieses Kalenders darauf hingewiesen worden, daß diese Vermuthung auf einer völligen Unkenntniß der Umstände beruht. Die Begegnung Franz Joseph's mit dem Kaiser von Rußland ist nur aus dem persönlichen Wunsche beider Kaiser entsprungen, sich zu sehen und zu sprechen, um dadurch die gegenseitigen Beziehungen in der ganzen frühern Herzlichkeit herzustellen und jede Spur der infolge der Ereignisse der letzten Jahre eingetretenen Spannung zu tilgen. Die Zusammenkunft in Weimar, vermittelt durch einen Fürsten, welcher beiden Kaiserhöfen nahe stand, wäre sehr wahrscheinlich erfolgt, auch wenn die Reise Kaiser Napoleon's III. nach Stuttgart nicht eingetreten wäre. Doch werfen wir einen Blick auf diese Reisen selbst, von denen namentlich die erstere mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt wurde.

Die Stuttgarter Tage.

Alle französischen Städte, welche der Kaiser der Franzosen berührte, erglänzten in festlichem Schmuck und boten Alles auf, den „Erwählten der Nation" würdig zu empfangen. Vor allem that dies Strasburg, wo der Kaiser einen Tag verweilen sollte. Die Glocken läuteten bei seinem Einzug, ein Willkommen von 101 Kanonenschüssen ward abgefeuert und die Civil- und Militärbehörden hatten sich am Bahnhofe versammelt, um den Kaiser zu empfangen und ihn nach der Stadt zu begleiten. Die große Vorstellung, welche in der Wohnung des Präfecten stattfand, ward durch die Ankunft des Großherzogs von Baden auf Augenblicke unterbrochen, welche schon am Morgen durch den Telegraphen gemeldet worden war. Der Kaiser ging seinem erlauchten Gaste bis auf die Mitte der Treppe entgegen, begrüßte ihn herzlich und unterhielt sich längere Zeit mit ihm, worauf der Großherzog gegen 6 Uhr des Abends über Kehl zurückreiste, während der Kaiser das Theater besuchte. Am Morgen des 25. Sept. setzte Napoleon seine Reise fort und traf um 11¼ Uhr Mittags in Baden-Baden ein, wo ihn am Bahnhofe der Großherzog von Baden, der Prinz von Preußen und die Großherzogin Stephanie erwarteten. Nachdem er im großherzoglichen Palaste ein Frühmahl eingenommen, ging er nach Stuttgart weiter.

Hier war schon am Tage zuvor, 24. Sept., der Kaiser von Rußland eingetroffen. Er hatte auf der Station Feuerbach die Eisenbahn verlassen, wo sich bereits um 2 Uhr eine ansehnliche Menschenmasse hart an den Schranken der Bahn versammelte, um Zeuge des bevorstehenden Schauspiels zu sein. Die königlichen Hofwagen, zwei prächtige Droschken, die eine mit vier Schimmeln, die andere mit trakehner Rappen bespannt, mit Jockeys in Scharlach und Gold und Vorreiter an der Spitze, waren in langer Linie auf der Straße gegen Feuerbach aufgefahren. Einer der Adjutanten des Kaisers, Oberst Albindinski, schon

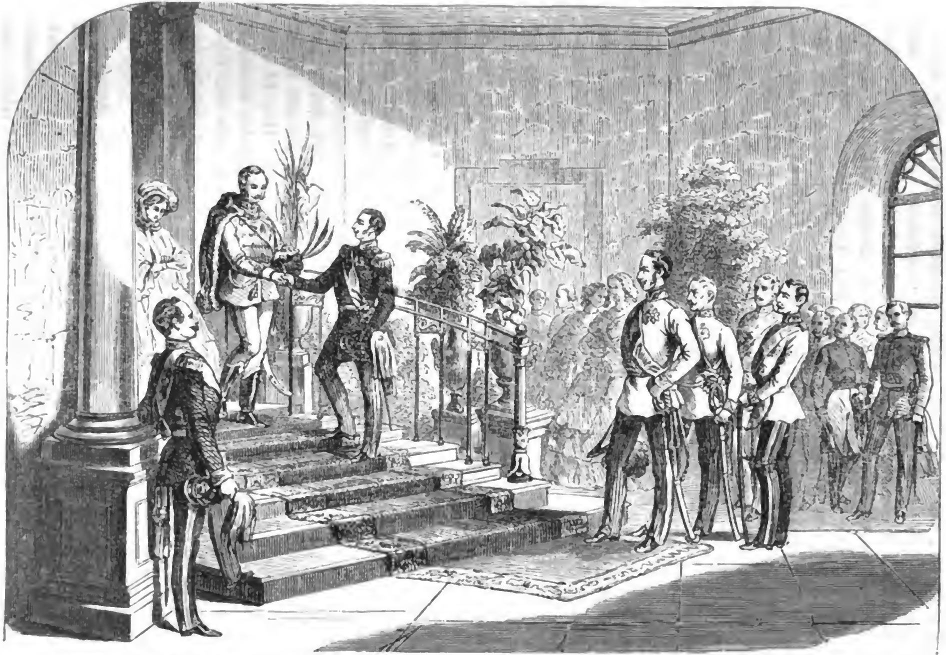
Tags zuvor angekommen, erwartete seinen kaiserlichen Herrn am Bahnhofe. Der König traf um 3 Uhr in einem vierspännigen Wagen ein, blieb aber, in seinen militärischen Mantel gehüllt, im Wagen. Endlich um 3 Uhr 50 Minuten sah man den Zug heraneilen. Der König verließ jetzt den Wagen, trat auf den Perron und empfing den Kaiser, der ihn herzlich umarmte, sowie er aus dem kaiserlichen Galawagen stieg. Dem Kaiser folgten der Kronprinz und die Kronprinzessin von Württemberg, die dem Kaiser bis Ludwigsburg entgegengefahren waren, sowie der Prinz Alexander von Hessen und das zahlreiche glänzende Gefolge des russischen Monarchen, welches die übrigen Wagen gefüllt hatte. Nach 10 Minuten fuhren die Hofwagen mit den höchsten und hohen Herrschaften nach der Villa des Kronprinzen ab, wo die übrigen Mitglieder der königlichen Familie zur Begrüßung anwesend waren. Ein Theil des Gefolges begleitete den Kaiser nach der Villa, die übrigen fuhren mit dem Zug nach Stuttgart weiter; Fürst Gortschakoff, General Adlerberg, Fürst Dolgorucki, um, gleich dem später eintreffenden Grafen Walewski, ihre Wohnung im königlichen Schlosse oder im Hôtel Marquardt einzunehmen. An der Station blieb nur der Leibtscherkesse des Kaisers bei einigen Koffern zurück, eine bärtige, kriegerische Gestalt, aber von gutmüthigem Aussehen. Dieser Rest des kaiserlichen Gefolges ließ sich mit philosophischer Ruhe von den noch zurückgebliebenen Gaffern betrachten, bis der vor 5 Uhr von Ludwigsburg ankommende Zug auch ihn entführte. Am Abend sah man die königliche Familie mit ihrem kaiserlichen Gaste im Theater, wo eine französische Schauspielergesellschaft ihre erste Vorstellung gab.

Der Kaiser von Rußland hatte sich ausdrücklich jede besondere Empfangsfeierlichkeit verbeten, weil er als Familienglied des königlichen Hauses angesehen sein wollte. Anders war es mit Napoleon III. Neben den erforderlich erscheinenden Sicherheitsmaßregeln für seine Person setzte sich auch die ganze Garnison der Residenz in Bewegung, um den Kaiser mit militärischem Gepränge zu empfangen. Um 3½ Uhr rückte ein Bataillon Infanterie aus, und besetzte die Straße nach dem Bahnhofe; weiter hin stellte sich ein Regiment Reiter bis zum Schloßplatz, auf diesem die Garde selbst auf, alle drei Corps mit Musik, Fahnen oder Standarten. Von 3 Uhr an erschienen auch allmälig die Polizeibeamten, der Stadtdirector v. Majer, der Landjägeroberst v. Perglas, der Platzadjutant Oberst v. Schüßler, die Minister des Auswärtigen, des Innern und des Krieges, während der Finanzminister von Knapp und der Eisenbahndirector von Bilfinger dem Kaiser bis Bruchsal entgegengefahren waren; ferner mehrere fürstliche Personen, wie der Graf von Württemberg, Prinz Hermann von Sachsen-Weimar, die Prinzen Friedrich und August von Württemberg, und endlich der Kronprinz mit seinen Adjutanten und mehreren hohen Stabsoffizieren.

Jetzt rückten Landjäger und Militär in den Bahnhof, die Wartesäle



Begrüßung Kaiser Napoleon's III. und Kaiser Alexander's II. im königl. Schlosse zu Stuttgart am 25. September 1857.



Zusammenkunft des Kaisers Franz Joseph I. mit dem Kaiser Alexander II. auf Schloß Belvedere bei Weimar am 1. October 1857.

wurden geschlossen, alle Zugänge gesperrt und nur im Postbureau, zunächst der Drehscheibe, war es einigen wenigen Personen verstattet, das bevorstehende Schauspiel aus nächster Nähe mit anzusehen. Gegen 4½ Uhr traf der König mit seinen Adjutanten am Bahnhof ein, und 18 Minuten vor 5 Uhr brauste endlich der Zug heran, welcher den Gast herbeiführte. Aus dem badischen Galawagen stieg der Kaiser in Generalsuniform, das große Band des württembergischen Kronenordens um die Schulter, und wurde vom König mit herzlicher Umarmung begrüßt; das Gefolge, weniger zahlreich als das des Kaisers von Rußland, füllte den Perron, und endlich entwickelte sich aus dem Gewirr der sich Begrüßenden ein geordneter Zug. Voran schritt der königliche Stallmeister Oberst von Hameln und der Adjutant des Königs, Graf von Beroldingen, dann der Oberstallmeister von Taubenheim und Eisenbahndirector von Bilfinger, darauf folgte der Kaiser mit dem ihm zur Seite gehenden König in lebhaftem Gespräch, der Kronprinz mit den königlichen Prinzen, der Prinz von Weimar und die übrigen Herren des Gefolges, Minister und Gesandte. Alle bestiegen vor dem Bahnhofe die daselbst aufgefahrenen Hofwagen und Stadtwagen und wurden durch die Truppenspaliere nach dem Schlosse gefahren, während die Militärmusik die bekannte Melodie des Liedes „Partant pour la Syrie" spielte.

Bald nach dem Eintreffen des Kaisers im königlichen Schlosse, wo er die Königin von Württemberg und der Niederlande begrüßte, trafen daselbst auch der Kronprinz mit der Kronprinzessin, sowie der Kaiser von Rußland ein, und die beiden Kaiser traten einander zum ersten Mal entgegen. Darauf fand in den Gemächern der Königin ein Diner en famille statt, und um 9 Uhr des Abends war kleine Soirée auf der Villa des Kronprinzen, die nebst den Gärten und Zugängen mit tausend farbigen Lampen hell erleuchtet war. Hier machte Napoleon III. dem Kaiser von Rußland einen halbstündigen Besuch auf dessen Zimmern, worauf er sich noch im Salon mit dem Fürsten Gortschakoff unterhielt. Um 11 Uhr kehrten die Gäste durch den mit Pechkränzen den ganzen Abend erleuchtet gewesenen Schloßgarten zurück. Auch der Garten des am Fuße der Villa gelegenen neuen Mineralbades war erleuchtet worden, und in einem farbigen Transparent an den im Brillantfeuer strahlenden Fronten des Restaurationsgebäudes waren die Buchstaben W. A. N. K. Karl, Kronprinz zu sehen.

Am andern Morgen besuchte der Kaiser der Franzosen in Begleitung des Königs die Gestüte Weil, Scharnhausen und Klein-Hohenheim, während Kaiser Alexander in Begleitung des Kronprinzen, des Prinzen von Hessen und seiner Adjutanten nach dem königlichen Wildpark bei der Solitude zu einem Jagen mit Garn auf Schwarz-, und, wenn die Zeit reichte, auf Rothwild fuhr. Am Abend vereinigte die königliche Familie mit ihren Gästen auf der festlich erleuchteten Wilhelma ein Diner, wozu die Minister und Gesandten der Letztern hinzugezogen waren, und als nach Beendigung

des Diners die Thürvorhänge am Speisesaale zurückgeschlagen wurden und der König mit den beiden Monarchen im Gespräch in den Garten hinaustrat, staunten selbst diese über den feenhaften Anblick, der sich ihren Blicken darbot, und Napoleon gestand, daß er etwas Aehnliches in Paris nicht zu bieten vermöge. Es war aber auch ein entzückendes Schauspiel, das sich ihnen hier eröffnete. Die farbigen Laternen warfen ihr magisches Licht auf das tief schattirte Grün der Bäume und Ziersträucher, im Grase flimmerte es wie von einer Legion tropischer Leuchtkäfer; die Tausende von Lämpchen, die sich an der langen Linie der Gebäude von oben bis unten hinzogen und Kuppeln, Pavillons und Glasdächer bedeckten, schimmerten aus der Ferne gleich Myriaden von Sternen; die Bassins, von den durch Blumengehänge verbundenen Candelabern umgeben, leuchteten in flüssigem Silberglanze und die Springbrunnen warfen einen funkelnden Regen von Diamanttropfen auf die sich kräuselnde Wasserfläche. Der Anblick der innern Räume des maurischen Saales aber, in dem der Architekt Alles, was eine orientalische Phantasie Schönes und Herrliches erdenken kann, vereinigt hatte, und an dessen Decken wie an den aus- und einspringenden Wänden es jetzt funkelte und strahlte, als ob alle Gnomen der Märchenwelt hier ihre hellsten Lichtchen aufgestellt hätten, überbot an Glanz alles Gesehene. Noch in derselben Nacht sandte der Kaiser Alexander dem Erbauer dieses Feenpalastes, von Zanth, durch den Fürsten Gortschakoff das Commandeurkreuz des Stanislausordens. Es war die letzte Ehre, welche dem Künstler auf Erden ward. Der Fürst fand ihn auf dem Sterbebette. Der Anblick dieser erleuchteten Räume fesselte aber die Gäste nicht lange auf der Wilhelma. Die Ankunft der Kaiserin von Rußland, welche anfangs nicht hatte nach Stuttgart kommen wollen, weshalb auch die Begleitung der Kaiserin der Franzosen, die früher besprochen war, unterblieben war, rief den Kaiser Alexander schon um 8 Uhr hinweg, dem später auch die Uebrigen nach der Villa des Kronprinzen folgten, um die Kaiserin und die Königin von Griechenland daselbst zu begrüßen.

Am nächsten Morgen, dem 27. Sept., verkündeten Kanonendonner, Glockengeläut und Militärmusik die beginnende Feier des Geburtstags des Königs. In den Straßen der Stadt wogten unabsehbare Massen von Menschen, die mit jedem Eisenbahnzuge durch neu herzuströmende Massen vermehrt wurden, und während die kirchliche Andacht und die Glückwünsche die höchsten und hohen Herrschaften in den Vormittagsstunden beschäftigten, drängten sich die dichten Menschenhaufen auf dem Schloßplatz zusammen. Schon am Tage vorher war an die Stelle strenger Aufsicht die Erlaubniß freier Promenade der Neugierigen getreten. Man hatte mit Vergnügen gesehen, wie Kaiser Napoleon Arm in Arm mit dem General v. Bauer durch mehrere Straßen gewandelt war, wie er mit sichtlicher Lust eine Schar Kinder im Schloßgarten hatte hinter sich her ziehen sehen. Auch heute lustwandelte er vor 11 Uhr, eine Cigarre rauchend,

mit dem Prinzen Murat im Schloßhofe, besuchte dann um 1 Uhr die Mitglieder der königlichen Familie und fuhr Nachmittags 3 Uhr mit dem König nach dem Rosenstein, der Meierei, deren Bewirthschaftung und Thierzucht ihn lebhaft beschäftigte, und der Wilhelma, die er auch am Tage zu sehen wünschte, erschien dann in Cannstatt und besichtigte daselbst die Obst- und Traubenausstellung im Kursaale, und die im Hofe aufgestellten Maschinen. Auch auf dem Ausfluge nach Weil hatte er seine Aufmerksamkeit der Musterwirthschaft auf den königlichen Domänen, der Bodencultur und deren Erzeugnissen lebhaft zugewendet. Der Glanzpunkt des heutigen Abends sollte aber das Theater werden, in welchem die Zigeunerin von Balfe als Festoper gegeben wurde. Das Theater selbst bot allerdings einen glänzenden Anblick dar. Das Haus strahlte von tausend Lampen, in den vordersten Reihen der ersten Galerie saß ein glänzender Kranz von Damen in den glänzendsten Toiletten, hinter ihnen eine zwei- und dreifache Reihe besternter Uniformen, im Parterre hinter den gewöhnlichen Militärplätzen in dichten Reihen Stabsoffiziere und höhere Staatsbeamte, auf der zweiten Galerie ein minder reicher, aber fast ebenso anziehender Kreis. Man hatte Muße, sich diese Herrlichkeiten zu besehen, da der Hof, für den die Mittelloge des größern Raumes wegen gewählt worden war, erst gegen 8 Uhr erschien. Der Bedeutung des Tages zufolge wurde der König bei seinem Eintritt von lautem Jubelruf der versammelten Menge empfangen, der nicht enden wollte. Die russischen Herrschaften verließen jedoch schon nach dem ersten Act mit dem Kronprinzen und der Kronprinzessin das Haus.

Noch verherrlichten die kaiserlichen Gäste das landwirthschaftliche Volksfest, welches alljährlich auf der weiten Ebene südöstlich von Cannstatt gefeiert wird, wozu jetzt eine noch größere Menschenmenge als gewöhnlich herbeigeströmt war, und wo man auch geschmackvollere und umfassendere Vorkehrungen als sonst zum Empfang der Monarchen getroffen hatte. Der König, die beiden Kaiser Napoleon und Alexander, der Kronprinz und der Prinz von Hessen begaben sich, von zahlreichem Gefolge begleitet, zu Pferde dahin, die Kaiserin, die Königinnen und königlichen Prinzessinnen in glänzenden Hofwagen. Nachdem die Monarchen die ausgestellten Proben der Boden- und Manufacturerzeugnisse, sowie die Maschinen in Augenschein genommen und dem Wettrennen beigewohnt hatten, entfernten sich die fürstlichen Gäste, indem der König nach Stuttgart zurückkehrte, die übrigen Herrschaften mit Einschluß des Kaisers der Franzosen aber sich nach der kronprinzlichen Villa begaben und dort ein Frühstück einnahmen. Man bemerkte dort, daß Fürst Gortschakoff und Graf Walewski sich miteinander ergingen und auch die beiden Kaiser hin und wieder im Alleingespräch begriffen waren. Es waren die letzten Augenblicke ihres Beisammenseins, denn Napoleon kehrte um 3 Uhr nach Stuttgart zurück, die russischen Majestäten aber begaben sich nebst Gefolge auf die Eisenbahn und reisten um 4 Uhr nach Darmstadt ab.

Die in den Zeitungen vielfach besprochenen angeblichen Zwecke, welche Napoleon namentlich durch diese Reise beabsichtigt, hatten natürlich den Blick der Zuschauer geschärft; man suchte aus den Blicken, dem Wesen der beiden fremden Monarchen gegeneinander, selbst aus der Ferne zu errathen, ob das Ziel erreicht sei. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß Gerüchte der verschiedensten Art auftauchten und sich verbreiteten. Die etwas steife Förmlichkeit indessen, mit welcher sich die beiden Kaiser beim ersten Begegnen sowol wie beim Abschied auf der großen Prachttreppe der kronprinzlichen Villa die Hände gedrückt hatten, galten für ein Zeichen, daß Napoleon nicht das gefunden habe, was er in Stuttgart gesucht. Diese Annahme wurde unterstützt durch das Gerücht, daß er schon am 27. Sept. die Stadt habe verlassen wollen; doch verweilte er nach der Abreise des Kaisers Alexander noch mehrere Tage daselbst und kehrte erst am Dienstag nach Paris zurück. Ueber den Erfolg dieser Reise im Sinne des Kaisers Napoleon kann also etwas Gewisses nicht gesagt werden. Die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Rußland erhielt durch das längere Verweilen des Erstern in Stuttgart nur den Charakter einer Zufälligkeit. Was zwischen beiden Monarchen gesprochen oder verabredet wurde, ist ein Geheimniß geblieben, und wenn auch Napoleon in seinen Erwartungen getäuscht worden sein sollte, so hat er es gewiß geschickt zu verbergen gewußt.

Der Kaisertag in Weimar.

Wenn der Besuch des Kaisers der Franzosen in Stuttgart der politischen Welt manches Räthsel bot, deren Lösung erst der nächsten Zukunft vorbehalten blieb und auch von dieser nicht ganz beantwortet wurde, so war es noch in weit größerm Grade derselbe Fall mit dem Begegnen der Kaiser von Rußland und Oesterreich in Weimar. Man hat die seltsamsten und unglaublichsten Vermuthungen darüber aussprechen hören, und vielleicht ist man nur deshalb irre gegangen, weil man das Zunächstliegende als das minder Wahrscheinliche übersah. Man hat diese Zusammenkunft mit der höhern Politik in Verbindung bringen, den König von Preußen als den Hauptbeförderer derselben darstellen wollen; man hat von einem Aufgeben der bisher von Oesterreich eingehaltenen Politik gesprochen, und dabei gänzlich vergessen, daß Gegensätze, in welche zwei Staaten seit einer Reihe von Jahren getreten sind und die durch die Gewalt der Umstände festgehalten werden, sich nicht durch ein Gespräch von wenigen Stunden wegnehmen lassen. Daran dachte man aber nicht, daß zwei Monarchen das Bedürfniß fühlten, sich persönlich näher zu treten, und durch eine solche Begegnung ein persönliches Einvernehmen unter sich wieder herzustellen wünschen könnten. Bis der Beweis des Gegentheils klar geführt wird, müssen wir jedoch an dieser letztern Ansicht festhalten. Es war der freie, hochherzige Entschluß des Kaisers Franz Joseph, freundschaftliche Ver-

hältnisse mit dem Kaiser von Rußland wieder anzubahnen, und Alexander ging gern auf dieses Begehren ein.

Am 30. Sept. trafen der Kaiser und die Kaiserin von Rußland nebst dem Prinzen Alexander von Hessen, in Begleitung des Großherzogs und der Großherzogin von Weimar, nach einem auf der Wartburg eingenommenen Diner, in Weimar ein und wurden auf dem Bahnhofe feierlich empfangen. Von hier aus begaben sie sich sofort nach dem Belvedere, wo sie von der Großherzogin und Großfürstin, der verwitweten Königin der Niederlande und dem Herzoge von Sachsen-Weimar empfangen wurden. Am 1. Oct. kam der Kaiser von Oesterreich in Begleitung des Großherzogs von Weimar, der ihm bis Apolda entgegengefahren war, in Weimar an. In seinem Gefolge befand sich der Generaladjutant Graf von Grünne, der österreichische Gesandte am Dresdener Hofe, Fürst Richard von Metternich, und zwei Adjutanten. Beim Aussteigen wurde der Kaiser vom Herzog Bernhard, dem Prinzen Alexander von Hessen, dem Staatsminister v. Watzdorf und dem Oberkammerherrn der Großherzogin und Großfürstin v. Vitzthum empfangen. Das auf dem Perron aufgestellte Militärpiket präsentirte, während die Musik die österreichische Nationalhymne spielte. Der Kaiser nahm darauf in Begleitung des Großherzogs die Parade der Ehrenwache ab, und fuhr sodann mit dem Großherzog in das Schloß, wo dieselben von der Großherzogin und deren Hofstaat empfangen wurden. Um 10½ Uhr begab sich der Kaiser, nach Anlegung der russischen Uniform, begleitet vom Großherzog und seinem Gefolge, nach dem Belvedere zum Besuch der Großherzogin und des Kaisers von Rußland, welcher die Uniform eines österreichischen Husarenregiments trug und ihm mit der Großherzogin auf der Treppe entgegenkam. Die beiden Monarchen umarmten und küßten sich, worauf Kaiser Franz Joseph der Kaiserin von Rußland seinen Besuch machte. Nach Austausch dieser Förmlichkeiten zogen sich die beiden Kaiser in ein besonderes Zimmer zurück, wo sie längere Zeit ohne Zeugen verweilten. Nach der Stadt zurückgekehrt und im Residenzschlosse angekommen, begaben sich beide Kaiser, Arm in Arm gehend, in die Gemächer des Kaisers von Oesterreich und brachten hier wieder eine halbe Stunde allein zu. Wir übergehen jetzt die weitern Besuche des Kaisers Franz Joseph bei der Königin der Niederlande, dem Herzog Bernhard, das Frühstück, welches er im Schlosse einnahm, sowie die Fahrt, welche er mit dem Großherzog nach Erfurt machte, während Kaiser Alexander zur Jagd in das Webicht ging. Bei dem großen Diner, das um 4 Uhr stattfand, waren neben den obersten Hof- und Staatsbeamten auch das diplomatische Corps hinzugezogen, einschließlich des königlich preußischen und des niederländischen Gesandten am königlich sächsischen Hofe, der dazu von Dresden nach Weimar gekommen war. Am Abend wurde im Theater der „Tannhäuser" gegeben, doch schon nach dem zweiten Acte entfernten sich die höchsten Herrschaften aus dem Schauspielhause, nachdem vorher noch beide Kaiser in den anstoßenden Gemächern voneinander Abschied genom-

men hatten, denn das Souper sollte sie nicht mehr vereinigen; es wurde von dem Kaiser von Rußland im Belvedere, von dem Kaiser von Oesterreich im Residenzschlosse eingenommen. Am 2. Oct. reiste der Kaiser Franz Joseph um 7 Uhr Morgens, der Kaiser Alexander eine Stunde später ab. Beide gingen nach Dresden.

Das Unglück im Hauensteintunnel.

Neben allen andern großen Vorzügen, welche das Reisen auf Eisenbahnen hat, ist es auch ungefährlicher als die Fahrt in mit Pferden bespannten Wagen. Von mehr als 18 Millionen Reisenden, welche im Jahr 1857 auf preußischen Eisenbahnen befördert wurden, sind nur zwei verunglückt und beide dadurch, daß sie aus dem Wagen sprangen, bevor der Zug anhielt, also durch eigene Schuld. Gewiß, wären diese 18 Millionen auf Landstraßen befördert worden, so würde die Zahl der Unfälle weit größer gewesen sein. Anders ist es aber um Diejenigen bestellt, welche uns dieses rasche und bequeme Beförderungsmittel schaffen. Beim Bau und Betrieb von Eisenbahnen kommen jährlich überall viele Unfälle vor, und beispielsweise sind 1857 auf den preußischen Eisenbahnen theils ganz unverschuldet, theils infolge von Unvorsichtigkeit 58 Bahnbeamte und Arbeiter getödtet und 172 mehr oder weniger gefährlich verletzt worden. Diese Personen sind die Soldaten der Industrie, und sie verdienen nur um so mehr Anerkennung, Achtung und Belohnung, als sie Jahr aus Jahr ein im Felde liegen und ihre gefährliche und beschwerliche Thätigkeit lebenslänglich dauert.

Unter die Zahl der großartigsten und schrecklichsten Unglücksfälle, die sich bei Eisenbahnbauten ereignet haben, gehört derjenige, den wir unsern Lesern zu schildern im Begriff sind. Die Führung der Eisenbahn von Basel nach Bern machte die Durchbrechung des Hauensteins (eine Stunde von Olten im Canton Aargau gelegen) in einer Länge von über 8000 Fuß durch einen Tunnel, d. h. eine unterirdische überwölbte Durchfahrt, nöthig. Um dieser Höhlung frische Luft zuzuführen, wurden drei Schachte angelegt, der mittlere aber wegen des stark zuströmenden Grubenwassers nicht ganz durchgeschlagen; dagegen bewegte ein Wasserrad die Vorrichtung zur Erneuerung der Luft. Unter dem Schachte Nr. 1 hatte man eine Schmiede zum raschen Schärfen und Ausbessern der Werkzeuge angelegt, welcher der Schacht als Schornstein diente; da er jedoch, um das Herabfallen von Erde und Steinen zu verhüten, mit einem hölzernen Gitter bedeckt war, so erwies sich der Zug nicht lebhaft genug. Um ihn zu befördern, um den Dampf und die Hitze abzuleiten, ließ ein Beamter fortwährend ein lebhaftes Feuer unterhalten, wodurch zwar dieser nächste Zweck erreicht, zugleich aber das Holzwerk, womit der Schacht ausgefüttert und abgesteift

war, so erhitzt wurde, daß es zuletzt in Brand gerieth. Das geschah am 28. Mai Nachmittags 1 Uhr, und bei ausbrechender Gefahr wurde alsbald ein Knabe in den hintern Theil des Tunnels geschickt, um die dort beschäftigten Arbeiter zur schnellen Rettung aufzufordern. Leider war dieser Knabe als Spaßmacher und Lügner bekannt, der die Leute schon oft angeführt hatte. Es ließen sich daher nur zwei Arbeiter bewegen, ihm zu folgen; die übrigen und zwar 34 Minenarbeiter (14 Schweizer, 13 Württemberger, 2 Badener, 1 Sigmaringer, 3 Italiener und 1 Engländer) nebst 18 Maurern (13 Schweizer, 4 Württemberger und 1 Badener) versäumten die kurze Frist zur Flucht. Das brennende Gebälk stürzte aus dem Schacht herab, entzündete die dortigen Holz- und Kohlenvorräthe, und durch den 560 Fuß hohen Schacht stieg die Lohe mit solcher Gewalt empor, daß sie Balken mit sich fortriß und umherschleuderte. Als die Stützen, welche das Erdreich auseinander gehalten hatten, verzehrt waren, stürzten Steine und Boden massenhaft herab und sperrten den hintern Tunnel ab.

Sofort wurde zur Aufräumung des Schutts geschritten und die Arbeit ging anfänglich so gut von statten, daß angebotene größere Hülfe abgelehnt ward. Sobald aber durch das von oben her durch den Schacht herabgegossene viele Wasser, welches den Brand löschen sollte, sich Kohlenoxydgas entwickelte, sanken die Arbeiter betäubt um und mußten für todt fortgetragen werden. Das Erhebende bei diesem erschütternden Ereigniß war, daß der Glaube an das Edle in der Menschenbrust Gelegenheit fand, sich zu befestigen. So groß auch die Todesgefahr war, so mochten die braven Arbeiter ihre verschütteten Kameraden doch nicht im Stich lassen. Wären Gold und Edelsteine in dem Tunnel zu graben gewesen, es würde sich mancher bedacht haben, sein Leben an dieses Wagespiel zu setzen. Hier war Nichts zu verdienen, als der dankbare Händedruck und Kuß eines geretteten Kameraden, und doch stürzten sich die muthigen, von Menschenliebe beseelten Männer in die giftige Höhle hinein auf Leben und Sterben.

So weit hinein die Luft noch athembar war, wurden Abtheilungen von je vier Mann in Entfernungen von hundert Schritten aufgestellt, um die Betäubten, die von dem Arbeitsplatze auf Rollwagen zurückgeschafft wurden, an das Tageslicht zu bringen. Als die Ingenieure Pressel und Zschokke (ein Sohn des wohlbekannten Gelehrten) die Befolgung der Anordnungen prüften und ein Arzt sie begleitete, um die Luftbeschaffenheit zu untersuchen, fanden sie, je weiter sie vordrangen, um so mehr betäubte Arbeiter liegen, und andere strengten, von den giftigen Dämpfen ebenfalls schon angegriffen, die letzten Kräfte an, um ihre hülflosen Gefährten auf Wagen zu laden. Man hörte lautes Schreien und ersterbenden Hülferuf, dicker Rauch füllte die schaurige Höhle an und die Lichter brannten so kümmerlich, daß sie zu erlöschen drohten. Als die Gase immer erstickender wirkten, erging der Befehl, die Arbeit ein-



Vor dem Hauensteintunnel am 5. Juni 1857.

zustellen und die Betäubten herauszuholen. Zschokke berichtete: „Vier Mal drangen zwei mit Pferden bespannte Wagen und jeder von zwölf Mann begleitet, an den Ort des Schreckens, und immer kamen sie mit der Nachricht zurück: wir haben noch nicht Alle. Jedesmal waren es Freiwillige, die sich zu dem Unternehmen anboten, meist Engländer und Schotten, riesige Gestalten, und doch lag fast immer die Hälfte besinnungslos auf dem Wagen, womit sie ihre Kameraden holen wollten. Eine halbe Stunde vor Mitternacht kam der letzte Wagen mit der Versicherung: er habe nun Alle. Leider war dies eine Täuschung, die aber nicht aus Mangel an Muth herrührte, denn ein Trupp erbot sich sogar, die Aufräumung des Schutts noch ferner zu versuchen, um zu den Verschütteten zu gelangen. Man zählte jedoch bereits fünf Todte, und zwanzig Betäubte, von denen zwei nicht wieder zum Leben erwachten, befanden sich unter den Händen von zehn Aerzten. Noch wußte man nicht, ob einer von ihnen gerettet werden würde, daher die leitenden Beamten erklärten, sie dürften keine neuen Opfer einem gewissen Tode überliefern. Der Eingang wurde daher durch Wachen besetzt."

Am nächsten und den folgenden Tagen unternahm man verschiedene Versuche, die Luft im Tunnel zu reinigen. Man wendete hierzu Feuerspritzen an, dann bediente man sich chemischer Mittel, endlich feuerte man mit Raketen in die Tiefe, doch blieb Alles ohne zureichenden Erfolg, und Professor Schönbein aus Basel, der mit den Directoren der Centralbahn eintraf, erklärte, daß nur vermittelst einer anzufertigenden hölzernen Röhre von mindestens 2500 Fuß Länge die Erneuerung der Luft wirksam erreicht werden könne. Alle technischen Kräfte wurden aufgeboten, Rettungsvorrichtungen angeschafft, fliegende Lazarethe eingerichtet und frische Abtheilungen von Arbeitern aus Aarburg und Sissach herbeigerufen.

Der Ungeduld der Arbeiter erschienen alle diese Anstalten zu weitaussehend, sie wollten um jeden Preis ihren verschütteten Genossen rasche Hülfe bringen und versuchten, gewaltsam in den Tunnel einzudringen, sodaß sie mit Bajonetten zurückgetrieben werden mußten. In der ängstlichsten Spannung verging die Zeit und man haschte nach manchen Tröstungen über das Schicksal der Unglücklichen. Der Schutt, sagte man, wird den hintern Theil des Tunnels ganz abgesperrt und das Eindringen des tödtlichen Gases verhindert haben; die Verschütteten haben acht Pferde bei sich und können einige schlachten, um sich von dem Fleische zu nähren; ganz besonders belebte die Ehefrau eines mitversperrten Engländers die Hoffnungen. Mein Mann, sagte sie, ist schon mehrmals verschüttet und einmal erst am elften Tage befreit worden. Mit bloßem Wasser hatte er sich am Leben erhalten; er hat Erfahrungen und wird Rath zu geben wissen, was geschehen muß, um dem Tode zu entgehen.

Dennoch blieb die Sorge groß, und am Pfingstsonntage strömte aus der ganzen Umgegend eine zahllose Menge herbei, die den Tunnel mit gepreßtem Herzen umstand. Aus ihrer Mitte heraus vernahm man die

verzweiflungsvollen Wehklagen Derjenigen, deren Angehörige sich in so großer Gefahr befanden. Ehefrauen, Eltern, Geschwister jammerten in erschütternder Weise und verließen die Unglücksstelle nicht wieder, ehe sie nicht Gewißheit über das Schicksal der Ihrigen erlangten.

Am 1. Juni war man im Stande, von der in Basel gefertigten und zur Stelle geschafften Röhrenleitung 2200 Fuß einzuschieben, doch erst am nächsten Tage, an dem weitere 900 Fuß angesetzt worden waren, konnten die Arbeiter bis zum Schacht Nr. 1 vordringen, ohne von heftigem Uebelbefinden ergriffen zu werden. Hier fanden sie noch vier Leichen, welche in der Nacht vom 28. Mai nicht bemerkt worden waren, sodaß die Zahl der Todtenopfer auf elf stieg. Schon am Pfingsttage waren die entseelten Hüllen von fünf Protestanten (zwei Württembergern, zwei Schweizern und einem Engländer) auf dem Kirchhofe zu Läufelfingen bestattet worden, und ein zahlreicheres Grabgeleit hatte man dort nie gesehen. Mit von Wehmuth erstickter Stimme sprach der Geistliche zum Andenken der Todten dreier Nationen, die als Opfer der Menschenliebe gefallen waren, und flehte in ergreifendem Gebet Gott um Rettung Derjenigen an, für welche die Eingesargten in den Tod gegangen waren. Fast rührender noch als das laute Schluchzen der Verwandten von Schweizern und Württembergern erschien der Anblick der Engländerin, die neben ihren drei jammernden Kindern wie das versteinerte Bild des Schmerzes dastand, und auf deren starre Mienen alle Blicke gerichtet blieben. In ähnlicher Weise fand die Beerdigung zweier Katholiken zu Trimbach statt, und die vier zuletzt Aufgefundenen wurden an die Seite der ersten in das Grab gebettet.

Um Mittag des 3. Juni ward der Schutthaufen im Tunnel durchbrochen, und mit hoffender Seele stiegen die ersten Arbeiter hinein, doch begrüßte sie kein Laut einer menschlichen Stimme. Verpesteter Dunst nur wehte sie an und die Luftröhre mußte weiter vorgeschoben werden. Um 9 Uhr am folgenden Morgen war der Schutt hinreichend weggeräumt, um den Gasen einen Ausweg durch den Schacht zu verschaffen; doch mußte noch stundenlang frische Luft zugepumpt werden, ehe es möglich ward, in die schauerliche Höhle tiefer einzudringen. Im Vordergrunde fand man bis Abends 8 Uhr die ersten sechs Leichen, bereits in Verwesung übergegangen und mit fast unkenntlichen Gesichtszügen. Am 5. Juni machte es das fortgesetzte Zuführen von Luft möglich, bis 40 Schritt vorzudringen, und es wurden 25 menschliche Körper aufgehoben, die den Erstickungstod erlitten hatten.

Nur sehr allmälig konnte man weiter vorgehen, immer nur nach Maßgabe, wie es gelang, frische Luft zuzuführen, sodaß man erst am 6. Juni um 9 Uhr an die gegen 2000 Fuß rückwärts gelegene Stelle kam, wo die letzten 21 Leichen sich befanden.

Es waren die entschlossensten und besonnensten Männer der verunglückten Schar gewesen, die sich so weit zurückgezogen hatten, hoffend,

athembare Luft zu erhalten, bis die Rettung erfolgte. Eines der Pferde hatten sie geschlachtet, Kopf und Eingeweide desselben in eine Kiste fest verschlossen, Holz zu einem Feuer aufgeschichtet, um Fleisch zu braten; auch standen Töpfe mit Wasser für den Thee um diesen Herd herum. Allein schon fehlte der Sauerstoff, um die Flamme zu nähren, und nur in rohem Zustande ist etwas von dem Pferdefleische genossen worden. Diejenigen, bei denen sich die Betäubung zuerst einstellte, waren von ihren Kameraden auf das Gerüst getragen worden, das ihnen als Schlafstätte diente. Nacheinander sind alle auf den Rücken, die eine Hand unter dem Haupt, hingelegt worden, nur der letzte, ein schöner, junger, rüstiger Mann, dem Niemand mehr diesen Liebesdienst hatte leisten können, lag abseits und mußte sein Leben lange erhalten haben, denn seine Züge waren nicht entstellt, er war noch nicht in Verwesung übergegangen. An den Pferden bemerkte man die Spuren eines fürchterlichen Todeskampfes. Die 52 menschlichen Opfer ihres schweren Berufs sind auf einem besondern Kirchhof bestattet, und es ist ihnen ein Denkmal errichtet worden. Den Schmerz Derjenigen zu schildern, die ihre Väter, Gatten, Brüder oder Söhne in solchem Zustande zum letzten Mal sahen und meist nur an ihren Kleidern erkennen konnten, wollen wir unterlassen. Die Direction der Centralbahn hat sich der Hinterbliebenen kräftig angenommen: jede Witwe erhielt eine Unterstützung von 1000 Franken; für Waisen unter 18 Jahren werden für ein Kind jährlich 80, für zwei 150, für drei 210, für vier 260, für fünf 300, für jedes fernere Kind noch 40 Franken an jährlichem Pflegegelde bis zum erreichten 18. Jahre entrichtet; denjenigen aber, welche bis zum 1. Juli 1857 das 18. Jahr vollendeten, wurden je 100 Franken zur Niederlegung in eine Sparkasse gegeben. Den Eltern, welche unverheirathete Söhne bei dieser traurigen Veranlassung verloren haben, sind je 300 Franken zugetheilt worden. Eine veranstaltete Sammlung freiwilliger Beiträge hat 58,880 Franken eingetragen, und auch diese Summe ist in ähnlicher Weise an die Hinterbliebenen vertheilt worden.

Der Tunnel im Hauenstein ist vollendet und der Dampfwagen bringt in acht Minuten die Züge der Reisenden durch die grauenvolle Stätte, die so mühsam durchbrochen werden mußte, die so viel Menschenleben gekostet hat und die in der Pfingstwoche von 1857 mit giftigen Dämpfen angefüllt war, welche die Füße der Rettenden ebenso viele Tage aufhielten, als jetzt Minuten erforderlich sind, um den ganzen geöffneten Raum zu durchfliegen; doch wird keine fühlende Seele diese Strecke zurücklegen, ohne Derer zu gedenken, die in ihrem Beruf und in Bethätigung eines edeln brüderlichen Sinnes gemeinschaftlich den Tod gefunden haben.

Das Auffliegen des Pulverthurms in Mainz am 18. November 1857.

Ein furchtbares Ereigniß war die plötzlich hereinbrechende Katastrophe, von der Mainz am 18. Nov. 1857 betroffen wurde, und die in wenigen Augenblicken soviel Leben und Eigenthum vernichtete, soviel Schmerzen und Noth zurückließ, aber auch von neuem wieder den Beweis lieferte, daß die Menschenliebe, der Wohlthätigkeitssinn in dieser Zeit der Selbstsucht, des materiellen Gewinnes noch nicht erstorben sind.

Fünf Minuten nach 3 Uhr Mittags betäubte ein ungeheuerer Knall die Bewohner von Mainz, ja meilenweit zitterte die Erde, und der Luftdruck sprengte selbst in der benachbarten Stadt Biebrich die Fenster. In der ganzen Umgegend bis Wiesbaden stürzten die Menschen aus den Häusern, da sie glaubten, ihr Leben vor einem Erdbeben retten zu müssen. Wenn die Wirkung so weitreichend war, kann man sich ihre Schrecknisse um so leichter in der unmittelbaren Umgebung des Ausgangspunktes dieses entsetzlichen Ereignisses denken. Der Pulverthurm Nr. 3, der am Gauthore auf dem innersten Festungswall stand und mit 200 Centnern Pulver, 700 Granaten und etwa 240 Zündkugeln angefüllt war, flog in die Luft. Obgleich die Geschosse zuunterst lagen und im Innern platzten, so wurden doch mehrere derselben emporgeschleudert und trugen die Zerstörung in die Ferne. Gleich hinter dem Festungswall lehnte sich an diesen eine aus Tagelöhnerwohnungen bestehende Gasse, der alte Kästrich, so genannt, weil hier ein Römerlager (castrum) gestanden hatte. Diese ärmlichen Häuser stürzten im Augenblicke zusammen und verschütteten ihre Bewohner. Allein auch die Gaustraße wurde schwer mitgenommen, und es ergab sich, daß 57 Häuser ganz zerstört, 64 stark beschädigt und zumal die Dächer derselben zerschmettert worden waren. Kein Haus in Mainz blieb ganz verschont, alle Fenster zersprangen, Mauern barsten, Spiegel und Bilder wurden von den Wänden herabgeworfen, Kugeln und Mauerwerk flogen über die Stadt und stürzten herab auf die Häuser, sodaß alle Stockwerke durchschlagen und noch auf ebener Erde Menschen getödtet wurden. Von den Kirchen wurde die zu St. Stephan als die nächstliegende am härtesten betroffen, allein auch die Quintin- und die Christophkirche mußten bis zu ihrer Herstellung gesperrt werden, und der Dom, der seit seiner Erbauung im 10. Jahrhundert fast in jedem darauffolgenden von Zerstörungen heimgesucht worden war, hatte in dieser Unglücksstunde abermals viel zu leiden.

Ein unbeschreibliches Entsetzen durchzitterte überhaupt die ganze Bevölkerung von Mainz, indem Jedermann glaubte, das erschütterte Haus breche über seinem Haupte zusammen. Groß genug blieb immerhin der Menschenverlust. Die preußische Schildwache am Thurm lag bis an die Brust im Schutt vergraben, aus dem man sie noch lebend herauszog. Die Leichen der preußischen Thorwache lagen zerstückt umher, auch Rekruten,

die in dem Wallgraben eingeübt wurden, fanden den Tod. Elf preußische Soldaten und zwei österreichische erlagen theils sofort, theils bald darauf, die Zahl der Verwundeten aber war ungleich größer. Von den Einwohnern verloren 20 auf der Stelle das Leben, 3 starben infolge erhaltener Wunden und an 200 trugen Verletzungen davon, die mehr oder minder traurige Folgen nach sich zogen. Herzzerreißend war der Jammer der Blutenden und durch Brand Verletzten, und ihre Wehklagen fanden den lautesten Wiederhall bei den Angehörigen der Opfer. Eltern suchten verzweiflungsvoll ihre Kinder; Gatten, Brüder, Schwestern, Bräute forschten nach den Ihrigen oder leisteten ihnen unter strömenden Thränen Beistand. Kein Auge blieb trocken. Vor allem that es noth, den Verschütteten Hülfe zu bringen. Die Mainzer Feuerwehr eilte sofort herbei und bewies, keine Gefahr scheuend, den rühmlichsten Eifer. Der preußische Gouverneur, Generallieutenant v. Bonin, der österreichische Commandant, Generalmajor v. Steininger, und mit ihnen viele Ehrenmänner vom Offizierstande fanden sich augenblicklich auf der Unglücksstätte ein, trafen Vorsorge für die Beschädigten und feuerten den Muth der Soldaten bei den Arbeiten an. Der ganze Schutt der eingestürzten Häuser wurde mit Ueberbieten aller Kräfte durchwühlt. Man zog Leichen, man zog Personen mit zerschmetterten Gliedern hervor, aber man hatte auch die Freude, solchen den Anblick des Tageslichts wieder zu verschaffen, die nur leicht verwundet oder ganz heil geblieben waren. Acht Stunden dauerte es, bis man z. B. zu einer Frau vordrang, welche unter einem Stuhle ziemlich geschützt lag und am Leben erhalten wurde.

Den Anblick, den Mainz an diesem Schreckenstage darbot, haben viele Augenzeugen zu schildern versucht; im Ganzen gehört aber doch diese Verwüstung zu denjenigen Ereignissen, die durch das Auge am tiefsten und gewaltigsten in das Herz dringen, während die Sprache den Eindruck nur unvollständig wiedergeben kann, da sie blos Einzelheiten nacheinander erzählt und nicht mit der Kraft des Gesammtbildes die Brust zu erschüttern vermag.

Ein gemischter Ausschuß wurde niedergesetzt, um die Veranlassung dieser traurigen Begebenheit zu ermitteln, hat aber nichts ganz Zuverlässiges festzustellen vermocht. Der österreichische Feuerwerker Wimmer hat sich auf unrechtmäßige Weise die Schlüssel zu dem Pulverthurm und der darin befindlichen Werkstätte verschafft, und sein Eintritt ist von der Schildwache gesehen worden. Wimmer lebt nicht mehr, und der Beweis läßt sich nicht führen, daß er das Pulver, sei es absichtlich oder aus Fahrlässigkeit, entzündet habe, oder ob eine Selbstentzündung vor sich gegangen sei.

Ein anderer Ausschuß hat den angerichteten Schaden abgeschätzt und ihn an Gebäuden und beweglichem Eigenthum der Bewohner auf 662,500, am Bundeseigenthum auf 150,000 Gulden gewürdigt. Unschätzbar bleibt der Verlust an Leben und Gesundheit so vieler Menschen, und der erlittene Schmerz kann ihnen auch nicht durch Geld vergütet werden; dagegen ist

ein Ersatz des entgangenen Lohnes der Verwundeten und eine Unterstützung der arbeitsunfähig Gewordenen möglich.

Viele deutsche Fürsten, der Papst und die Kaiserin von Rußland haben reiche Gaben gespendet und die Sammlungen in Deutschland ein Beträchtliches eingetragen. Recht wirksam erwies sich die Mildthätigkeit in Frankfurt am Main, das Meiste aber ist für Mainz im österreichischen Kaiserstaate geschehen. Die kaiserliche Familie hat 41,000, das Heer 27,739, Niederösterreich 95,256 Gulden beigetragen. Jedes Kronland betheiligte sich, und die österreichischen Consulate, namentlich im türkischen Reiche, schickten ansehnliche Summen, wozu auch die Landesbewohner, Türken und Christen, das Ihrige gegeben hatten, sodaß an 295,000 Gulden aus Oesterreich den Verunglückten zugeflossen sind. Was am vollen Betrage des Schadens fehlt, schießt die Bundeskasse zu, aus deren Mitteln auch der Grund des Kästrichs zur Benutzung für militärische Zwecke angekauft wird. Die übrigen sehr beträchtlichen Pulvervorräthe sind aus der Stadt entfernt und in abgelegenen Magazinen untergebracht worden, wie denn überhaupt dieser Unfall Veranlassung gegeben hat, allerwegen für zweckmäßigere Aufbewahrung des Pulvers zu sorgen.

Die Verwüstungen in Mainz werden verschwinden, die Klagen verstummen und die Schmerzen vergessen werden, allein in der Chronik der Stadt bleibt der 18. November des Jahres 1857 als ein verhängnißvoller Jammertag aufgezeichnet, und auch aus dem Gedächtniß der ganzen deutschen Nation wird er sich nicht verlieren und seine Stelle unter den Gedenktagen, welche trübe Erinnerungen wecken, behalten.

Das Erdbeben im Königreich Neapel.

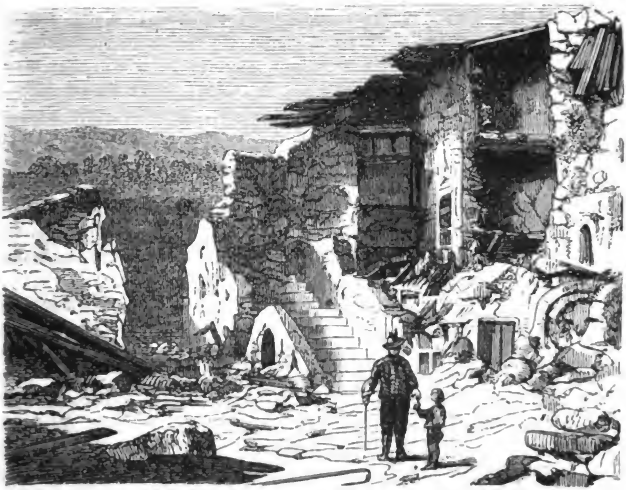
Die Rückwirkung der geheimnißvollen Tiefe des Erdkörpers gegen seine Oberfläche, obgleich weit weniger heftig als in der Vorzeit, dauert dennoch unausgesetzt fort, und nach A. v. Humboldt vergeht kein Tag, an dem sich nicht auf irgend einem Punkte des trockenen Landes oder des Meeresgrundes eine Erschütterung ereignete. Die meisten der zahllosen Vulkane, durch welche der unterirdische Feuerherd geschmolzene Massen auf die Oberfläche schleudert, sind erloschen und die Ausbrüche der thätig gebliebenen seltener geworden; dagegen arbeiten die gewaltigen Kräfte in der Tiefe thätig fort, heben ganze Landstriche, was sich vornehmlich an den Meeresküsten bemerken läßt, höher, treiben Berge als Inseln im Meere empor, oder erschüttern das feste Land oft in den ausgedehntesten Kreisen, indem die gespannten Gase sich einen Ausweg suchen. Die aufstoßenden Erschütterungen bringen die furchtbarsten Wirkungen hervor, wogegen die wellenförmigen Bewegungen häufig ganz unschädlich vorübergehen. In den letzten Jahren sind durch Erdbeben erzeugte große Unfälle häufig gewesen,



Panorama des am 18. November 1857 verwüsteten Stadttheils von Mainz.



Das Erdbeben in Neapel: Die Kathedrale zu Atena.



Das Erdbeben in Neapel: Innere Ansicht aus Pertosa.

und wir wollen in dieser Hinsicht nur an Brussa, Rhodus, Cypern und das Visptbal im Canton Wallis erinnern. Mitte Januar 1858 wurde Schlesien, Mähren und Oberungarn von einem gleichzeitigen Erdbeben betroffen, das namentlich in letzterm Lande vielen Schaden anrichtete. Nicht lange darauf sind in Griechenland Korinth und Larissa nebst den sie umgebenden Ortschaften verwüstet worden. Von besonderer Furchtbarkeit und weitreichendem Umfange war aber das Erdbeben, welches in der Nacht vom 16. zum 17. Dec. 1857 das Königreich Neapel und vornehmlich die Provinzen Basilicata und Principato citeriore heimsuchte, welche zwischen der von Auletta, etwa eine Tagereise von Salerno, nach Otranto, der südlichen Spitze Italiens, und nach Reggio führenden Straße fast unzugänglich mitten inne liegen. Der Mittelpunkt dieses Erdbebens soll im Meerbusen von Policastro sich befunden haben. In der Hauptstadt Neapel selbst wurden kurz nach 10 Uhr Abends 12 bis 15 Secunden dauernde, von Nord nach Süd gehende wellenförmige Bewegungen verspürt, welche zwar die Einwohner erschreckten und veranlaßten, die Nacht im Freien zuzubringen, übrigens aber keinen Schaden anrichteten.

Calabrien, wo 1783 an hundert Ortschaften zusammenstürzten und über 130,000 Menschen erschlagen oder verschüttet wurden, blieb diesmal ganz verschont; dagegen fielen die Provinzen Principato ulteriore und Napoli mit in den Erschütterungskreis.

In Principato citeriore wurde die an der Küste gelegene Hauptstadt Salerno von den Schwingungen erreicht; weit mehr hatte Polla, wo die in ihren Betten überraschten Bewohner durch die einstürzenden Häuser zu vielen Tausenden erschlagen und verschüttet wurden, zu leiden. In dieser Provinz bleiben noch Campagna, Auletta, Caggiano, San Pietro, Diano, Sassano, Sapri und Maratea zu nennen, eine große Zahl von Dörfern ungerechnet. In der Provinz Basilicata sind die Hauptstadt Potenza, das alte Lucania, das alte Grumentum, Tito, Viga, Abriola, Anzi, Brienza, Atena, Sala, Padula, Calvello, Laurenzana, Marsiconuovo, Viggiano, Spinosa, Montemurro, Saponara, Chiricoraparo, Carbone und viele andere Ortschaften hart betroffen worden. Es ist bemerkenswerth, daß zwischenliegende Gegenden ganz unberührt blieben, oder schwache Stöße empfanden, während rings umher die Verwüstung wüthete.

Es fehlte an Händen und bei den fortdauernden Erschütterungen oft auch an Muth, die Aufräumung so massenhafter Trümmer rasch genug zu bewerkstelligen. Noch nach sieben Tagen hat man Personen lebend ihrem Grabe entrissen. Ein Apotheker hatte sich sechs Tage lang mit einer Flasche Syrup das Leben gefristet und einen Mörser als Nothglocke gebraucht, bis das Stampfen die Nachgrabenden auf seine Spur führte.

Die Regierung gab die Zahl aller Umgekommenen auf 10,803 und 1706 Verwundete an; da aber Montemurro z. B. von 7002 Bewohnern 5000 durch den Tod verlor und in Saponara von 4010 Bewohnern 2000 erschlagen wurden, so kann man leicht annehmen, daß bei der

großen Zahl verunglückter Orte auch der Menschenverlust weit beträchtlicher war. Den Mittheilungen eines Schweizeroffiziers zufolge, welcher, mit Vertheilung der in Neapel gesammelten milden Gaben beschäftigt, sich längere Zeit in den betroffenen Gegenden aufgehalten und nicht wenig zur Linderung des kaum glaublichen Elends beigetragen, hat die Zahl der Todten zwischen 20 und 25,000 betragen.

Welche Verwüstungen hat überdies das Land erfahren! Fruchtbare Felder und Waldungen sind versunken, Berge eingestürzt, andere, die sich fern standen, einander näher gerückt, der Lauf von Flüssen ist verändert, die Landstraßen sind zerstört worden. Quellen vertrockneten und andere sprudelten hervor, wo man sie nicht zu haben wünschte, Abgründe öffneten sich; kurz, die Gegenden erlitten solche Umgestaltungen, daß die Bewohner sich in der Heimat nicht zurecht zu finden wußten, und die Anstrengungen mehrerer Menschengeschlechter erforderlich sein werden, um die Spuren der Verwüstung zu verwischen. So vielen Obdachlosen Unterkunft, so vielen Kranken und Verwundeten Pflege, so vielen Hungrigen Nahrung und die Mittel zum Erwerbe und zur Herstellung von Haus, Geräth und Feld zu verschaffen, war eine überwältigende Aufgabe, und doch war die Aufgabe noch größer, der selbstsüchtigen Verachtung alles Menschlichen die Gaben zu sichern, welche die Vorgesetzten und Priester um jeden Preis an sich zu bringen suchten. Es ist viel von Seiten der Regierung geschehen und die Privatwohlthätigkeit hat sich thätig erwiesen, dennoch überragt die Größe des Unglücks die helfenden Kräfte, und die Nachwehen werden in langen Jahren noch empfunden werden.

Der Mensch hat kein Vorgefühl solcher Ereignisse, auch fehlen untrügliche Anzeichen. Der Barometerstand, der bei Erdbeben sehr niedrig ist, sinkt auch infolge anderer Ursachen; Quellen vertrocknen vorher gewöhnlich nur in der Nähe von Vulkanen, und wenn das unterirdische Rollen des Donners die Gefahr ankündet, ist die Rettung meist nicht mehr möglich. — Die Schrecken der Natur sind am größten, wenn der Boden wankt, der uns trägt, und dasjenige, was wir auf ihm aufgerichtet und hergestellt haben. Heftige Erschütterungen sind in nördlichen Gegenden selten, und wir wollen daher gern unsern rauhen Himmel ertragen, da nur die Erde unter unsern Füßen fest bleibt.

Die Erstürmung von Kanton.

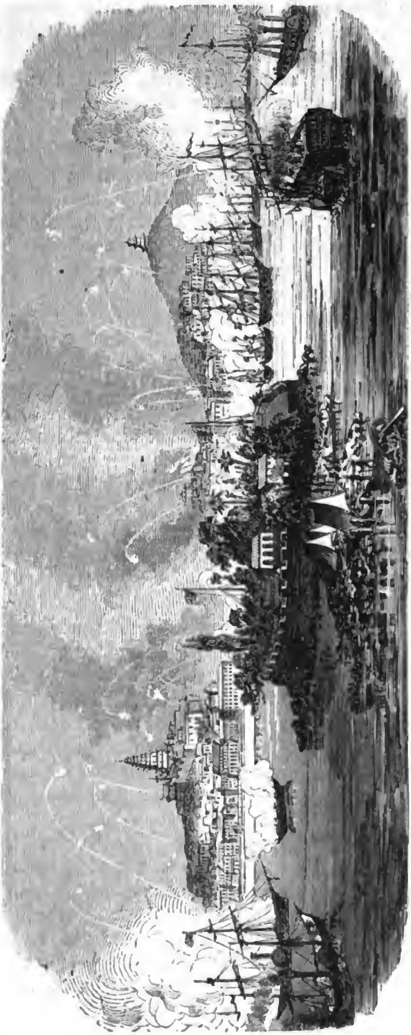
Eine gewaltige Rückströmung im Verkehr der Völker hat begonnen; dem Orient, der vor Jahrtausenden die Wiege unserer Bildung war, bringt jetzt der Europäer den Schatz, mit dem er reichlich gewuchert, zu; und ob auch Hindernisse aller Art sich den Bestrebungen der Wiederbelebung entgegenstellen — er sucht stets neue Mittel. Dazu gehört vor

allem der ungehinderte Handelsverkehr, und darum auch gehörte die Bewilligung, Kanton ungehindert betreten zu können, zu den Friedensbedingungen zwischen England und China vom 26. Aug. 1842. Aber der eifersüchtige, feindselige Sinn der Einwohner ließ nur zum kleinen Theil einen Gebrauch dieser Neuerung zu; Kanton blieb unbetreten, und China blieb nach wie vor das Land des „Stillstandes". Plötzlich forderte im Herbst 1856 der englische Gouverneur von Hong-Kong, Sir John Bowring, die Erfüllung dieser Bedingung. Dieser Umstand, sowie die Verhaftung der Mannschaft eines chinesischen, unter englischer Flagge segelnden Fahrzeugs, der Lorcha „Arrow", dessen Patent aber bereits abgelaufen und mithin wirkungslos geworden war, führte Streitigkeiten herbei, die bald in offene Feindseligkeiten übergingen. Die Beschießung und Einäscherung eines Theils der Stadt Kanton, die Plünderung des Palastes des Statthalters rächten die erbitterten Einwohner durch die Verbrennung der fremden Factoreien am 14. Dec. 1856; auch gelang es den Chinesen, sich eines englischen Flußdampfers zu bemächtigen, sowie andere Vortheile zu erringen, wodurch sich ihr Selbstvertrauen erhöhte und die Hoffnung wuchs, den Engländern erfolgreichen Widerstand leisten zu können.

Das englische Unterhaus misbilligte diese Händel und wurde deshalb aufgelöst. Die Neuwahlen verschafften der Regierung eine Mehrheit, allein die Streitkräfte, die sie nach China geschickt hatten, mußten, als der Aufruhr in Indien zum Ausbruch kam, dorthin bestimmt werden, sodaß sich die Unternehmung gegen Kanton bis zum Schluß des Jahres verzog. Und jetzt begann eine von jenen Gewaltthaten, deren Nothwendigkeit ebenso sehr in den Forderungen der Vernunft und des ewigen Fortschrittes der Bildung seine Begründung, als freilich andererseits vor manchem beschränkten Auge wenig Entschuldigung findet. Die Weltgeschichte geht über Tausende von Leichen hin, und ein Reich, das Jahrtausende hindurch mit peinlicher Sorgfalt, mit äußerster Bemühung jedes Mittel einer Besserung von sich abwendet, das sich selbst beschränkt, bedarf ebenso sehr der Zuchtruthe des Lehrers, wie der Schulbube, wenn er nicht lernen mag. Das sind die Scheltworte eines liebevollen Erziehers!

Die Blüte des chinesischen Geistes reicht in die Vergangenheit vor der christlichen Zeitrechnung zurück. Seitdem ist dort Alles unbeweglich und hinter der Entwickelung der christlichen Völker zurückgeblieben, und zwar in dem Grade, daß ein Reich, dessen Bevölkerung den dritten Theil des ganzen Menschengeschlechts ausmacht, nicht mehr im Stande ist, den Angriff einiger tausend Europäer abzuwehren. Zieht man auch in Betracht, daß der innere Krieg die meisten Kräfte der Regierung in Anspruch nimmt, so sind doch die davon meist verschont gebliebenen Provinzen Kuang-tong und Kuang-si, über welche der kaiserliche Statthalter, dessen Name in der Mundart von Schanghai wie „Yih", in der von Kanton wie „Cep"

ausgesprochen wird, von mehr als 30 Mill. Menschen bewohnt. Schon Kanton, dessen Bevölkerung auf 1,240,000 Seelen angegeben wird, mußte für sich allein die reichsten Mittel des Widerstandes gewähren. Diese Stadt liegt auf einer von dem Tschu-Kiang (Perl- oder Tigerflusse) gebildeten Strominsel, nicht weit von der Mündung desselben entfernt, und hat einen Umfang von zwei deutschen Meilen. Die sie umgebende Mauer ist unten 30 Fuß dick, 25 bis 30 Fuß hoch, hat in der halben Höhe eine Terrasse, eine Brustwehr von 6 Fuß Höhe und viele Schießscharten; auch waren mehrere besondere Forts vorhanden. Kanton zerfällt in die Tartarenstadt, deren Häuser dicht aneinander gebaut sind, und die chinesische Stadt, in welcher die Wohnungen durch Gärten und Fischteiche unterbrochen sind; an die Stadt schließen sich beträchtliche Vorstädte, worin sich die meisten Waarenlager und Verkaufsläden befinden, der Europäer wegen, welche die Vorstädte betreten durften. Die Zahl der Tempel



Das Bombardement von Kanton durch das englisch-französische Geschwader am 28. December 1857.

und Pagoden ist beträchtlich, großartige Bauwerke finden sich jedoch sehr wenig vor. Ueber 100,000 Menschen bevölkerten den Fluß in ihren schwimmenden Wohnungen.

Frankreich möchte keine bloße festländische Großmacht bleiben, sondern zu einem Weltreiche erhoben werden. Es heftet sich daher in allen Welttheilen an die Sohlen der Engländer und wird ihr unwillkommener Schatten. Die Verfolgung der katholischen Missionare in China bot die Veranlassung, ein französisches Geschwader in jene Gewässer zu schicken. Contreadmiral Rigault de Genouilly befand sich mit 15 Kriegsschiffen von zusammen 179 Kanonen im Kantonflusse, erklärte diesen am 12. Dec. 1857 auch seinerseits in Blokadezustand und zeigte dies dem englischen Viceadmiral mit dem Bemerken an, daß er in Gemeinschaft mit demselben gegen China vorgehen werde.

Ein Ultimatum wurde von Lord Elgin und Baron Gros, den Bevollmächtigten Englands und Frankreichs, an den Statthalter Yih gerichtet und ihm eine Frist zu dessen Annahme bis zum 25. Dec. gestellt. Die Antwort lautete ablehnend und wies wiederholt auf die Gefahren hin, welche das wechselseitige Einvernehmen beider Völker erleiden würde, wenn die Engländer Kanton frei betreten dürften. Der Nationalhaß würde beständige Reibungen unterhalten und die Regierungen in fortlaufende Mishelligkeiten verwickeln. Frankreich kenne er (Yih) gar nicht und wisse nicht, wie es dazu komme, sich diesen Forderungen anzuschließen. Bei solcher Festigkeit in den Entschlüssen hätte man glauben sollen, daß kräftige Anstalten zur Vertheidigung getroffen worden seien. Schon im Allgemeinen ist die Bewaffnung der chinesischen Truppen mit Gewehren, die Luntenschlösser haben, oder gar nur mit schwer zu spannenden Bogen, der Art, daß sie einem Kampfe mit Europäern unmöglich gewachsen sein können. Gleich mangelhaft ist das schwere Geschütz. In Kanton war davon überdies wenig vorhanden und es fehlte an Pulver. Die regelmäßigen Truppen waren weggezogen und gegen den Aufstand im Innern verwendet worden. Zum Schutze der Stadt befanden sich etwa 10,000 Freiwillige anwesend, die aus den umliegenden Dörfern herbeigerufen worden waren. Diese ungeordnete Masse, der es an Kriegsübung und Offizieren gebrach, reichte kaum zum zwanzigsten Theile hin, die Forts und die lange Vertheidigungslinie zu besetzen. Yih mußte glauben, daß die Geringfügigkeit seiner Hülfsmittel dem Feinde unbekannt geblieben sei und die Besorgniß vor einem heftigen Widerstande den Angriff zurückhalten werde, täuschte sich aber in beider Hinsicht.

Englische Berichte schildern den chinesischen Machthaber als den abscheulichsten und blutgierigsten Tyrannen der Welt, der in Jahresfrist 70,000 Hinrichtungen habe vollziehen lassen. Ist dem so, dann sollte man glauben, daß die Bewohner Kantons es als das größte Glück betrachtet haben müßten, von einem solchen Scheusal befreit zu werden. Anstatt aber die Fremden als ihre Befreier zu begrüßen, dauert der bit-

terste, wenngleich ohnmächtige Haß gegen sie fort, und bei dem Mangel parteiloser Nachrichten läßt sich die Schilderung der Engländer und die Stimmung der Chinesen nicht in Uebereinstimmung bringen. So viel steht inzwischen fest, daß die Bevölkerung von Kanton nichts für den Schutz ihrer Stadt gethan hat.

Am 28. Dec. früh begann die Beschießung Kantons durch die verbündeten Flotten. Die Stärke der französischen ist oben angegeben, der englische Viceadmiral Sir Michael Seymour hatte dagegen 59 Kriegsschiffe mit 720 Kanonen unter seinem Befehl. Den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht dauerte dieses Feuer fort, während dessen die Truppen gelandet wurden, die aus etwas über 5000 Engländern unter der Anführung des Generals van Straubenzee und 900 Franzosen bestanden. Letztere bildeten eine Division, die Engländer deren zwei. Ein vorzeitiger Angriff der Franzosen am frühen Morgen des 29. Dec. hatte den Nachtheil, daß an zwanzig Leute durch das Feuer der vereinigten Schiffe fielen. Um 6 Uhr Morgens erfolgte der allgemeine Sturm, der bei dem kaum nennenswerthen Widerstande der Chinesen mit einem raschen Erfolge gekrönt wurde. Die Vertheidiger sprengten die Außenwerke in die Luft und liefen davon. Schon am 28. war Fort Lin genommen worden, und nacheinander fielen nun die Forts Gough, die große fünfstöckige Pagode und die Wälle an der Ostseite der Stadt. Der ganze Verlust der Verbündeten betrug etwa 60 bis 80 Mann, doch wurde englischerseits der Tod des Flottenkapitäns Bale, französischerseits der Tod des Schiffskapitäns Collier sehr bedauert. Da einige Soldaten in einem Hinterhalte umgebracht worden waren, so rächten die Verbündeten diese That, indem sie einen Theil der Vorstädte und ein Dorf in Brand steckten.

Statthalter Yih hatte die Stadt nicht verlassen und hielt sich in einem Versteck für sicher. Er wurde verrathen, am 5. Jan. 1858 nebst einem Tartarengeneral und andern angesehenen Personen verhaftet und auf das Schiff „Inflexible“ gebracht. Da er von hier aus Verbindungen mit der Stadt unterhielt und eine Verschwörung anzettelte, hat man ihn nach Kalkutta abgeführt. Zwei Tage nach Yih's Gefangennehmung wurde eine Stadtverwaltung eingesetzt, an deren Spitze der Bürgermeister von Kanton, Pih-Kwey, und der Tartarengeneral Muh stehen, deren Thätigkeit aber mit Argwohn überwacht wird.

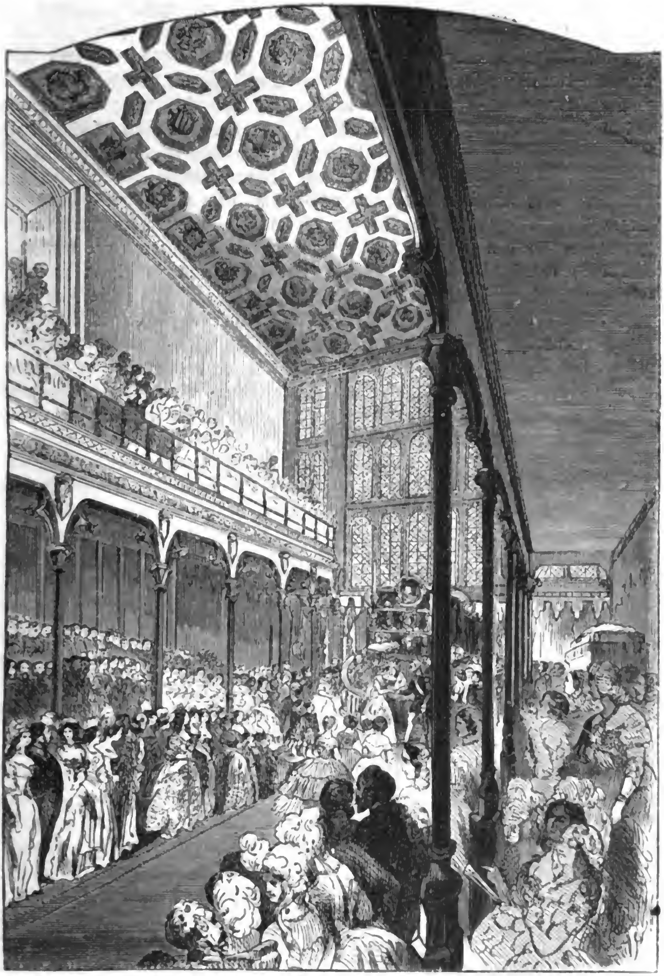
Die Chinesen werden nach allen gemachten Erfahrungen zu der Einsicht gelangen müssen, daß sie bei fernerer Festhaltung ihres unbeweglichen Standpunkts staatliche Selbständigkeit nicht behaupten können und in immer größere Abhängigkeit von den Europäern gerathen müssen. Führt sie dies zu dem Entschlusse, die Zustände europäischer Gesittung, die Fortschritte in Erfindungen und Wissenschaften kennen zu lernen und uns auf diesem Wege nachzufolgen, dann können ihre Niederlagen sich für sie in den reichsten Segen verwandeln.



Die Vermählung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß Royal Victoria von England.

Diese fürstliche Heirath war nicht blos ein Freudenfest für zwei Höfe, sondern auch ein Volksfest für zwei Nationen. Die politische Bedeutung des Ereignisses wurde von Denjenigen nicht überschätzt, welche wissen, daß von allen Mächten England vielleicht am wenigsten eine dynastische Politik befolgt; doch auch davon abgesehen, erregte diese Verbindung eine lebhafte Theilnahme. Der Prinz ist der voraussichtliche Erbe des preußischen Throns; er hat sich bereits die Zuneigung des Volks erworben, und große Erwartungen sind auf seine künftige Regierung gerichtet. Die Braut, ein Fürstenkind aus deutschem Stamme, in dem blühenden Alter von 18 Jahren, von sehr gefälligem Aeußern, hat die sorgfältigste und liebevollste Erziehung genossen, wodurch schöne Anlagen des Geistes und Gemüths eine rasche Entwickelung gewannen. Der um neun Jahre ältere Bräutigam ist auch in dieser Hinsicht ein geeigneter Leiter für seine jugendliche Gemahlin; gegenseitige innige Neigung hat das Band zwischen ihnen geschlossen: es waren mithin im reichsten Maße die Bedingungen vorhanden, die man sich für das Glück einer Ehe denken kann, und diese Ueberzeugung gab der Theilnahme einen weiten Umfang.

Die Vermählung, die Reise des fürstlichen Paares, der Einzug desselben in Berlin und die nachfolgenden Begebenheiten fassen eine solche Fülle heiterer Bilder in sich, daß eine vollständige Zusammenstellung derselben ein Buch füllen würde. Wir bedauern daher, nur Andeutungen



Die Trauung des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen mit der Prinzeß Royal Victoria von England in der Kapelle des St. James-Palastes zu London am 28. Januar 1858.

über diesen reichen Stoff geben zu können, die aber dessenungeachtet ein geschichtliches Interesse behalten werden.

Die Eltern des Prinzen, viele Glieder des Königshauses und verwandter fürstlichen Familien hatten sich nach London begeben, um der Hochzeitfeier beizuwohnen. Wir wollen uns auf eine kurze Schilderung des wichtigen Tages selbst beschränken, der am 25. Jan. 1858 halb London auf die Beine gebracht hatte, obgleich nur Wenige ihre Schaulust zu befriedigen Gelegenheit fanden. Ihnen mußte der Anblick der Auffahrt vom Buckinghampalaste nach dem von St. James genügen. Gegen die Mittagsstunde verließ der von sechs Rappen gezogene Staatswagen, welcher den Prinzen trug, den Palast, von Gardereitern begleitet, und bald darauf folgte die Königin mit der Braut in einem zweiten, vor den sechs Isabellen gespannt waren. Wie groß war die Zahl der Wagen, die am St. Jamespalaste vorfuhren! Die fürstlichen Personen, die Würdenträger des Staats und der Krone und der hohe Adel versammelten sich dort, soweit der Raum der prächtigen, aber kleinen Schloßkapelle, worin die Trauung stattfand, dies zuließ. Rang, Reichthum und Schmuck waren geeignet, die Augen zu blenden, doch blieben die Blicke vornehmlich auf die Hauptpersonen gerichtet. Unter den Klängen eines Triumphmarsches betrat die Königin mit ihren ältern Kindern die Kapelle, in ein lila Sammetgewand gekleidet, das mit drei Reihen Spitzen besetzt, am Leibchen mit Diamanten verziert war. An ihrer Brust funkelte der von der Weltausstellung her bekannte Kohinur, das Haupt bedeckte ein Diadem aus Diamanten und Perlen. Nach ihr kündigte der Marsch aus Händel's Oratorium „Joseph“ die Ankunft des Bräutigams an, den sein Vater und Prinz Albrecht von Preußen auf den Platz vor dem Altare führte. Die Generalsuniform mit dem Schwarzen Adlerorden und anderen Auszeichnungen hob seine stattliche Gestalt. Abermals erklang die Musik, und unter sanften Tönen betrat die Braut zwischen ihrem Vater und dem Könige der Belgier die Kapelle, während acht Fräulein, durch Schönheit und hohe Geburt ausgezeichnet, ihre Schleppe trugen. Ein prachtvoller Schleier, der ihr anmuthiges Gesicht frei ließ, wallte vom Hauptschmuck der Braut herab. Das Brautkleid von weißem Moiré antique, der Rock, mit Honitonspitzen, mit Orangenblüten und Myrten ausgeputzt, der Schmuck, das Luisenkreuz, kurz der ganze reiche und geschmackvolle Anzug standen ihr unvergleichlich. Mit welcher Anmuth verbeugte sie sich, als sie tiefbewegt und erröthend die Mutter und den Schwiegervater grüßte, indem sie die Stufen zum Altar hinaufstieg! Der Bräutigam kam ihr entgegen, ließ sich auf ein Knie nieder, drückte ihre Hand an sein Herz und geleitete sie unter dem Gesang eines Chorals zu der heiligen Stätte, an welcher der Erzbischof von Canterbury die Trauung nach den Vorschriften der englischen Kirche vollzog, die keinen Standesunterschied kennt. Als die kirchliche Handlung vorüber war, durchbrach die Macht der Gefühle den steifen Zwang der Hofgebräuche, und Um-

armungen, Thränen und Glückwünsche mit bebender Stimme bewiesen, daß die Kraft natürlicher Empfindungen in diesem hohen Kreise lebendig geblieben ist.

Der Hochruf von Hunderttausenden begleitete die Neuvermählten auf ihrer Rückfahrt zum Buckinghampalaste, wo ihrer ein köstliches Mahl wartete. Derselbe Empfang wurde ihnen zu Theil, als sie um 6 Uhr nach Windsor fuhren. An der letzten Station warteten die Zöglinge der Etonschule, die sich vor den Wagen spannten und ihn jubelnd zum Schlosse zogen.

Wir vermögen nicht die vielen reichen und geschmackvollen Brautgeschenke aufzuzählen, noch alle Feste zu schildern, die dem Paare gegeben wurden und worunter wir nur die Verleihung des Hosenbandordens an den Prinzen am 28. Jan. hervorheben wollen; doch vielleicht drückt nichts die Herzlichkeit des englischen Volks treuer aus, als der Abschied der Matrosen auf der Themse am 2. Febr. Die durchwetterten Männer fuhren an die königliche Yacht heran, an deren Bord der Prinz stand, und riefen ihm zu: „Behandelt sie wohl, bleibt ihr treu, Gott wird Euch dafür segnen!“

Es schien, als zürnten die Elemente wegen der Entführung der schönen Königstochter von England. Der Sturm verhinderte die Yacht „Victoria und Albert“ am Auslaufen, und als sie, von einer Flotille begleitet, am 3. Febr. um 2 Uhr nach Mitternacht in See stach, gehörte noch immer viel Muth dazu, den Wogen zu trotzen. Dennoch erfolgte die Landung in Antwerpen glücklich. König Leopold und seine beiden Söhne empfingen hier die Neuvermählten, geleiteten sie nach Brüssel und gaben ihnen ein glänzendes Fest.

Am Morgen des 4. Febr. erreichte der Festzug die preußische Grenze bei Herbesthal, und hier zuerst ertheilte der Volksjubel dem fremden Königskinde die Weihe einer preußischen Prinzessin. Der König hieß sie durch den Mund des Grafen von Redern willkommen. Von hier aus bezeichnete jeder Schritt die öffentliche Gesinnung, womit die Prinzessin in dem neuen Vaterlande aufgenommen wurde. Die ihrem Gemahl gewidmete herzliche Liebe und Verehrung wurde auf sie mit übertragen, und zwar mit um so größerer Wärme, je vortheilhafter der Eindruck war, den diese liebliche Erscheinung bewirkte.

Die sinnigen Anstalten auf so vielen Punkten der Reise waren sprechende Zeugnisse von dem Verlangen, den Empfindungen einen recht gemüthlichen Ausdruck zu geben, und die Anreden, die Jubelrufe standen damit in dem genausten Einklange. Alles trug dazu bei, daß Victoria von England sich bald als Prinzessin von Preußen fühlen lernte. Schon die innige Liebe der Neuvermählten hatte ihr den Heimatsbrief geschrieben, und die ganze Nation setzte ihren Namen darunter. Dieses Bewußtsein durchdrang die Prinzessin und lieh ihr Worte, die an die Rede Ruth's erinnerten, als diese sagte: „Wo du hingehest, da will ich auch



Der Einzug des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen nebst Gemahlin in Berlin am 8. Februar 1858.

hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott."

Die erste große preußische Stadt, welche das Fürstenpaar um $12^1/_2$ Uhr erreichte, war das geschichtlich denkwürdige Aachen, das einen edeln Empfang bereitet hatte. Auch die Kunst am Rhein brachte ihr in einem prächtigen Album eine Gabe dar, welches Bilder der schönsten und wichtigsten Punkte des Landes und Ansprachen enthielt, die eine Widmung alles dessen ausdrückten.

Köln, die größte Stadt am Rhein, welche das prinzliche Paar am 4. Febr. Abends um 6 Uhr erreichte, ist berühmt durch den Geschmack, womit sie öffentliche Feste bereitet. Köln hat sich nie mehr als bei dieser Gelegenheit hervorgethan, und die Blätter dieser Stadt haben darüber die umständlichsten Schilderungen geliefert. Eines nur störte die Heiterkeit und Befriedigung der Bevölkerung. Die Behörden hatten so ängstliche Sicherheitsmaßregeln angeordnet, als wären Rohheiten zu besorgen. Diese Scheidelinie, welche zwischen dem gefeierten Paare und dem feiernden Volke gezogen wurde, gab noch hinterdrein Veranlassung zu unwilligen Aeußerungen und zu Beschwerden.

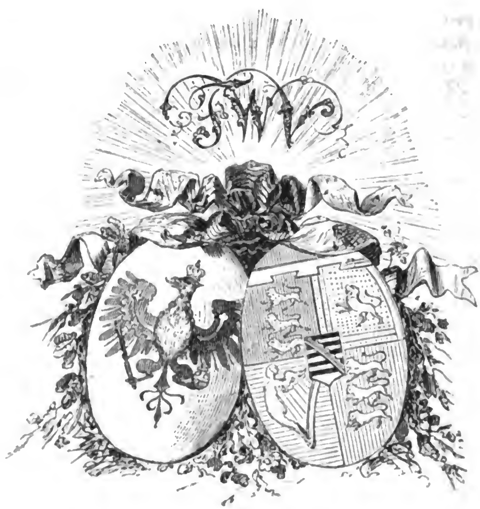
Am 5. Febr. nach 10 Uhr früh verließen die höchsten Reisenden Köln, doch können wir ihre Fahrt nicht Schritt vor Schritt begleiten. Düsseldorf, Magdeburg und Potsdam, welches letztere am 6. Febr. um halb 4 Uhr Nachmittags erreicht wurde, haben sich durch die umfassendsten Anstalten zum Empfange des Fürstenpaares am meisten ausgezeichnet, und hier befand sich die Prinzessin auch in dem Schooße der königlichen Familie, von der sie mit allen Beweisen zarter Aufmerksamkeit umringt wurde. Den königlichen Oheim selbst sah die Prinzessin zum ersten Mal am 8. Febr. im Schloß Bellevue vor dem Einzuge in die Hauptstadt. Von dem Augenblicke an, wo der leidende Monarch seine Nichte in die Arme schloß und ausrief: „Wie herrlich ist es, daß Du endlich da bist!" schloß er sie auch in sein Herz, und hat sich seitdem in Bethätigung dieser Gefühle durch reiche Geschenke und noch unschätzbarere Aeußerungen seines Wohlgefallens und seiner Zuneigung gar nicht Genüge thun können.

Der Einzug in Berlin war ein reines Bürgerfest, lediglich von den städtischen Behörden angeordnet. Nie hat die preußische Hauptstadt bei ähnlichen Gelegenheiten so viel Pracht und Glanz entfaltet, und dennoch waren alle diese äußern Zurüstungen nicht das Bedeutsamste dieses Tages. Die Bewohner dieser Stadt haben sonst nur den Ruf einer satirischen Laune und kalter, einschneidender Urtheile. Am 8. Febr. 1858 durchdrang dagegen ein mächtiger Strom warmer Gemüthlichkeit alle Herzen, und die Theilnahme war um so allgemeiner und freudiger, als der in Köln begangene Fehler, dem Verlangen des Prinzen entsprechend, vermieden worden war. Militärische und polizeiliche Kräfte traten in den Hintergrund, und die Sorge für Erhaltung der Ordnung blieb den Bür-

gern allein überlassen. Der hohe Aufschwung nationaler Gefühle ersetzte überreich das Gerüst der zwingenden Gewalt, und keine Störung, kein Unfall trübten den schönen Tag.

Die Volksthümlichkeit, die Prinz Friedrich Wilhelm bereits besaß, ist durch alle Berührungen, welche seine Vermählung und seine Hochzeitsreise herbeiführten, noch ansehnlich gewachsen und auf seine Gemahlin mit übergegangen.

Zwei denkwürdige Ausstellungen fanden nach dem Einzuge in Berlin statt. Die Fahnen, Wappen und Sinnbilder, welche von den Zünften im Zuge getragen worden waren, wurden zu ruhigerer Betrachtung zusammengebracht und geschmackvoll aufgestellt: es lag darin zugleich eine zarte Huldigung des bürgerfreundlichen Prinzen, die den Gewerbtreibenden zu Theil ward. Kaum ist jemals eine fürstliche Braut von allen Seiten her reicher und mannigfaltiger beschenkt worden als Prinzessin Victoria. Die vielen, durch Kostbarkeit und Geschmack ausgezeichneten Gaben sind dem Publikum ebenfalls vor Augen gelegt worden. Die Prinzessin wollte dadurch kundthun, welchen hohen Werth sie insbesondere den Zeichen der Liebe ihres neuen Vaterlandes beilegt. Alle Welt sollte sehen, wie zahlreich diese Geschenke und wie vorgeschritten die Kunst und das Kunstgewerbe in Preußen sind. So hat denn dieses Vermählungsfest viel Samen ausgestreut, der zu reichen Früchten erwachsen möge!



II.

Berühmte Zeitgenossen.

Abraham von Noroff,

vormaliger kaiserl. russischer Minister des öffentlichen Unterrichts.

Alexander II. hat seit seiner Thronbesteigung im Jahre 1855 bereits auf vielfache Weise bewiesen, daß er die allgemeine Hebung der Intelligenz in seinem großen Reiche als eine Hauptaufgabe seiner Regierung betrachtet. Was könnte hierbei mehr in Betracht kommen als das gesammte Unterrichtswesen des Kaiserstaats? Eben deshalb ist auch die Person des Unterrichtsministers von großer Bedeutung, denn er vor vielen Andern hält in seiner Hand die Fäden der geistigen Bewegung, indem die Leitung der Schulen, von der niedern Volksschule an bis zur Universität und Akademie, seiner Fürsorge anvertraut ist. Ein vollgiltiges Zeugniß für den Ernst, mit welchem die kaiserliche Regierung die Aufklärung des Volks anstrebt und das Licht der Wissenschaft als einen Freund ins Haus ladet, müssen wir daher darin finden, daß dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts, oder nach gewöhnlicher russischer Bezeichnung der Volksaufklärung, bis in die neueste Zeit ein Mann vorstand, der selber nicht nur von Jugend auf seine höchste Lust an ernsten Studien gefunden und in vielen Fächern der Wissenschaft wohlbekannt geworden ist, sondern sogar einen hohen Rang einnimmt unter den Forschern und Gelehrten. Dieser Mann heißt Abraham von Noroff; ein kurzer Abriß seines reichen Lebens darf gewiß auf große Theilnahme rechnen.

Abraham von Noroff wurde den 22. Oct. 1795 zu Petersburg geboren. Nachdem er 1810 in den Militärdienst getreten war, glänzte er schon ein Jahr später in seinem 16. Jahre als Held in der berühmten Schlacht an der Moskwa oder bei Borodino. Er wurde infolge dessen mit dem Wladimirorden geschmückt, war aber leider auch durch eine feindliche Kanonenkugel des linken Beins verlustig geworden. Nichtsdestoweniger blieb er bei den Fahnen und avancirte innerhalb der nächsten zehn Jahre bis zum Obersten der kais. Gardeartillerie. Im Jahre 1823 trat er jedoch als Staatsrath in den Civildienst über, und war von 1827 bis 1839 als wirklicher Staatsrath für besondere Aufträge im Ministerium des Innern thätig. Darauf wurde er Kanzleidirector der Bittschriftencommission und Mitglied dieser aus hohen Vertrauensmännern bestehenden Commission selbst. Im Jahre 1843 zum Geheimrathe und 1849 zum Reichssenator ernannt, trat er ein Jahr später als Ministeradjunct ins Mini-

sterium der Volksaufklärung. Im Jahre 1853 übernahm er die durch den Tod des Fürsten Schichmatov erledigte oberste Leitung des genannten Ministeriums zuerst provisorisch und bald darauf definitiv. Ein Jahr lang hatte er diese für das Emporblühen des geistigen Lebens und Strebens im großen russischen Reiche so einflußreiche Stellung inne, als der Tod des Kaisers Nikolaus so viele Veränderungen in den hohen Beamtenkreisen Rußlands veranlaßte; von Noroff blieb aber bis vor kurzem an der Spitze seines Ministeriums, denn er hatte sich längst das volle Vertrauen Alexander's II. erworben.

Aber mit dieser Aufzeichnung der Staatsämter, in denen Abraham von Noroff eine an Erfolgen reiche Thätigkeit geübt, haben wir nur erst sehr einseitig seine Persönlichkeit und sein Lebenswerk aufgefaßt. Zu der staatsmännischen Thätigkeit haben wir noch die des Gelehrten, des Forschers, des Reisenden, des Schriftstellers zu fügen. Schon im Knaben gab sich ebenso große Lernbegierde als Talent zu erkennen. Kaum war er zum Jünglinge herangereift, so warf er sich in seinen Mußestunden mit größtem Eifer auf das Studium der griechischen und römischen Classiker; besonders zogen ihn unter den erstern die Dichter und die Geschichtsschreiber an, und manches griechische Dichterwerk übertrug er in russische Verse. Nach den Alten studirte und genoß er mit gleichem Eifer die classischen Erzeugnisse der neuern europäischen Literatur; der französischen, der deutschen, der englischen, der italienischen Sprache war er frühzeitig mächtig. Im Gebiete dieser neueren Literatur liebte er vor Allen den Sänger der „Göttlichen Komödie“, sodaß seine eigenen Dichtungen die von Dante empfangenen Eindrücke verrathen. Nicht mindere Hingabe als diesem widmete er endlich den heiligen Schriften in ihrer Ursprache. Das griechische Neue Testament begleitet ihn seit langer Zeit stets auf seinen Reisen; täglich schöpft er daraus. Und sogar den hebräischen Text des Alten Testaments kennt er so genau, daß er bei einer Inspection der jüdischen Schulen zu Wilna das größte Erstaunen der Lehrer dadurch hervorrief. Unter solchen umfangreichen Studien sammelte er zugleich eine Bibliothek von so großem Reichthum, daß ihr wenig Privatbibliotheken gleichkommen dürften. Dabei steht ihm eine so ausgebreitete Literaturkenntniß zu Gebote, wie einem tüchtigen Manne von Fach.

Von seinen Reisen heben wir die italienischen und orientalischen hervor. Die erstern fallen ins Jahr 1822; von Noroff unternahm sie noch als Militär; die davon gegebene Beschreibung erschien im Jahre 1828 unter dem Titel einer „Reise nach Sicilien“, ist jedoch weit entfernt, vorzugsweise den Soldaten zu verrathen. Noch viel bedeutender waren seine Reisen nach Kleinasien und Palästina, nach Aegypten und Nubien, die in den Jahren 1834 und 1835 zur Ausführung kamen. Die davon in fünf Bänden veröffentlichten Beschreibungen haben einen seltenen literarischen Erfolg gehabt, sie wurden mit so großer Theilnahme in allen ge-



A. v. NOROFF.

bildeten Kreisen Rußlands aufgenommen, daß drei Auflagen davon veranstaltet werden mußten. Ganz besonders wurde seine „Reise nach dem heiligen Lande“ zu einem Lieblinge in der russischen Literatur. Aber auch alle andern seiner aus den verschiedenen Reiseforschungen und Reiseerlebnissen hervorgegangenen Schriften liegen vor den Augen des Lesers als ein Abbild von der Vielseitigkeit seines Forschens und Wissens, von seiner innigen Religiosität, von der Tiefe seines Gemüths, von dem hohen Schwunge seines Geistes. Sie besitzen überdies solch eine Frische und Kraft und Eleganz des Ausdrucks, daß sie von berufenen Kritikern zu den hervorragenden Erscheinungen der neuern russischen Literatur gezählt werden. Außerdem sind verschiedene russische Zeitschriften durch Noroff's Feder mit Beiträgen bereichert worden, prosaischen wie poetischen. Hervorzuheben ist noch eine Schrift desselben, erschienen 1854 unter dem Titel „Atlantis“, nach griechischen und arabischen Quellen, worin der Verfasser die schwierige Frage, welches große Insellland Plato mit dem Namen der Atlantis bezeichnet haben möchte, auf scharfsinnige Weise zu lösen versucht hat. Diese Schrift wurde bald nach ihrem Erscheinen ins Deutsche übersetzt; sie konnte nicht ohne vielfache Anerkennung deutscher Philologen und Orientalisten bleiben. Aber viel allgemeiner noch wird das deutsche Interesse für die orientalischen Reisewerke desselben sein, sobald sie nur ins Deutsche übertragen sein werden. Wir freuen uns, dies in Aussicht stellen zu können, und machen im voraus darauf aufmerksam.

Es konnte nicht fehlen, daß einen Mann, der nicht minder unter den Gelehrten als unter den Staatsmännern glänzt, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften schon längst zu ihrem Mitgliede, und zwar zu einem ordentlichen, thätigen Mitgliede machte. Daneben ist er seit 1851 Präsident der archäographischen Commission, die sich mit der Herausgabe alter russischer Chroniken und anderer historischer Documente Rußlands beschäftigt.

Daß Herr von Noroff wie wenig andere Männer dem seiner Leitung unterstellten Ministerium gewachsen gewesen sei, wird Niemand zweifelhaft geblieben sein. Er war, aller Anfeindungen und Verleumdungen ungeachtet, die seiner Entlassung im April folgten, ein ausgezeichneter Mann, der durch tiefe Gelehrsamkeit, persönlichen Muth und den redlichsten Willen hervorleuchtete; dabei lebte er aber zu sehr in Abhängigkeit von der altrussischen Partei, um den echten Humanitätsbestrebungen des jetzigen Monarchen genügen zu können. Er hat in Rußland unleugbar viel Gutes gestiftet, und man kann daher seinen Abgang bedauern, muß ihn aber doch als nothwendig anerkennen.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen

ist am 25. August 1791 in Korbach im Fürstenthum Waldeck geboren. Er widmete sich der Philologie zuerst in Marburg und vollendete seine Studien in Göttingen unter Heyne. Eine Lehrerstelle am dortigen Gymnasium gab er auf, um in Paris unter Sylvester de Sacy dem Sanskrit obzuliegen. Im Jahre 1818 kam er, im Begriff, nach Hindostan zu reisen, nach Rom, wurde dort durch einen Jugendfreund, Brandis, dem preußischen Gesandten in Rom, Niebuhr, vorgestellt und zu dessen Privatsecretär ernannt. Von diesem Posten wurde er, nachdem Brandis 1821 nach Berlin zurückgekehrt war, zum Gesandtschaftssecretär befördert. In den folgenden Jahren war er für die Beschreibung der Stadt Rom, welche in Cotta's Verlag erschien, mit Platner, Gerhard und Röstel thätig und machte sich dem jetzigen Könige von Preußen während seines Aufenthalts in Rom (1822) durch seine genaue Bekanntschaft mit den Oertlichkeiten desselben angenehm und wichtig, wie es denn auch scheint, daß dieselben in religiöser Beziehung vielfach übereinstimmten. Als Niebuhr infolge der Anfechtungen, welche das von ihm 1821 abgeschlossene Concordat erfuhr, von Rom zurückberufen wurde, ersetzte ihn Bunsen, zuerst als Geschäftsträger und später als Ministerresident. Nach seinen eigenen Mittheilungen im Vorwort zu dem ersten Bande seines neuerdings erscheinenden Bibelwerks hat sich Bunsen bereits seit jener Zeit vorzugsweise mit kirchlichen Fragen beschäftigt, wie er denn auch bei Abfassung der Liturgie der preußischen Gesandtschaftskapelle in Rom und für die Einführung der Agende in Preußen selbst wirksam gewesen ist.

Es liegt ohne Zweifel in der eigenthümlichen Stellung, die er zu allen bekenntnißtreuen Kirchen einnimmt, daß er völlig außer Stande war, die Einwendungen des Erzbischofs Droste von Vischering in Köln gegen die Zugeständnisse des Concordats zu würdigen, und daß er der Schlichtung dieser aufregenden Angelegenheiten sich so wenig gewachsen zeigte, daß er kurz nach der Gefangennahme und Einkerkerung des Erzbischofs im November 1837 von seinem Gesandtschaftsposten abberufen werden mußte. Er ging im März 1838 nach München, machte dann eine Reise nach England, dem seine Gattin entstammte, wurde jedoch bereits 1839 Gesandter in Bern, von wo er zu Ende des Jahres 1841 wiederum nach England im besondern Auftrage des Königs ging. Er genoß in England, theils vermöge seiner Familienverbindungen, theils wegen seiner literarischen Berühmtheit und wegen seines classischen Geschmacks größeres Ansehen, als dort in der Regel Ausländer genießen, und wußte dasselbe zur Durchführung eines Lieblingsgedankens des Königs von Preußen, der Errichtung eines „englischen" Bisthums in Jerusalem, zu benutzen, wofür er im Jahre 1843 seine Ernennung zum Gesandten erhielt. Obwol nun zwar für dessen Ausstattung von Preußen mit freigebiger Hand gesorgt wurde, so zeigte



C. C. J. von BUNSEN.

sich doch das hochkirchliche England für die Vermengung verschiedener in ihren Bekenntnissen getrennter Kirchen nicht so gleichgültig, wie man es in Preußen war. So geschah es, daß die grundverschiedene Ansicht, mit welcher England und Preußen die Gründung dieses Bisthums erfaßten, nachmals zu ernsten Zerwürfnissen führte. Diesem Zwiespalte gab Gladstone, der Verfasser eines berühmten Werks über Kirche und Staat, in einem Briefe an Bunsen vom 2. Sept. 1843 Ausdruck, und dieser Brief, der später von Bunsen zugleich mit seiner Entgegnung veröffentlicht wurde, gab demselben Veranlassung, im Jahre 1845 seine Ideen über das Wesen des Christenthums in dem Werke „Die Kirche der Zukunft" niederzulegen, ein Werk, welches den Schlüssel zu seiner ganzen Haltung inmitten der religiösen Bewegung der Neuzeit darbietet. Bunsens religiöse Anschauungen sind wesentlich gläubig reformirt. Die bedingungslose Unterwerfung unter das göttliche Wort, welche der Charakterzug des Lutherthums ist, geht ihm ab, und obwol er fest auf dem Grundsatze der Rechtfertigung allein aus dem Glauben steht, so hat er doch keinen Sinn für die Knechtsgestalt der Kirche auf Erden und möchte „die Gemeinde der Heiligen" mit menschlichen Mitteln aus dem Gebiete des Glaubens in die Welt der Erscheinung rufen. Einen beträchtlichen Schritt weiter auf dem Wege der kirchlichen Revolution ging er 1855 in seinem Werke „Die Zeichen der Zeit", welches sich des lebhaftesten Beifalls und deshalb mehrerer Auflagen erfreute. Im Jahre 1857 schloß er sich öffentlich dem evangelischen Bunde an und wurde kurz darauf von dem Könige, dem eifrigen Beschützer dieser Verbrüderung, in den Freiherrnstand erhoben. Im vollsten Einklange mit seiner ganzen Richtung steht sein Bibelwerk, von welchem zu Anfang des Jahres 1858 die erste Abtheilung erschienen ist, dessen allgemeiner Verbreitung aber neben der zu gelehrten Haltung auch der hohe Preis im Wege steht. In seinen sonstigen zahlreichen Werken, darunter vorzüglich „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte", 1845, wie auch in seinem „Hippolytus und seine Zeit", 1851, sind ihm, bei aller Gelehrsamkeit, welche diese Werke auszeichnet, zahlreiche Fehler und Mängel nachgewiesen worden; das Gesammturtheil aber über sein „Bibelwerk" wird sich wol erst nach Vollendung desselben abgeben lassen.

Seine diplomatische Laufbahn hat Bunsen bereits im Jahre 1852 beschlossen, nachdem es ihm beinahe gelungen war, Preußen gegen den Willen des Königs in den orientalischen Krieg zu verwickeln, indem er gegen England Verpflichtungen eingegangen war, die er, da der König denselben die Genehmigung versagte, nur durch seinen Rücktritt zu lösen vermochte. Er lebt seitdem in Charlottenberg bei Heidelberg, mit literarischen Arbeiten und namentlich mit Herausgabe des obenerwähnten Bibelwerks beschäftigt.

Können wir auch in die unbedingten Huldigungen, welche diesem Manne von vielen Seiten gespendet werden, nicht vollständig einstimmen, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß derselbe sich in einer Frage, der schleswig-holsteinischen, als ein echter Deutscher erwiesen hat. Er

führte 1849 als Preußens Bevollmächtigter die Verhandlungen und legte gegen die Londoner Protokolle vom 4. Juli und 2. Aug. 1850 sehr entschiedene Verwahrung ein, wie es denn gewiß nicht an seiner rückhaltlosen Vertretung und an seinen lichtvollen Staatsschriften gelegen hat, wenn es ihm nicht gelungen ist, der deutschen Sache der Herzogthümer in England aufrichtige Freunde zu erwerben.

David Livingstone.

Kein Jahrzehnd der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts dürfte das gegenwärtige erste der zweiten Hälfte durch den Reichthum der Erscheinungen auf den Gebieten des Wissens wie der Politik, in der Grundlegung für die zukünftige Gestaltung des Völkerlebens, wie in der Umwälzung so vieler bis vor kurzem noch unantastbar erschienener Verhältnisse übertreffen. Erinnern wir nur an das neue Kaiserreich Europas, die mächtigen Kämpfe der Großmächte, an China und Indien, an Japans angebahnte Erschließung, die Reihe namhafter Erfindungen, ja vielleicht nicht ohne Recht selbst an die so plötzlich hereinbrechende Handelskrise; gedenken wir der gewaltigen Bewegungen auf dem Gebiete der Kirche, ihres sehr bemerkbaren Einflusses auf Haus und bürgerliches Leben, so brauchen wir gewiß keine Rechtfertigung unserer obigen Behauptung.

Unter dem Allen aber ist noch mit keinem Worte der fast unberechenbaren Folgen gedacht, welche die Bereicherung unserer Kenntnisse vom Wohnorte der Menschheit haben wird und muß. Mit welchem Stolz hat dieses Jahrzehnd die Namen Kane, Barth, Overweg, Richardson, Vogel, Anderson, Krapf u. A. in seinen Jahrbüchern verzeichnet, Namen, denen sich der an die Spitze dieser Worte gestellte in würdigster Weise anreiht.

Unser Held stammt, wie er selbst erzählt, aus einer alten schottischen Familie, deren Vorfahren auf den Hebriden heimisch waren. Noch der Großvater lebte als Grundbesitzer auf der kleinen Insel Ulva (wo auch Livingstone's Vater das Licht der Welt erblickte) und scheint mit seinem unerschöpflichen Schatze von Stammessagen, vielleicht auch von wunderbaren Geschichten anderer Art einen unauslöschlichen Eindruck auf das empfängliche Gemüth des Enkels gemacht zu haben, der uns versichert, es habe ihn tief berührt, oft eine wunderbare Aehnlichkeit mit diesen alten Großvatergeschichten in den Erzählungen zu finden, mit denen ihn seine Begleiter bei den afrikanischen Abendfeuern zu ergötzen suchten. Kaum dürften wir fehlgreifen, wenn wir das bereitwillige Eingehen auf die Vorschläge, welche dem heranreifenden Manne später gemacht wurden, die mit einiger Lust am Absonderlichen gemischte lebhafte Wißbegier und echt schottische Zähigkeit, mit der der Erwachsene wieder und wieder den Wanderstab ergriff, um trotz aller Hindernisse sein Ziel zu erreichen, in

einige Verbindung mit den Anregungen setzen, welche dem kleinen David am Kamine des Großvaters zu Theil geworden und welche gewiß nicht geschwächt wurden durch die melancholischen Weisen der Großmutter, die es liebte, Gesänge vorzutragen, von denen sie versicherte, daß sie von in türkischer Sklaverei hoffnungslos Schmachtenden herrührten.

Als es der Großvater mit der Zeit unmöglich fand, seine zahlreiche Familie von den Erträgnissen des Gütchens auf Ulva zu ernähren, ließ er sich in der Nähe von Glasgow an den Ufern des schönen Clyde nieder, und zwar zu Blantyre, wo die Söhne ihr, wie es scheint, zureichendes Auskommen in einer bedeutenden Baumwollspinnerei fanden, während er selbst durch seine Dienste für das Geschäft sich ein sorgenloses Alter schaffte.

Obgleich David's Oheime sämmtlich am englisch-französischen Kriege theilnahmen, blieb sein Vater in Blantyre, wo David selbst (wahrscheinlich im Ausgange des zweiten Jahrzehnds unsers Jahrhunderts) geboren ward, und eröffnete einen kleinen Theeverkauf, von dem er denn die Familie nicht glänzend, aber gewiß um so sorgfältiger erzog und der Kinder Herzen ebenso sehr durch das tägliche Bild liebender Aufopferung, als durch seine freundliche, gewinnende Weise an sich zu fesseln verstand.

Anfangs der schottischen Kirche (Presbyterianern) angehörend, deren überaus hohes Verdienst um sein Vaterland Livingstone mit dankbarem Herzen preist, wandte sich der Vater später einer Independentengemeinde zu Hamilton zu, in der er die letzten zwanzig Jahre seines Lebens als Armenpfleger segensreich wirkte, seinen Kindern ein Vorbild echter und unwandelbarer Frömmigkeit, deren reicher Segen ihm sein Abscheiden (1856) freudevoll und friedlich machte. In der rührenden Einfachheit, mit welcher unser Held dieses ihm so schmerzvolle Ereigniß erwähnt, spricht sich jener Hauch wahrhafter Frömmigkeit aus, der nur tief ergriffenen Seelen eigen. „Er starb in ungetrübter Hoffnung der Seligkeit durch das Verdienst Jesu, als ich gerade am Zambesi hinabzog und mir kein größeres Glück denken konnte, als einst mit ihm am Kaminfeuer seiner Hütte sitzend von meinen Reisen plaudern zu können. Tief verehre ich sein Andenken ..."

Ebenso herzlich erinnert er sich seiner Mutter, die er nur als das echte Bild einer Hausfrau in schottischer Hütte darstellt, immer voll Ungewißheit, woher für den nächsten Tag das Nöthige kommen solle.

Daß in solchen Verhältnissen auch der kleine David sich rüsten mußte, um gegen den Riesen „Kummer und Noth" zu kämpfen, ist wol natürlich, und so sehen wir ihn denn im zarten Alter von 10 Jahren in der Fabrik, welche ihn von früh 6 Uhr bis Abends 8 Uhr beschäftigte, erst da Zeit zum Besuch der Fabrikschule gestattend, welche nun die armen, abgetriebenen Kinder noch bis 10 Uhr beherbergte; sehen ihn diese Schule mit so lebendigem Eifer benutzen, daß er sich nicht mit dem blos Nothwendigen begnügen mag, sondern von dem Verdienst der ersten Wochen seiner Arbeit so viel zu retten weiß, daß er sich eine lateinische Gram-

matik erwerben kann, um mit Hülfe des treuen, unermüdlichen und uneigennützigen Lehrers die ersten schwankenden Schritte auf der Dornenbahn classischer Bildung gehen zu lernen. Jahre lang nutzt er jede freie Stunde, bis Mitternacht sitzt er über seinen Regeln und Wörtern, und oft muß die gute Mutter aus dem Bette aufspringen und ihm das Buch mit Gewalt aus den Händen reißen.

In jener Zeit las nun Livingstone Alles, was ihm unter die Hände kam, Romane ausgenommen. Doch waren wissenschaftliche Werke und Reisebeschreibungen seine besondern Lieblinge, und sehr oft kam er dadurch in Widerspruch mit dem Vater, der nach der Weise eines großen Theils seiner Zeitgenossen die Meinung hegte, Wissenschaft und Glaube vertrügen sich nicht.

Bald drängte es ihn aber, die Liebe zu seinem Heilande thätig werden zu lassen. Sein Blick fiel auf China, dem er das Licht des Evangeliums bringen wollte, um dem ungeheuern Elend in diesem Reiche nach seiner Kraft einige Abhülfe zu schaffen. Wohl begriff er, daß er, um einigermaßen auf Erfolg hoffen zu dürfen, sich Kenntnisse verschaffen müsse, welche ihm den Zugang zur Bevölkerung in unverdächtiger Weise eröffnen könnten. Er wählte sich also die Arzneiwissenschaft zum Studium, deren Ausübung ohnehin so nahe an das Feld thätigen Christenthums stößt.

Wie war es aber diesem „Fabrikjungen" möglich, in den kurzen Nachtstunden, an den wenigen Festtagen Fortschritte in seiner Wissenschaft zu machen? Je nun, er hatte Jahre lang einen Posten, der es ihm erlaubte, das Buch auf einen Theil der Maschine zu legen und so trotz der mechanischen Händearbeit Satz um Satz in sich hineinzuarbeiten, wobei er überdies Etwas lernte, was ihm in der Folge von hohem Gewinn ward: seine Gedanken fest auf geistige Arbeiten gerichtet zu halten mitten unter Lärmen und Singen, Schwatzen und Getümmel der ihn umgebenden, ewig beweglichen und plappernden Menge der afrikanischen Wilden.

So hatte er bis zum 19. Jahre ununterbrochen die Spinnerei besucht, bis er zum wirklichen Spinner emporstieg und nun ausreichend viel verdiente, um, freilich nur durch harte Opfer und fast übergroße Anstrengungen, während der Wintermonate in Glasgow dem Studium der Medicin und der griechischen Sprache zu leben, theologische Vorlesungen zu hören und sich so ohne alle Unterstützung zu dem auszubilden, was er sich als Strebeziel gesetzt.

Auf den Rath wohlmeinender Freunde bot er der Londoner Missionsgesellschaft seine Dienste an, deren Stellung zu den verschiedenen kirchlichen Parteien ihm am meisten zusagte, vollendete seinen medicinischen Cursus, erlangte die medicinisch-chirurgische Doctorwürde und schiffte sich, nachdem er noch einen gründlichen Cursus der Theologie zu London durchgemacht hatte, im Jahre 1840 nach Südafrika ein, das er nach dreimonatlicher glücklicher Fahrt erreichte. Am Cap ging er an Land, betrat er den Boden, der ihm in einer Reihe von 16 Jahren eine fast unsägliche



DAVID LIVINGSTONE.

Mühsal, Arbeit, Gefahren, Sorgen aller Art, aber auch Weib und Kind, Ruhm nach außen, freudiges Bewußtsein erfüllter Pflicht, gewonnener reicher Erfahrungen, ausgestreuter und schon keimender Saat der Veredelung des Menschen tragen sollte.

Er begann seine Thätigkeit zunächst von der Algoabai aus, wohin er von der Capstadt gegangen, und wandte sich von da in das Innere Afrikas nach Kuruman, der Station des Herrn Moffat, von wo er nach kurzer Rast weiter nach dem Norden ging, nach dem damals weitest-vorgeschobenen Posten Kolobeng, um von dort den Stamm Bakuena, einen der zahlreichen Betschuanenstämme, aufzusuchen und sich daselbst niederzulassen, und so eine genaue Kenntniß der Gewohnheiten, Denk- und Anschauungsweise, der Sprache, Gesetze u. s. f. dieses Volkes zu gewinnen, ein Aufenthalt, der von unberechenbarem Vortheil für seinen nachherigen Verkehr mit dem Volke ward.

Schon damals streifte er oft weit hinaus ins Land, natürlich zu Fuß, eine treffliche Vorübung für die ungeheuern Wanderungen, in denen er später das Land durchzog. Auf einer dieser Streifereien (1843), als er in Mabotsa, einem Dorfe der Bakatla (eigentlich Affen), längere Zeit wohnte, kam er durch einen muthvollen Jagdzug gegen ein Rudel Löwen, denen er übrigens nicht viel Gutes nachzusagen weiß, ja denen er sogar Feigheit schuld gibt, in augenscheinliche Todesgefahr, der er zwar entrann, allein erst nachdem ein auffallend starkes Thier seinen linken Arm dergestalt gepackt und gemishandelt hatte, daß er nie wieder einen freien Gebrauch desselben erlangt hat.

Diese erste Missionsreise war übrigens sonst eine den Umständen nach gesegnete, obwol der unmittelbare Gewinn für das Reich Christi nicht eben der Zahl nach groß zu nennen ist. Es gelang aber Livingstone, einen Häuptling der Bakuena, Setschele, dem Glauben zuzuführen, der dann durch Wort und Beispiel, freilich nicht mit besonderm Erfolg, seinen Stamm zur Nachfolge aufmunterte, nachdem ihn Livingstone schon vorher von der Anwendung eines etwas summarischen Verfahrens zu diesem Zwecke, nämlich von der Anwendung der Litupa (Rhinoceroshautpeitsche), abgehalten. Merkwürdig genug begann ein eigentlicher Widerstand gegen das Missionswerk erst, als Setschele getauft war, nachdem Livingstone schon Jahre lang dort ansässig gewesen und Kirche und Schule gebaut hatte.

Werfen wir einen Blick auf die Häuslichkeit unsers Missionars unter den Bakuena, um uns wenigstens eine Idee bilden zu können von den unsaglichen Anstrengungen und Entbehrungen, welche das Missionswerk kostet; es gibt das ein Bild, dessen wir zur Charakteristik des Mannes nicht entbehren können. In seiner naiven Weise gibt er eine ziemlich anschauliche Beschreibung davon. Er erzählt uns, wie er zunächst die Verwunderung der Neger durch den Kauf eines Grundstücks erregte, eine Handlung, von der sie gar keinen Begriff gehabt. Nun mußte eine

Wohnung errichtet werden, ein Werk, das trotz aller Einfachheit keineswegs ohne Schwierigkeit war, da die Neger alle Hütten rund bauen. Livingstone mußte also im Walde einen Baum fällen, um die Backsteinformen, Gewände und Füllung für Thür und Fenster eigenhändig zu machen. Dazu gehört denn freilich ein ganzer Mann, und der kleine David mit seiner lateinischen Grammatik mag wenig geahnt haben, daß er als Familienvater noch schmieden, zimmern, mauern, gärtnern lernen müsse, um daneben zu doctorn, zu lehren und zu predigen, während die liebe Frau als Schneider und Schuhmacher, Seifensieder und Bäcker immer neue Fertigkeiten entwickeln würde.

Nach der Morgenandacht, etwa um 6 Uhr, ging es täglich zur Schule, wo er abwartete, wer kommen und Belehrung suchen würde. Männer, Weiber, Kinder wurden nebeneinander bis gegen 11 Uhr beschäftigt. Dann ging die Hausfrau ihren Pflichten nach, während der Mann selbst irgend eine Arbeit als Schmied, Tischler, Zimmermann oder Gärtner vornahm, die er für den eigenen Herd leistete oder mit der er einem seiner Nachbarn aushalf, der ihm dann im Garten oder sonstwie wiedervergalt. Den Nachmittag widmete die Hausfrau der Kleinkinderschule, die oft hundert kleine Wollköpfchen versammelte, denen einige Ordnung, namentlich Sauberkeit beizubringen keine kleine Anstrengung kostete. Abwechselnd damit hielt sie auch wol Nähschule, fleißig von der jungen Damenwelt besucht. Ebenso hatte der Missionar unausgesetzt zu thun, Rath zu ertheilen, Kranke zu besuchen, Hausgeräth zu machen, Streitigkeiten zu schlichten u. dergl. m., und erst nach Sonnenuntergang ging er meist zur Stadt, um mit Jedem, der dazu geneigt war, ein Gespräch, am liebsten über religiöse Dinge, anzuknüpfen; an drei Abenden wurde auch ein kurzer Gottesdienst gehalten, welchem sich Unterweisungen über weltliche Dinge anschlossen, worin Modelle, Bilder u. dergl. treffliche Dienste leisteten.

Es ließen sich tausend unterhaltende und belehrende Züge aus Livingstone's Leben und Reisen beibringen, hätten wir nur Raum und Recht dazu. So müssen wir zum Ende eilen und uns mit den äußern Lebenslinien begnügen, wie sie seine Reisen geben.

Eine zweimalige, mehre hundert Meilen umfassende Reise von Kolobeng aus schlug insofern fehl, als unser Missionar einmal durch den Widerstand der Bajire gezwungen ward, umzukehren, im folgenden Jahre aber das am gesuchten Ziele ausbrechende Sumpffieber ihm bewies, daß der Platz für eine Missionsstätte ganz ungeeignet sei. Kaum mehr lohnte die dritte, 1851 unternommene große Wanderung in das Land der Linianti, die er mit Weib und Kind und einem Herrn Oswell unternahm, von der er aber ebenfalls umkehren mußte, theils durch die Verheerungen der jetzt so oft genannten, den Viehheerden höchst verderblichen Tse-Tse-Fliege, theils durch das ungesunde Klima gezwungen. Die unglaublichen Mühseligkeiten vermochten ihn trotzdem von seinem Plane nicht abzubringen. Weib und Kinder sandte er nach Europa und begann seine vierte Reise, deren bedeutende

Erfolge für die Kenntniß Afrikas seinen Namen mit Ruhm krönten, am 8. Juni 1852, — eine Reise, welche fast ohne Gleichen ist.

Man meint Märchen zu hören, wenn man seine Reisebeschreibung liest. Von allen Anfeindungen, kriegerischen Abenteuern, von gefahrvollen Begegnungen mit den Bestien Afrikas ganz abgesehen, begreift man es kaum, wie ein Mensch, dem alle Transportmittel nach und nach mangelten, fast ohne Begleitung, durch Moräste von solchem Umfange, daß er Tage lang darin waten, ja in solchen Schlaf suchen mußte, durch Dickichte von Sägegras, das ihm Kleider und Stiefel zerschnitt, durch endlose Niederungen, in denen er Tage lang bis an die Brust im Wasser waten mußte, daß er seine Uhr unter die Achselhöhle verbergen mußte, um sie vor dem Verderben zu schützen, wie Jemand durch eine oft bis auf 100° Fahrenheit steigende Glut, durch die verzehrenden Fieber, Schwindel, Augenleiden, durch eine mordgierige Bevölkerung hindurch, durch das Gefühl tiefster Vereinsamung inmitten einer rohen Schar lärmender, zankender Begleiter, durch Alles dies hindurch seinen Heldenmuth bewahren, seine Liebe zu Christo so ungeschwächt erhalten konnte, daß er, trotzdem er manchmal nur zehn Minuten aufrecht stehen konnte, doch allenthalben den Namen des Herrn verkündete.

Aber dieser Herr rettete den treuen Diener, und nachdem er ihn mitten durch Afrika geführt, ließ er ihn im März 1856 endlich in Quillimane, an der Ostküste, eine Stätte finden, von wo er dem Vaterlande wieder zueilen konnte, nicht um dort auf den wohlerworbenen Lorbeern bequemer Ruhe zu pflegen, sondern um die gemachten Erfahrungen, die gesammelten Kenntnisse der Menschheit darzubieten und dann von neuem zu diesem Leben der Gefahr und Mühseligkeiten zurückzukehren.

Jetzt ist Livingstone etwa 40 Jahre alt, wiewol Krankheiten und Leiden aller Art seinem fast geschwärzten Antlitz ein weit älteres Ansehen geben. Sein linker Arm ist gelähmt, seine Muttersprache war ihm fast unbequem in der Handhabung geworden, sodaß er meinte, er wolle lieber noch einmal solch eine Reise unternehmen, als noch ein Buch darüber schreiben. Und in der That hat er sich vor wenig Monden wieder eingeschifft, um zu wirken, so lange es Tag sei für ihn.

Nehmen wir denn bewundernd Abschied von einem Manne voll Glaubensmuth und Liebesfreudigkeit, und rufen wir ihm nach: Gott segne Deinen Ausgang und Deinen Eingang!

III.

Denkmäler der Neuzeit.

Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar.

Das gegenwärtige Geschlecht ist nicht poetisch gestimmt und wird von der Wirklichkeit weit kräftiger angezogen als von dem Reiche der Phantasie; dennoch hat die Verehrung der beiden Dichterfürsten, Schiller's und Goethe's, darunter nicht gelitten, und obgleich ihnen bereits mehrere Standbilder errichtet worden waren, hat doch die Theilnahme nicht gefehlt, als der Aufruf erging, Beiträge für ein Denkmal zu leisten, das die Stadt zieren sollte, in der die Lieblinge der Nation lange gelebt und gewirkt hatten, und wo ihre Leichen in der Fürstengruft neben dem Sarge des ausgezeichneten Landesherrn ruhen, von dem ihre Verdienste am frühesten gewürdigt und geehrt worden waren.

Der Gedanke zur Errichtung der Standbilder Wieland's, Goethe's und Schiller's in Weimar gehört dem damaligen Erbgroßherzog und jetzigen Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach an, der auch die festeste Stütze bei der Ausführung geblieben ist. Im Sommer 1852 wurde der Entschluß unabänderlich gefaßt und zur That geschritten. Für Wieland wurde ein besonderes Denkmal bestimmt und der Bildhauer Gasser in Wien mit Anfertigung des Modells beauftragt; die beiden Freunde, die, wenngleich in abweichenden Richtungen, doch Geistesgenossen waren, sollten dagegen in einer Gruppe vereinigt dargestellt werden. Professor Christian Rauch in Berlin, an den die Anfrage wegen Uebernahme dieses Auftrags erging, lehnte denselben wegen gehäufter Arbeiten ab, empfahl jedoch seinen großen Schüler Ernst Rietschel, Professor der Bildhauerei an der Kunstakademie in Dresden, und dieser hat die Aufgabe nach vielen Versuchen und Aenderungen in würdiger Weise gelöst.

Den Gesichtsausdruck beider Dichter erfaßte Rietschel zwar alsbald mit unvergleichlicher Trefflichkeit. Bei völliger Porträtähnlichkeit ließ er in den Zügen Schiller's die demselben eigenthümliche erhabene Begeisterung, in denen Goethe's den festen, sichern Blick für das wirkliche Leben hervortreten. Größere Schwierigkeiten verursachte das Verlangen, die Tracht jener Zeit, die nichts weniger als malerisch und ideal ist, dem realistischen Hange unserer Zeit zu Liebe bei der Darstellung beizubehalten. Rietschel, der seine Meisterschaft auch in dieser Hinsicht schon bei dem Lessingdenkmal für Braunschweig bekundete, hat abermals diese Schwierigkeit glücklich überwunden.

Die gegen 7000 Thlr. betragenden Kosten des Modells hat der Großherzog getragen, das Erz König Ludwig geschenkt, das eigentliche Fußgestell, dessen Stelle bisher ein Holzgerüst vertritt, wird der Großherzog von Baden aus badischem Marmor anfertigen lassen. Die ersten Beiträge kamen von hohen Händen: der Kaiser von Oesterreich schickte 300 Dukaten, der Kaiser der Franzosen eine ähnliche Summe ein, und auch andere deutsche Fürsten haben ansehnlich beigesteuert.

Um eine allgemeine Betheiligung zu veranlassen, trat unter dem Vorsitz des Hofraths Schöll in Weimar ein Ausschuß zusammen, welchem der Oberhofmeister v. Beaulieu-Marconnay und sechs andere Kunstfreunde angehörten. Diese Männer haben die Ausführung der Sache geleitet und die Anordnungen zu den Festlichkeiten bei Enthüllung der Denkmale getroffen.

Den Guß aller drei Standbilder besorgte Inspector v. Miller in der königl. Erzgießerei zu München, und zwar mit jener technischen Vollendung, welche allen den zahlreichen Werken, die unter seinen Meisterhänden aus dieser weltberühmten Anstalt hervorgegangen sind, in zwei Welttheilen die größte Anerkennung verschafft hat.

Am Spätabend des 29. August 1857 traf auf der Eisenbahn die Goethe-Schiller-Gruppe aus München in Weimar ein, und es mußte gleich folgenden Tages Anstalt zur Aufstellung derselben getroffen werden, da die Enthüllung am 3. Sept. stattfinden sollte.

An diesem Tage waren nämlich hundert Jahre vergangen, seit Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar-Eisenach das Licht der Welt erblickt hatte, und am 3. Sept. 1775 geschah es, daß er seine Regierung antrat. Diesen Gedenktag hatte sein Enkel, Großherzog Karl Alexander, ausersehen, um den Grundstein zu einem Denkmal seines berühmten Vorfahren zu legen. Viel ist unter diesem Fürsten zur geistigen und materiellen Erhebung seines Landes geschehen, und er würde unter allen Umständen einen bedeutsamen Platz in der Zahl gefeierter deutscher Regenten eingenommen haben. Die Anerkennung und Theilnahme der ganzen gesitteten Welt verdankt er aber doch nur seiner Liebe für Wissenschaft und Dichtkunst und für die Förderer derselben. Schon im Alter von 17 Jahren befreundete er sich mit Goethe, zog später Herder und Schiller an seinen Hof und versammelte überhaupt einen so ausgezeichneten Kreis um sich, daß das früher wenig bekannte Weimar einen europäischen Ruf erhielt, und ein Wallfahrtsort für Gelehrte und für alle Personen wurde, die durch Rang oder Geistesgaben hervorragten. Das Theater übertraf unter Goethe's Leitung die Bühne vieler größern Städte, und reizende Anlagen verschönerten die Umgebungen der Residenz. Der Raum verbietet uns, auf eine umständliche Schilderung der brausenden Jugend und des gesetzten Alters dieses Fürsten einzugehen; aber wir dürfen voraussetzen, daß sein Lebensbild zu den volksthümlichsten in Deutschland gehört und die vielen darüber erschienenen Schriften eine weite Ver-

breitung gefunden haben. Man erinnert sich noch des Klagerufs, der in ganz Deutschland ertönte, als Karl August am 14. Juni 1828 plötzlich starb. Der Glanz, womit er Weimar erfüllt hatte, ist entschwunden, allein der milde Sinn, womit er die Regierung des Landes führte, ist geblieben, und sein Beispiel haben Sohn und Enkel treu befolgt.

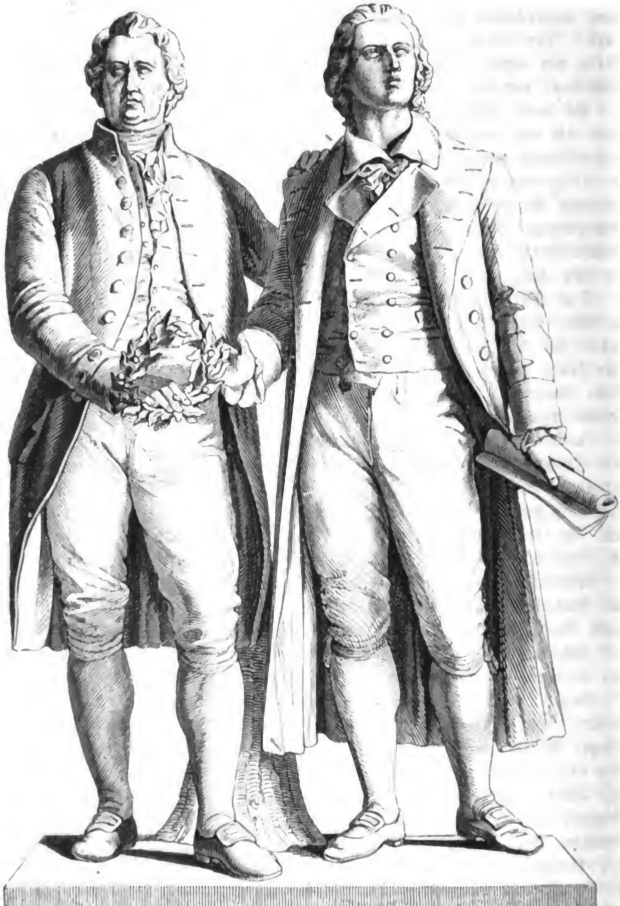
An den schönen, erhebenden Festtagen in Weimar theilzunehmen, fand sich ein beträchtlicher Menschenstrom aus verschiedenen Gegenden des gemeinsamen Vaterlandes ein, und füllte schon am Vorabend die Straßen der reich und geschmackvoll geschmückten Stadt an. Fürstliche Personen, behäbige Gutsbesitzer, schwerfällige Gelehrte, betrachtende Schriftsteller, leichtblütige Schauspieler, lebensfrohe Studenten, Leute aller Stände waren erschienen, unerwarteterweise aber sehr wenige der lebenden Dichter von Ruf.

Das Theater zog am Abend des 2. Sept. Einheimische und Fremde an sich. Sie Alle kamen in der Erwartung eines hohen Kunstgenusses durch die Aufführung von Goethe's „Iphigenie", allein Emil Devrient war krank geworden; Fräulein Schneider verlieh der Titelrolle zwar einen edeln Ausdruck, begeisterte aber das Publikum nicht, und die übrigen Rollen waren nur mittelmäßig oder schlecht besetzt.

In der Morgendämmerung des 3. Sept. zogen die Geistlichkeit und der Stadtrath zur Fürstengruft, wo nach Lied und Rede zwölf weißgekleidete Mädchen den Sarkophag Karl August's mit Blumen bekränzten. Dieser gemüthliche und sinnige Beginn der Feier ist für die große Mehrzahl der Gäste, die zu so früher Stunde ihr Bett nicht verlassen mochten, verloren gegangen.

Ueberfüllt war dagegen, namentlich auch durch Landleute, um 9 Uhr die Hauptkirche, wo Gottesdienst und Predigt den Festtagen die religiöse Weihe gaben. Daß der Redner die Verdienste des Fürsten, der ein Jahrhundert vorher die Welt betrat, vorzugsweise betonte, hat wol nur wenigen von den Festgenossen Anstoß gegeben.

Gegen Mittag bewegte sich der große Festzug nach dem Fürstenplatze, trotz des Regens, der sich mitunter recht heftig ergoß. In einiger Entfernung vom Fürstenhause, dem vormaligen Residenzschlosse, war die Stelle für das zu errichtende großherzogliche Denkmal abgesteckt, und dieser näherte sich unter Glockengeläut der Zug, den die Bürgerschützen, die Zünfte mit ihren Fahnen, die Minister und hohen Staatsbeamten, die Jenenser Studenten in ihren bunten Farben, Professoren und Pedelle in alterthümlicher Amtstracht voran, bildeten. Bald folgten die Hofwagen, welche vor dem Festgerüst vorfuhren, auf dem die hohe Gesellschaft Platz nahm. Die Einweihungsrede hielt der Superintendent Stier aus Buttstädt nach dem Absingen eines Chorals, und eine kürzere Ansprache der Staatsminister v. Watzdorf. Weimars große Tage ließ Jedermann in der Erinnerung an sich vorüberziehen und freute sich, daß das Gedächtniß daran durch herrliche Kunstwerke bei allen künftigen Geschlech-



Das Goethe-Schiller-Denkmal in Weimar.

tern lebendig erhalten werden soll. Die schöne, jugendliche Gestalt des Großherzogs erhob sich und durchschritt den kurzen Weg, der vom Festgerüste zum Platze des künftigen Denkmals führte und nur durch leichte Schranken abgetrennt war, um die Ceremonie der Grundsteinlegung vorzunehmen, die bei solchen Gelegenheiten sich überall gleicht. Nachdem er die gebräuchlichen drei Hammerschläge gethan hatte, beschloß ein Segensspruch und Chorgesang das Ganze. Es war gegen 1 Uhr, als die zahlreiche Versammlung ziemlich durchnäßt und durchkältet auseinander ging, wiewol nicht ohne sich des innern erhebenden Eindrucks bewußt zu bleiben.

An einem Raume, groß genug, die Festgäste zu vereinigen, fehlt es in Weimar; sie mußten sich bei den verschiedenen Festmahlen, welche in der Stadt gegeben wurden, theilen. Eine großartige, wechselseitige Beziehung konnte mithin nicht stattfinden, doch wurde dieser Mangel durch die herrschende Fröhlichkeit in den kleineren Kreisen ersetzt.

Ein Festspiel von Dingelstedt wurde am Abend im Theater gegeben. Frau Holle, die Göttin aus der deutschen Sagenwelt, weckt den im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Friedrich den Rothbart mit der Nachricht der hundertjährigen Geburtstagsfeier Karl August's, und froh bewegt eilt der Kaiser auf die Oberwelt, um als Harfner unter das Landvolk zu treten und ein Lied zum Preise des Gefeierten zu singen, dessen Bild aufgestellt wird, und dem die Landleute Gaben darbringen. Hierauf erscheint Frau Holle selbst und führt die Gestalten ein, welche Weimars Dichter geschaffen haben: Wieland's Merkur, Werther, Götz von Berlichingen, Karl Moor, Iphigenie ꝛc. Daß sie ihre poetischen Ergüsse Leuten widmen, welche davon nicht viel verstehen können, mag die Kritik tadeln; die schöne und lebendig durchgeführte Dichtung übte darum nicht weniger ihren Zauber auf die Versammlung aus. Die deutsche Fahne, welche ein Student auf der Bühne schwenkte, wurde mit einem Jubel begrüßt, der längere Zeit anhielt. Dingelstedt ward gerufen, stürmisch empfangen und als der Schöpfer eines bedeutsamen Theils der Septemberfeste gepriesen. Der Eindruck hielt sich bis zum Schlusse der Darstellung auf gleicher Höhe.

Der Morgen des 4. Sept. begann mit strömendem Regen, doch nach 9 Uhr durchbrach die Sonne das dichte Gewölk und behauptete diesen Sieg. Ihr heiterer Strahl verbreitete Frohsinn auf alle Gesichter, und in einer der Veranlassung entsprechenden Stimmung zog man vom Rathhause zum Wielandsplatze, wo auch der Hof auf seinem Festgerüst erschien und ein Sohn Wieland's nebst mehreren Nachkommen des Dichters sich eingefunden hatten. Mit Gesang begrüßte man den Dichter des „Oberon", worauf Hofrath Schöll, der die schöne Gabe besitzt, Viel mit wenigen Worten zu sagen, über Wieland's Leben in Weimar und über seine Verdienste sprach, um deren willen ihm dieses Denkmal errichtet worden sei. Lauter Zuruf begrüßte das Standbild, als die Hülle fiel, ein Chor junger Mädchen streute Blumen, ein Schlußgesang beendete die Weihe und fort ging

der Zug an den Goethe-Schillerhäusern vorüber nach dem Theaterplatze, auf dem die Gruppe der beiden Freunde, der erhabenen Dichter, steht.

Schon der größere Raum und die Umgebung schöner Gebäude machen hier einen großartigern Eindruck. Drei Festgerüste vermochten nicht Alle zu fassen, die sich darauf niederlassen sollten; allein wenn sie genöthigt waren, sich auf dem Platze aufzustellen, so hatten sie dadurch eine um so freiere Aussicht auf die fürstlichen Personen und ihre vornehmen Umgebungen. Zwei Enkel Goethe's und ein Enkel Schiller's waren nebst andern Verwandten der Dichterfürsten anwesend. Der Gymnasialdirector Heiland hielt hier die Festrede, deren begeisternde Wirkung gerühmt worden ist. Ganz allgemein war der Jubel, als der Schleier weggezogen wurde und die Gruppe im vollen Sonnenstrahl glänzte. Die donnernden Hochrufe verdoppelten sich, als der Großherzog die beiden Schöpfer des Kunstwerks, den Bildhauer Rietschel und den Erzgießer Miller, an den Rand der Tribüne führte. Die Lebehochs für den Großherzog dauerten fort, bis der Hof abfuhr, womit die feierliche Handlung ihr Ende erreichte; allein den ganzen Tag über wurden die Plätze nicht leer, die einen so herrlichen Schmuck erhalten hatten.

Ein dramatisches Quodlibet am Abend im Theater ersetzte sehr unpassend die Aufführung eines einzigen vollständigen Werks. Emil Devrient, Dawison, die Fräulein Fuhr und Seebach traten in ihren berühmtesten Rollen aus Stücken Goethe's und Schiller's auf und wurden mit Beifall überschüttet; eine dramatische Aufführung von Schiller's „Glocke" blieb dagegen hinter den Erwartungen zurück.

Es wäre nun noch über die große Festfahrt am 5. Sept. nach Eisenach zu berichten, doch gehört dieser Freudentag nicht mehr zu unserer Aufgabe, die auf die Denkmale und ihre Enthüllung beschränkt bleibt. Die Schöpfer der Werke sind vom Großherzog durch Orden und von der Stadt Weimar durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts ausgezeichnet worden.

Die Denksäule der Freiheitskriege auf dem Drachenfels.

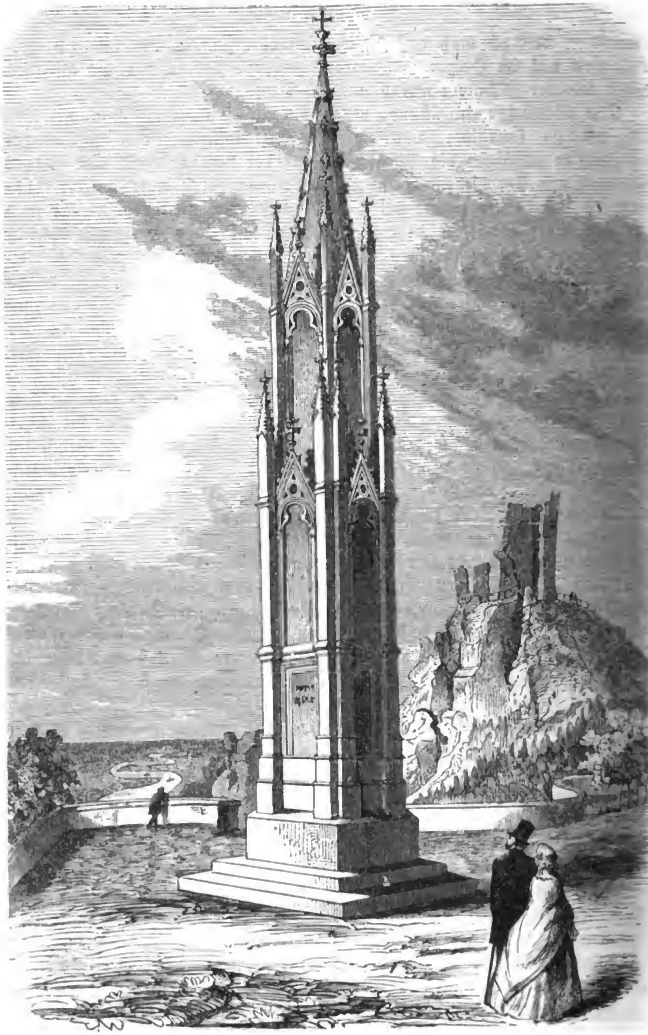
Vom deutschen Reichskörper haben sich in früherer Zeit wichtige Theile entweder selbst abgelöst oder sie sind ihm entrissen worden. In letzter Hinsicht war Frankreich für uns der gefährlichste Nachbar, der sich die Freigrafschaft Lothringen und den Elsaß aneignete; ja durch den unglücklichen Friedensschluß zu Lüneville, wie die vormals deutsche Stadt „Luenstadt" jetzt genannt wird, mußte am 9. Febr. 1801 das ganze überrheinische deutsche Land an Frankreich abgetreten werden, und es bedurfte der großen und allgemeinen Volkserhebung im Jahr 1813, um diese schönen Länder zurück zu erobern. Jetzt sind Land und Volk kräftiger und mannhafter, auch dem Auslande gegenüber einiger und kriegstüchtiger

geworden; dennoch muß das Nationalgefühl beständig rege erhalten werden, weil das im Herzen von Europa gelegene Deutschland die lüsternen Blicke fremder Mächte dauernd auf sich zieht.

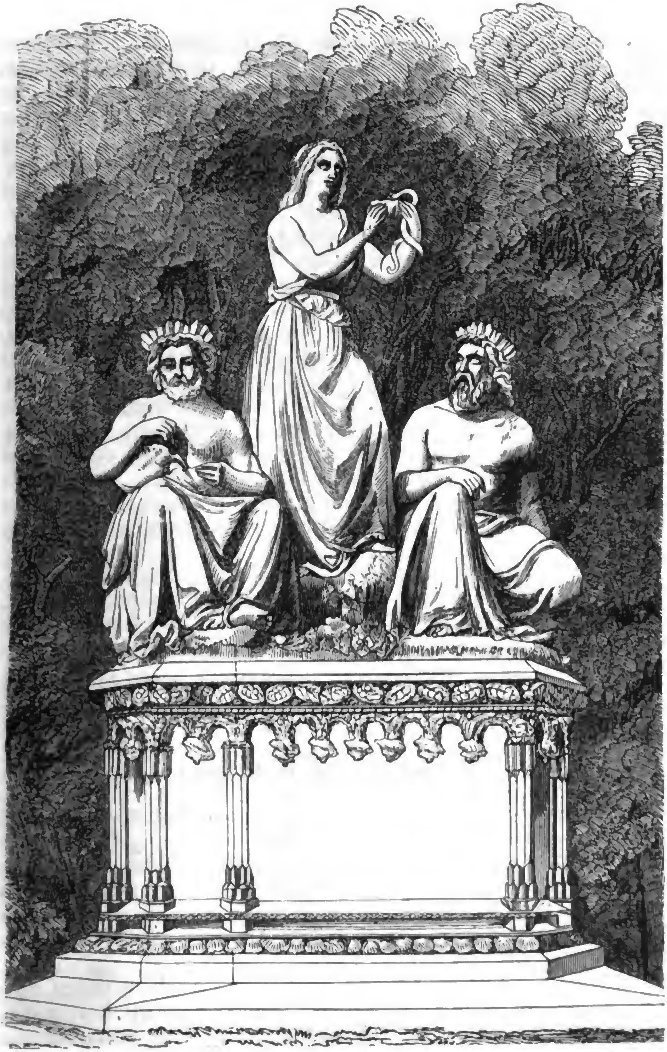
Die allgemeine Entrüstung, welche sich über Dänemarks Beginnen laut und mächtig kundgibt, und die feste Entschlossenheit der Regierungen und Völker gewähren die Bürgschaft, daß der deutsche Bund mit gleicher Eintracht und Entschiedenheit sich erheben würde, sollte einer unserer Nachbarn es jemals sich wieder beikommen lassen, von deutschem Boden auch nur ein Dorf losreißen zu wollen. Wenn wir einen feindlichen Angriff gegenwärtig nicht zu besorgen haben, so wollen wir dafür gern der weisen Mäßigung Dank schulden, von welcher die Monarchen der beiden großen Reiche an unserer Morgen- und Abendgrenze beseelt sind; dauernde Sicherheit aber wird Deutschland nur in der eigenen Kraft finden. Das Verlangen nach der Rheingrenze stirbt im französischen Volke nicht ab, und wäre Aussicht auf eine Befriedigung desselben durch innere Zerrissenheit und Schwäche Deutschlands jemals vorhanden, so würde es auch an dem Versuche nicht fehlen, lang unterdrückte Wünsche zur Erfüllung zu bringen.

So dachten auch die vaterländisch gesinnten Männer am rheinischen Siebengebirge, als sie den Entschluß faßten, das Haupt des vorspringenden Drachenfels, der sich unmittelbar am Rheinstrom 1473 Fuß erhebt, mit einem Denkmal zu krönen, das, weithin gesehen, die Erinnerung an die ruhmvolle Wiedereroberung des Rheinlandes und den Antheil, welchen die rheinische Landwehr nebst dem Landsturm daran genommen, erwecken und dem Auslande Zeugniß von dem lebendig gebliebenen Geiste, der Deutschland in den Jahren der Befreiungskriege verherrlichte, ablegen sollte. Bürgermeister Mirbach aus Königswinter, Dr. Ennen und andere Männer bildeten den Ausschuß, der die Ausführung des Werks in die Hand nahm und am 12. Juli 1857 den Grundstein zu der gothischen Denksäule legte, die unter Leitung des Dombaumeisters Geheimrath Zwirner aus Köln von den Herren Spindler und Bachem gearbeitet worden war. Die Aufrichtung der Säule ging rasch von statten. Sie ist 46 Fuß hoch und erhebt sich auf einem Unterbau in der Mitte von drei ringsum hinanführenden Stufen. An der Vorderseite trägt sie die Inschrift: „Zur Erinnerung an die patriotische Hingebung des rheinischen Volks und an die Errichtung des freiwilligen Landsturms im Siebengebirge in den Jahren 1813—1815.“ Die Inschriften auf den drei andern Seiten lauten: „Neu errichtet im dankbaren Rückblick auf die 42 Friedensjahre unter der gesegneten Regierung Friedrich Wilhelm's IV. durch freiwillige Beiträge im Jahre 1857“; ferner: „Preis und Ehre dem Höchsten, Freiheit, Ruhm und Frieden dem Vaterlande“; endlich: „Dank den gefallenen Streitern. Deutsch und treu für immer.“

Zur Erklärung der Worte „neu errichtet“ an der zweiten Seite bemerken wir, daß schon früher ein Obelisk und ein Lusthaus an diesem Platze standen.



Die Denksäule zur Erinnerung an die Freiheitskriege auf dem Drachenfels.



Die Rakoczygruppe in Kissingen.

10

Auf dem Mittel der Säule erhebt sich der Helm mit dem eisernen Kreuz an der Spitze, welches der König mit eigener Hand beigefügt hatte, als ihm die Zeichnung zur Genehmigung vorlag. Ueber den schönen Eindruck, den das Denkmal hervorbringt, werden unsere Leser nach der beigefügten Abbildung selbst urtheilen.

Am 22. August bewegte sich unter kriegerischer Musik und dem Gesange begeisternder Lieder der Festzug von Königswinter aus auf einem neugebahnten Wege auf den Drachenfels, um das Denkmal feierlich einzuweihen. Der Musik folgten die Schuljugend mit Fahnen, die Steinhauer, welche die Säule gefertigt hatten, die Veteranen des Landsturms mit wehendem Banner und mit der Kriegsdenkmünze geschmückt, endlich der Regierungspräsident v. Möller aus Köln in Begleitung der Mitglieder des Ausschusses, die Künstler, welche die Arbeiten geleitet, der Kreislandrath Wülfing und viele andere Personen aller Stände von nah und fern. Oben angelangt, übergab Geheimrath Zwirner das vollendete Kunstwerk dem Ausschusse, der es seinerseits der königl. Regierung von Köln in der Person ihres anwesenden Präsidenten zur Beschützung überlieferte. Nach der von Dr. Ennen gehaltenen Festrede sank unter einem Tusch von Trompeten und weitschallendem Hurrah die Hülle, worauf Herr v. Möller die Stufen der Säule bestieg, um die Segnungen des tapfer erkämpften Friedens unter der Regierung zweier preußischen Herrscher zu preisen.

Ein Festmahl unter geschmücktem Zelt, Reden und Trinksprüche, wi sie aus vaterländisch gesinnten Herzen bei solcher Veranlassung strömen, erregten die Gemüther ebenso feurig als süß und erfüllten die Brust mit Gefühlen, welche so oft aufwallen werden, als die Erinnerung an den herrlichen Festtag erwacht.

Die Rakoczygruppe in Kissingen.

Das bayrische Städtchen Kissingen mit seinen 1500 Einwohnern ist der Hauptort des gleichnamigen Landgerichts in Unterfranken, und in einem lieblichen Thale der fränkischen Saale, sechs Meilen nördlich von Würzburg gelegen. Durch seine Heilquellen ist der Ort schon seit dem 16. Jahrhundert bekannt, allein erst in neuer Zeit ein sehr besuchter Badeort geworden, in dem sich besonders die vornehme Welt des In- und Auslandes versammelt.

Es sind fünf Quellen, die sowol zum Baden als Trinken benutzt werden: der Max-, Theresien-, Rakoczy-, Pandurbrunnen und der Soolsprudel, welcher dem dortigen großen Salzlager entquillt. Der Pandurbrunnen gehört zu den am frühesten bekannten und wird vorzüglich zu Bädern verwendet, während der ihm an Gehalt verwandte Rakoczybrunnen meist

getrunken wird. Beide führen Kochsalz, Kohlensäure und Eisentheile bei sich und haben eine auflösende, zugleich aber stärkende Wirkung, die sich bei vielerlei Krankheiten vortheilhaft äußert. Die Rakoczyquelle von 9° Réaum. Wärme wurde erst 1737 entdeckt und soll ihren Namen dem Umstande verdanken, daß ein Rakoczy aus dem berühmten siebenbürgischen Fürstengeschlecht, das sich im 17. und 18. Jahrhunderte Oesterreich so furchtbar machte, angeblich zuerst daraus getrunken hat.

Ein reicher Privatmann aus Kissingen, Herr Adam Hailmann, faßte den Entschluß, auf seine Kosten eine schöne, von Platanen beschattete Stelle der Anlagen mit einem Kunstwerk zu zieren, um die beiden Quellen, welche soviel Fremde nach Kissingen ziehen und dem Orte reiche Nahrung gewähren, zu verherrlichen. Seine Mitbürger, der königl. Bauinspector Röser und der Bildhauer Michael Arnold, am 30. April 1824 zu Aschaffenburg geboren, unterstützten ihn bei seinem Vorhaben und die Regierung ertheilte gern ihre Genehmigung dazu.

Infolge dessen schritt Arnold zum Werke und fertigte aus feinem weißen Sandstein die wohl gelungene Gruppe, welche unsere Abbildung zeigt. Auf schön gearbeitetem Untergestell von grünlich grauem Sandstein steht Hygiea, nach der griechischen Mythe eine Tochter des Heilgottes Aeskulap und die Göttin der Gesundheit, und hält die Schale in der Hand, gefüllt mit dem ersten Trunk aus der neu entdeckten Rakoczyquelle, indem sie den Vater anfleht, dem Wasser die Kraft der Heilung zu verleihen. Die Schlange, das Sinnbild des Gottes, windet sich auch bereits zum Zeichen der Gewährung um die Schale. Rakoczy sitzt zu ihren Füßen und stützt sich auf ein Trinkgefäß, das genesungbringende Wasser erwartend. Pandur, auf der andern Seite, senkt den Arm zum Sprudel, um daraus zu schöpfen, und Beide sind mit Kronen aus Salzkrystall geziert. Der Stein, auf dem sie ruhen und das Fußgestell des Kunstwerks sind von Wasserpflanzen und den Blättern der nymphea lutea, einer am Ufer der Saale wachsenden hübschen Blume, sowie mit verschiedenen Krystallen der Bestandtheile dieser Quellen und mit Muscheln umgeben, die andeuten, daß es die Quellen und ihr Inhalt ist, denen die Gruppe gewidmet wurde.

In Gegenwart der Behörden und der noch anwesenden Kurgäste ist das Kunstwerk am 8. Sept. 1857 mit den üblichen Feierlichkeiten enthüllt worden. Im Namen der Regierung übernahm der königl. Landrichter, Graf von Luxburg, Hailmann's schönes Geschenk, und sprach ihm dafür Dank und dem Künstler die wärmste Anerkennung für seine treffliche Leistung aus. Ein Festmahl, mit Trinksprüchen gewürzt, und eine Beleuchtung am Abend, in welcher der Hailmann'sche Palast, die Gruppe der Hygiea, von bengalischen Flammen umgeben, sowie andere monumentale Bauwerke am strahlendsten erglänzten, schlossen den fröhlichen Tag, der Kissingen mit einer neuen Zierde bereicherte.

IV.

Zeitfragen.

Staatsleben.

Die Civilehe.

Das Institut, welches diesen Namen trägt und welches so vielen deutschen Ländern vor zehn Jahren durch jenen letzten Sturm von Westen her zugeführt wurde, ist deutscher Sitte etwas so Fremdes und Neues, daß das ängstliche und wiederholte Fragen im deutschen Volke nach Bedeutung, Art, Wesen, Entstehung und Einführung desselben in Deutschland volle Berechtigung und darum auch zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben hat.

Die Bezeichnung „bürgerliche Ehe", unter welcher die Sache in den meisten neuern Gesetzgebungen ihren Ausdruck fand, erscheint zwar an sich unverfänglich. Man kann dabei an alle die ehrwürdigen Eigenschaften, Sitten und Gebräuche denken, durch welche von jeher echter deutscher Sinn vor dem anderer Völker sich auszeichnete. Auch weist die Anhäufung der mannigfachen Formen, mit welchen die Schließung des Vertrags zwischen Mann und Weib umgeben wird, auf die hohe Wichtigkeit hin, welche der Gesetzgeber dem Institut beigelegt wissen will, und endlich scheint die regelmäßig in den Gesetzen über die bürgerliche Ehe aufgenommene Bestimmung, daß die Trennung derselben nur aus Gründen, welche auch für die Scheidung der kirchlichen Ehe gelten, stattfinden soll, den hohen sittlichen Ernst zu bekunden, von welchem man bei der Einführung des Verhältnisses ausgegangen ist.

Worin besteht denn nun also, wird man fragen, die Bedenklichkeit bei Einführung der bürgerlichen Ehe, worin liegt die Neuerung, wodurch wird jenes besorgliche Fragen gerechtfertigt?

Die Antwort darauf führt zunächst auf die Vergleichung dessen, was unsere Voreltern unter der Ehe sich dachten, mit dem, was man heutigen Tags darunter sich vorstellt.

Schon ehe die alten Deutschen das Christenthum empfingen, unterschieden sie sich von den übrigen Völkern, auch den civilisirten, durch die sittliche Reinheit und Energie, mit welcher sie die Ehe, als die innigste Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau, auffaßten, die in ihr für ihr ganzes Leben zu Einem Leben und Einem Leibe verbunden wurde, und bezeichneten darum dieses feste und dauernde Rechtsverhältniß durch

das Wort „Ehe", welches ursprünglich Rechtsordnung, Rechtsband bedeutete. Die christliche Lehre von der Ehe war ihnen daher nur die religiöse Bestätigung und Heiligung ihres nationalen Gefühls, und so verstand es sich bei ihnen von selbst, daß die Ehe in der göttlichen Ordnung ihre Begründung finde. Diese Lehre geht aber dahin: Die Ehe ist eine von Gott noch in dem Stande der Unschuld der Menschen eingesetzte, und darum eine heilige Anstalt, welcher nicht nur ein irdisches und leibliches, sondern das höchste sittliche Ziel gesetzt ist; sie ist die Vereinigung zweier Herzen zu einer völligen Lebensgemeinschaft in Liebe und Treue, Zucht und Ehren, in bösen wie in guten Tagen, eine Schule gegenseitiger Selbstverleugnung, eine Schutzwehr gegen die Anfechtungen des Lebens und die wandelnden Neigungen des eigenen schwachen, sündlichen Herzens; ihre Dauer wird nur durch das Lebensziel, sowie durch das fluchwürdige Verbrechen des Ehebruchs begrenzt. Es ist, wie in der ersten Zeit der Christenheit ein ehrwürdiger Kirchenvater, Tertullian, eingehender so schön sie bezeichnete: „Die Verbindung zwischen zwei Gläubigen, die *eine* Hoffnung, *eine* Lebensordnung, *einen* Dienst haben. Sie beten zusammen, sie lehren, sie ermahnen, sie ertragen einander. Gemeinsam sind sie in der Kirche, gemeinsam bei dem Abendmahl, gemeinsam in Noth und Verfolgung. Keins hat dem andern etwas zu verbergen, keins ist dem andern schwer. Frei besuchen sie die Kranken, unterstützen sie die Armen. Sie wetteifern untereinander in Psalmen und geistlichen Liedern. Christus freut sich, wo er Solche sieht, Er gibt ihnen Seinen Frieden. Wo zwei sind, da ist Er, wo Er ist, da ist der Böse nicht."

Diese Vorstellung, welche mit unserer Christenlehre von der Ehe übereinstimmt, ist also durch und durch religiös, wie denn auch die Zusammenstellung des Verhältnisses der Ehegatten zueinander einer- und des Verhältnisses unsers Heilandes mit der Gemeinde andererseits keinen Zweifel darüber läßt, daß von den drei Elementen der Ehe, dem privatrechtlichen, dem öffentlichen und dem religiösen oder kirchlichen das letztere als das überwiegende, als das die übrigen beherrschende sich darstellt.

Zwar lehrte die katholische Kirche auf Grund dieser im Neuen Testament vorkommenden Vergleichung der Ehe mit Christus und seiner Gemeinde wegen dieses Geheimnisses (Sakramentes), daß die Ehe selbst ein Mittel sei, die Gatten Gott näher zu verbinden, ihre Religiosität zu steigern, also ein Mittel für die Religion, zählte darum die Ehe zu den Sakramenten und nahm somit die Unauflösbarkeit derselben an. Die Evangelischen anerkannten zwar diese Eigenschaft nicht, wollten nicht, wie die katholische Kirche, sittlich strenger sein als unser Heiland selbst, der den Ehebruch als einen moralisch gerechten Grund der Scheidung zugelassen hatte, gingen vielmehr davon aus, daß die Religion selbst hier das Mittel sei, das menschliche Verhältniß zu erfüllen und zu verklären, hielten aber andererseits in der Lehre streng an dem Satze, daß die Ehe nur aus

jenem Einen Grunde der heiligen Schrift und den ihm gleichzustellenden zu lösen sei. Und in diesem Sinne wurde sie denn in einem evangelischen Lande, dessen Fürst mit am entschiedensten für die lautere Lehre des Evangeliums kämpfte, in der von ihm veranlaßten Kirchenordnung bezeichnet als „die rechtmäßige, von Gott verordnete Zusammenfügung eines Mannes und Weibes zu dem Zweck, daß sie bis an ihr Ende für und für in aller Gottseligkeit, Zucht und Gerechtigkeit beieinander wohnen und ihr Leben in der allerhöchsten Gemeinschaft aller Dinge in Lieb und Leid beschließen und eins sich dem andern als Gehülfe, ihm von Gott gegeben, nicht allein zu diesem, sondern auch zum ewigen Leben erzeige und beweise".

Aus diesen Andeutungen über den rein religiösen, christlichen Charakter der Ehe ergibt sich von selbst, daß die Kirche die Ehe schon ihrer Entstehung nach als eine ihr angehörige und unter ihren segnenden Einfluß zu stellende Anstalt betrachten mußte. Sie muß aber auch selbst ihrem innersten Wesen nach als solche aufgefaßt werden. Denn nicht ohne einen, dem kirchlichen Ehebündniß verheißenen göttlichen Schutz vermögen die Ehegatten, nach der Bedeutung dieses Standes, treu dem gegenseitig sich abgelegten Versprechen nachzukommen, und eine bloße Täuschung ist es, daß Sorgfalt und weise Ueberlegung bei Eingehung der Ehe eine Bürgschaft gegen ihren künftigen Zerfall gebe. „Kein Gatte vermag es, im voraus den andern zu ergründen, ja nur sich selbst zu ergründen. Nur darin liegt eine Bürgschaft, daß, wenn die Versuchung des Zerfalls kommt, eine höhere, heiligende Kraft da sei, die sie überwinde."

Jene Bedeutung der Ehe blieb mit mehr oder minder klarem Bewußtsein bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Kirche wie im Staate anerkannt. Da aber wagte sich der in dieser Zeit nach der Herrschaft ringende wissensdurstige Geist an die heiligsten Güter des deutschen Volks, an den Glauben der Väter, an die Autorität des göttlichen Worts, und brachte diejenigen Klassen des Volks, die, noch nicht reif für die reine Thätigkeit des Verstandes, Falsches und Misverstandenes für die wahre Grundlage nahmen, um ihre beste Zierde und Kraft, um den Glaubenssinn, um das treue Festhalten an dem geschichtlich Ueberlieferten.

Die Ursache dieser Verwirrung in der Kirche, welche vorzugsweise auf den Eid und die bis dahin bestandene Ehegesetzgebung sich bezog, waren nicht blos die Diener der Kirche, welche schliefen, anstatt vermittelnd einzusprechen, als der Feind hereinbrach, — sondern auch der Staat, die christliche Obrigkeit, welche doch als „Gottes Dienerin" das Amt und die heilige Pflicht überkommen hat, die Gebote Gottes in ihrem ganzen Umfang aufrecht zu erhalten, dessen aber, indem sie eine einseitige philosophische Doctrin förderte, ja ihrer Leitung sich überließ, lange Zeit nicht hinreichend achtete.

Daraus ging zunächst die Neugestaltung des Ehebandes hervor. Wie man die Grundlage der obrigkeitlichen Gewalt auf den Vertrag zurück-

führte, so erhielt, wenn auch nicht im Kern des deutschen Volks, doch bei vielen seiner Führer der Gedanke Einfluß und gesetzlichen Ausdruck, daß auch die Ehe auf einem Vertrage beruhe. Sie wurde von der damals herrschenden philosophischen Richtung als „die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften" bezeichnet. Damit vornehmlich war leider der großen Menge von Scheidungsgründen der Zugang gewährt, welche ebenso zerstörend auf die Sittlichkeit des Volks, als auf das dauernde Wohl der Familien einwirkte. Während, um nur Ein Beispiel anzuführen, selbst ein heidnischer Jurist lehrte: „Was ist so menschlich, als daß bei zufälligen Unglücksfällen der Mann der Genosse des Weibes, das Weib die Genossin des Mannes bleibe", fand umgekehrt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Satz gesetzliche Anerkennung: „Was ist so menschlich, als daß bei zufälligen Unglücksfällen das Weib den Mann, der Mann das Weib *seinem Schicksale überlasse*."

Verkannt war auf solche Weise die Bedeutung, welche die Ehe für die Familie, die Familie für den Staat hat: daß dieser als die erweiterte Familie unter denselben Gesetzen des Segens und Gedeihens, des Fluchs und Verderbens, daß beide unter dem gleichen mächtigen Schutz des vierten Gebots stehen und daß daher das Staatswohl unauflöslich geknüpft ist an die Wohlfahrt der Familie, wie wiederum ihr Zerfall die Auflösung des Staats zur unausbleiblichen Folge hat. Die Ehe konnte aus Gründen, die bis dahin ungültig gewesen, geschieden werden; es sollten die Geschiedenen anderweit sich wieder verheirathen können. Schon war also damals der Stand der Sache so, daß die Kirche im strengen Sinne die Trauung gar nicht hätte vollziehen sollen und können, denn nicht darf derselbe Priester im Namen Gottes über den Ehebund das Wort aussprechen: Was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht scheiden, und wiederum gegen das Wort der heiligen Schrift im Namen desselben Gottes neuen Segen spenden über Ehebrecher und schriftwidrig Geschiedene. Der Widerspruch, in welchen man also mit sich selbst gerieth, blieb bis in die neuere Zeit ungehoben.

Da, in den letzten Jahrzehnden, wurde in einem Lande, dessen Regierung sich noch zur Stunde mit der Reform seiner auf Gründe der angedeuteten Art gestützten Gesetzgebung in Geburtswehen befindet, die Trauung schriftwidrig Geschiedener verweigert, gleichwol aber von Seiten des Landesherrn bereits im Jahre 1846 erklärt, daß den Gewissen der Geistlichen in dieser Hinsicht keine Gewalt angethan werden solle.

Wie sehr nun freilich solche Verhältnisse, welche auch in andern Staaten sich vorfanden, bei Vielen den Wunsch hervorrufen würden, in Fällen dieser Art die Trauung ganz vermeiden, eine nur bürgerliche Ehe eingehen zu können, begreift sich leicht. Außer dem Fall der verweigerten Trauung früher geschiedener Ehegatten gab denn auch der Wunsch der beabsichtigten Verehelichung seitens der Mitglieder im Staate zugelassener

Sekten untereinander, oder mit Gliedern anerkannter Kirchen, sowie endlich, natürlich ebenfalls unter Voraussetzung der gesetzlichen Zulässigkeit, die der Verheirathung von Israeliten mit Christen für die Betheiligten öftern Anlaß ab, die obrigkeitliche Bestätigung einer Geschlechtsgemeinschaft zu wünschen, über welche, in Ermangelung der hier in Betracht kommenden Voraussetzungen, die Kirche keinen Segen sprechen, für welche sie vielmehr nur eine Fürbitte haben kann.

Solcher Art waren die Fälle, rücksichtlich welcher vor dem Jahre 1848 der Wunsch nach Einführung der sogenannten bürgerlichen Ehe hin und wieder sich kundgab, und es läßt sich dem Gange gewöhnlicher Entwickelung zufolge annehmen, daß die Gesetzgebungen einzelner Länder nur in diesem beschränkten Maße das Institut würden eingeführt haben. Eben wegen der geringen Zahl der Anwendungsfälle hätte man denn auch unter solcher Voraussetzung hoffen dürfen, daß mit der Zeit jener ausnahmsweise und unfertige Zustand von den Betheiligten selbst als solcher erkannt werden würde. Glich ja dieses Verhältniß demjenigen, welches unser Heiland bei seinem Erscheinen auf Erden in der Sitte, die Ehe durch den Scheidungsbrief des Mannes zu lösen, im jüdischen Volke einst vorfand; und ließ er doch, ungeachtet des auch hierin sich kundgebenden Widerstrebens gegen die göttliche Ordnung rücksichtlich der Ehestiftung, seine Langmuth auch da walten um der Herzenshärtigkeit der Israeliten, d. h. um des Zustandes der sittlichen Abgestumpftheit für alle höhern Lebensforderungen willen, den zu beseitigen dem friedlichen und doch gewaltigen Wirken Seines Geistes vorbehalten blieb.

Das Jahr 1848 mit seinen gewaltsamen Erregungen führte indeß einen davon ganz verschiedenen Zustand herbei. Wie in andern Dingen, also wurde auch, was die bürgerliche Ehe betrifft, das etwaige Bedürfniß für jene einzelnen Fälle vielfach überschätzt; es wurde das Verlangen nach deren Einführung für das allgemeine Begehren, für das Ziel sehnlichen Verlangens des deutschen Volks selbst ausgegeben, die Kirche über diese Veränderung einer kirchlichen Anstalt nicht, oder kaum hier und da zu Rathe gezogen und so jenes neue bürgerliche Institut eingeführt, welches, nach dem rücksichtlich der Bedeutung der christlichen Ehe bisher Bemerkten, im Gegensatz zu dieser, ohne religiösen Halt erscheint.

Was während jener Sturm- und Drangperiode in vielen Ländern des deutschen Vaterlandes als Recht eingeführt und nicht, wie in einzelnen derselben geschehen, wieder beseitigt worden ist, besteht jetzt in Kraft, und es fragt sich nur, wie etwaige üble Folgen davon für die Zukunft abzuwenden sind. Deutsche christliche Sitte und Zucht, die aus eigenem freudigen Antriebe das Gute fördert und befolgt, auch wo nicht auf jedem Schritte Drohmittel und strenge Gebote entgegentreten, ist freilich auch hier, wie in der Entwickelungsgeschichte der Neuzeit überhaupt, die beste Hoffnung der gebildeten Geister. Sie zu pflegen, biete Jeder die Hand, in dessen Brust die rechte Liebe zum deutschen Vaterlande lebendig ist.

Doch wir wollen uns noch einmal das Institut der bürgerlichen Ehe scharf ansehen und mit der Form der christlichen Ehe vergleichen. Bei dieser wird nach dem feierlichen in der Kirche abgelegten Versprechen beider Verlobten, sein Ehegemahl haben und behalten zu wollen, die Ehe im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes feierlich eingesegnet; bei jener erscheinen die Verlobten vor dem Gerichte und erklären, wie bei jedem andern Vertrag, ihren Willen zu ihrer künftigen Gemeinschaft. In der That erscheint denn auch hier das Ganze nur als ein Vertrag zu irdischem Wohlergehen, zu irdischem Miteinanderarbeiten und Miteinanderleiden, ohne ein Berufen auf göttliche Heilszwecke.

Man hat zur Unterstützung der Civilehe ferner, und gewiß vielfach mit Recht hervorgehoben, daß diese Form im Interesse der Verhütung so vieler unglücklicher Ehen anzuempfehlen sei. Dabei geht man von dem Gedanken aus, daß jene Weise des Ehebundes eine Scheidung erleichtere. Dies ist jedoch nur insofern richtig, als, was nicht überall geschehen, diese Erleichterung gesetzlich anerkannt wird. Gesetzt aber auch, es wäre so, immer werden noch manche Bedenken bleiben, immer noch wird manche unglückliche Ehe nicht zu beseitigen sein. Denn ist es wahr, daß bei Vermehrung der Scheidungsgründe, bei noch so lockerer Form des Ehebündnisses, dieser Zweck vollständig erreicht wird? Sind wir nicht auch, mahnt Mittler in Goethe's „Wahlverwandtschaften", mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gern los sein möchten, weil es unbequemer ist, als je ein Mann oder eine Frau uns werden könnte. Wie manches Volk lebt in unglücklicher Ehe mit seinem Fürsten! Wie mancher Mensch lebt in unerträglicher Ehe mit seinem siechen Körper oder seinem ausgesucht widerwärtigen Schicksal. Und doch dürfen diese Ehen nicht durch Revolution, nicht durch Selbstmord geschieden, es darf die sittliche Ordnung überhaupt nicht verletzt werden. Und das ist nur die eine Seite, welche betrachtet, wohingegen die andere, der Erfolg der Trennung einer mit Kindern schon gesegneten Ehe, unbeachtet gelassen wird. Oder ist es menschlich, eine Ehe auf das Begehren eines Theiles zu scheiden und die sittlichen Bande, welche die bisher erzeugten Kinder an das Elternpaar fesseln, durch Zuführung einer andern Mutter, eines andern Vaters zu zerreißen? Sollte die neue Ehe eine glückliche werden können, da von Seelenfrieden dabei nicht füglich die Rede sein kann? In der That, nur dem selbstthätigen, innersten religiösen Gefühle bleibt es hier überlassen, so manche Klippe zu umschiffen, über die der umsichtigste weltliche Steuermann keine Gewalt hat.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die offen hervorgetretene Absicht bei der Einführung der bürgerlichen Ehe, die Gültigkeit und rechtliche Wirksamkeit derselben unabhängig von dem Glaubensbekenntnisse und von kirchlichen oder religiösen Handlungen oder Vorschriften zu gestalten, so bemerken wir sogleich einen der ganzen bisherigen Vorstellung von der Ehe so entschieden widersprechenden Grundsatz, daß schon um deswillen

ein jeder Christ Bedenken tragen sollte, ein Institut ohne Weiteres zu billigen, welches ihn, wenn auch nur im ganz äußerlichen Sinne, mit Gottes Wort in einen theilweisen Widerspruch versetzt, sodaß also nur einer der drei oben hervorgehobenen Fälle zur vollständigen Billigung desselben führen kann. Die Erfahrung möge dem im innersten Kern sittlichen deutschen Volke zeigen, ob das Institut der also entstandenen „bürgerlichen" Ehe alle die eben hervorgehobenen Bedenken zu überwinden im Stande, oder ob es vor dem Richterstuhle der christlichen Lehre zu verwerfen sei.

Kirchenleben.

Der evangelische Bund.

Nachdem die evangelical alliance die Grenzen ihres britischen Heimatlandes überschritten und ihre großen Meetings, Jahresversammlungen, bereits zwei Mal auf dem Festlande abgehalten hat, wird kein Gebildeter innerhalb Deutschlands umhin können, über Zweck und Bedeutung dieses kirchlichen Bundes Klarheit zu suchen, und nach Maßgabe der eigenen Stellung in der Kirche gewissermaßen auch Stellung zu dem Bunde zu nehmen. Besonders durch die mit soviel Geräusch vorbereiteten und verkündeten Septemberversammlungen des Bundes zu Berlin im vorigen Jahre, durch die Betheiligung einer so großen Anzahl in Deutschland, der Schweiz, England und Frankreich hochgefeierter Namen an denselben, durch den Widerspruch, welchen die offenen oder verdeckten Strebungen des Bundes von den Freunden der bestehenden kirchlichen Ordnung erfahren, ist die Frage, was von der Allianz zu halten, um so dringender geworden. Freilich ist die Schwierigkeit, eine unparteiische Anschauung der Sache zu gewinnen, dadurch in gleichem Maße gewachsen, und dies möge der geneigte Leser in Anschlag bringen, wenn es nicht gelingen sollte, alle Zweifel und Bedenken in Hinsicht dieser Frage auf den wenigen Blättern, welche zu diesem Zwecke vergönnt sind, genügend zu lösen.

Was hat den evangelischen Bund ins Leben gerufen, welches Ziel und Streben verfolgt er, welche Grundsätze leiten ihn, welcher Mittel und Wege bedient er sich? Diese Fragen schicken wir voraus, um demnächst unser Urtheil über seine Bedeutung zu begründen.

Der evangelische Bund nahm seinen Ursprung zu Anfang des vorigen Jahrzehnds in der Presbyterialkirche Schottlands. Dieselbe hatte sich damals in die freie Kirche und die ältere Nationalkirche gespalten, um eines mehr äußern Grundes willen, der eine kirchliche Spaltung in Deutschland nimmer herbeiführen würde. Gleichzeitig sahen sich beide

Parteien durch die wachsende Macht der römischen und nicht minder durch die englisch-bischöfliche Kirche bedroht. So entstand der naheliegende Gedanke einer engern Verbrüderung der Evangelischen zum gemeinsamen Kampf gegen das Andringen der römischen Kirche und gegen Alles, was man als in principieller Verwandtschaft mit dem Romanismus stehend zu erkennen glaubte, gegen Ueberspannung des kirchlichen Princips, als wodurch die freie Bewegung zunächst der schottischen Presbyterialkirche gefährdet werden könnte.

Diese in jeder Hinsicht berechtigte Verbrüderung im Wesentlichen kirchlich gleichgesinnter Männer zur Bewahrung ihres in kräftiger Blüte stehenden nationalen kirchlichen Lebens nahm jedoch sobald einen andern Charakter an, als sie die Grenzen ihres Heimatlandes überschritt. Schon die im Jahre 1845 zu Liverpool gehaltene Versammlung vereinigte Angehörige von zwanzig verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften in sich, und die Allianz war jetzt daran, aus einem kirchlichen in einen von den geschichtlichen Grundlagen der Kirche absehenden und insofern unkirchlichen Verein überzugehen.

Es ist bekannt, daß die beiden Hauptgestaltungen der evangelischen Kirche in Großbritannien, die bischöfliche und die presbyterianische, von einem Heer von abweichenden Parteien und Sekten umgeben sind, deren bedeutendste die Methodisten, die Baptisten und die Independenten sind, welche Gemeinden und Prediger nach Hunderten und Tausenden zählen. Diese großen, von der Nationalkirche abgesonderten Parteien zerfallen zum Theil selbst wieder in eine Menge Sekten, die sich oft um eines einzigen Glaubenssatzes willen, oder wegen einer äußern Bestimmung in der Kirchen- und Gemeindeverfassung voneinander trennen, und die kirchliche Entwickelung in einer steten Bewegung erhalten. Man kann sagen, daß dieses Gewirr kirchlicher und oft recht unkirchlicher Sekten und Parteiungen einestheils durch die Erstarrung des kirchlichen Lebens in den herrschenden Kirchen Großbritanniens im vorigen Jahrhundert eine Veranlassung gefunden, und daß der Eifer jener zur Neubelebung der Mutterkirche nicht unwesentlich beigetragen habe. Doch wirken zur Entwickelung des englischen Sektenwesens, welches sich in Nordamerika in noch viel unerquicklicherer Weise ausbreitet, auch andere Ursachen mit, weshalb für jetzt wenig Aussicht ist, daß die Strömungen des vielgespaltenen kirchlichen Lebens die Hauptströmung der Mutterkirchen wieder aufsuchen werden, wenn diese auch zu der Kraft des ursprünglichen Lebens, aus dem sie geboren sind, wirklich zurückkehren. Auf keinen Fall wird man in jener Zerspaltung des kirchlichen Lebens, in jenem Gewirr willkürlich sich abschließender, die eigene Sondermeinung überschätzender Parteien einen glücklichen Zustand der Kirche erkennen können. Kann das Endziel der Kirche als Einer Heerde unter Einem Hirten auch nimmer in der starren Einförmigkeit und Unfreiheit der römischen Kirche erreicht werden, so doch auch nicht in dem unruhvollen Getreibe einander setzender und

aufhebender Principien, wobei gar oft dem Uebermaß an Parteieifer ein ebenso großer Mangel an Liebe und Duldsamkeit entspricht.

Die Angehörigen der meisten dieser Sekten schlossen sich nun seit dem Jahre 1845 dem evangelischen Bunde an. Man stellte eine Anzahl von Sätzen, welche die möglichst von allen Parteien anerkannten evangelischen Grundwahrheiten, mit Uebergehung derjenigen, worin sie sich voneinander unterschieden, ausdrückten, als Bedingung des Beitritts auf. Wer diesen Sätzen beistimmte und es über sich bringen konnte, von denjenigen Wahrheiten abzusehen, welche in jenen allgemein christlichen Sätzen umgangen waren, durfte der Verbrüderung beitreten.

Man kann zugestehen, daß eine Vereinigung auf Grund jener allgemeinen Wahrheiten in gewissem Sinne ganz unverfänglich war. Da man jedoch dabei keineswegs beabsichtigte, die trennenden Sondermeinungen aufzugeben und die Verbrüderung über die Grenzen der Versammlungen, der gemeinschaftlichen Feste, Reden und Festmähler hinaus kirchlich darzustellen, so mußte die Vereinigung ziemlich unpraktisch erscheinen. Die Parteien kamen sich dadurch mehr äußerlich als innerlich näher. Sie konnte wol die ungebildete Menge Derer, die einander in ihrem Parteihader kaum noch für christliche Brüder erkannt hatten, von groben Vorurtheilen befreien und ein gewisses Gemeingefühl bei Denen erwecken, die desselben bisher entbehrt; aber da man die trennenden Principien auf sich beruhen ließ, ging man nothwendig mitten in der scheinbaren Verbrüderung unter der Herrschaft derselben einher. Die gewünschte Einheit gegenüber der Macht der römischen Kirche kam daher auf diesem Wege nicht zu Stande. Die Parteien standen jener nach wie vor ungeeinigt und ungekräftigt gegenüber, falls nicht jede derselben an der eigenthümlichen Kraft ihrer eigenen Principien verloren hatte, infolge einer unvermittelten Vermischung mit den Angehörigen der entgegenstehenden Parteien.

Hieraus erklärt sich, daß in Großbritannien ein sehr geringer Theil von Geistlichen der Nationalkirche beitrat, während die Allianz ihre Mitglieder weit überwiegend unter den bedeutendern und geringern Sekten und Parteiungen fand. Diese hatten eben bei einer der positiven Principien fast entbehrenden Verbrüderung nichts zu verlieren, während jene leicht erkannten, daß sie dadurch der römischen Kirche gegenüber kaum einigen Zuwachs zu den Kräften gewinnen konnten, die sie bereits in den großen Gestaltungen ihrer Nationalkirche besaßen, wol aber durch die nähere Verbindung mit theils fremdartigen, theils ihnen feindselig gegenüberstehenden Sekten ihren eigenen Bestand zu gefährden, jedenfalls die Klarheit der eigenen Principien zu verdunkeln fürchten mußten.

In der That stellte sich der Bund bereits, ehe er den Kanal überschritt, seinen Principien nach vielmehr als ein unkirchlicher, denn als ein kirchlicher dar; seiner Richtung nach, wenn auch großentheils unabsichtlich, vielmehr die Kirche gefährdend, als den beabsichtigten Schutz gegen die

römische Kirche gewährend. „Das Band“, urtheilt ein Mitglied der anglikanischen Kirche in hervorragender Stellung, „welches die Glieder der Allianz verbindet, ist auf der positiven Seite ein engherziger, bigotter Calvinismus, und zwar nicht in der ursprünglichen Kraft und Gestalt des 16. Jahrhunderts; nach der negativen Seite hin ist das wirklich zur Schau getragene Band ein eingewurzelter Widerspruchsgeist gegen alle kirchliche Ordnung, gegen jeglichen Grundsatz von sakramentaler Gnade, gegen die Lehre, welche die Kirche von England, die lutherische und die apostolische Kirche, zu einem lebendigen Leibe vereinigt. Alle gemäßigten Leute in England gewahren in der Allianz nichts Anderes, als ein gefährliches Blendwerk. Sie ist von Anfang bis zu Ende in unserm Lande eine Bewegung ohne, ja gegen die Kirche.“

Die Septemberverhandlungen des Bundes im vorigen Jahre zu Berlin, und was demselben vorausgegangen und nachgefolgt, sind leider nicht geeignet gewesen, dieses harte Urtheil zu widerlegen. Die Unklarheit über die eigentlichen Zwecke und Grundsätze desselben ist seitdem nur noch viel größer, das ganze Unternehmen nur noch haltloser geworden. Was bis dahin das principielle Band des Bundes wenigstens scheinbar gewesen, die Grundlage der neun Artikel, hat man als immer noch hemmende Schranke fallen lassen, ohne eine andere positive Grundlage an die Stelle zu setzen. Die kirchliche Principlosigkeit des Bundes, die principielle Unkirchlichkeit desselben ist damit ganz offenkundig hervorgetreten.

Das ursprüngliche Ziel derselben, sich gegen das Andringen der römischen Kirche zu einigen und zu waffnen, scheint nunmehr sehr in den Hintergrund zu treten, und in der That hätte jene Kirche am wenigsten eine Vereinigung zu fürchten, welche die kirchlichen Grundsätze der eigenen Confession für ziemlich indifferent erklärt, und darüber hinaus diejenigen zu verbinden sucht, deren Grundsätze zum Theil einander geradezu entgegenstehen. Das von einer großen Anzahl namhafter Männer unterzeichnete Einladungsschreiben*) zu der Berliner Versammlung stellt ausdrücklich in Abrede, daß der Bund nur eine Agitation sei gegen die römische Kirche. Dagegen behauptet es, derselbe bezwecke, anstatt der bloßen „Staats- und Weltreligion“ der „Herzensreligion“ zu dienen, nicht eine „aufgedrungene Union von Kirchen- und Lehrformeln und Staatsregimentern, sondern eine Union der Herzen im Glauben an die Grundwahrheiten, darauf unsere Seligkeit beruht“, anbahnen zu wollen.

Sind die behufs dieser Einladung ausgesprochenen Gedanken wohl erwogen und dem Geist des Bundes entsprechend, so beruht derselbe nunmehr auf einer Abstraction von den historischen Grundlagen der Kirche. Die Kirche hat die schweren Kämpfe mit dem Heidenthum, mit den zahlreichen, die christliche Wahrheit verfälschenden Sekten, endlich mit

*) Es muß jedoch bemerkt werden, daß die Zustimmung der Männer, deren Namen sich unter der Einladung finden, zum Theil nur vorausgesetzt, nicht aber, wie es sich gebührt hätte, eingeholt worden ist.

der römischen Tyrannei siegreich überstanden und die Lehre des reinen Evangeliums bewahrt. Es ist die Eine christliche Kirche, welche sich in der deutschen Reformation wiedergefunden, den verlorenen Faden der apostolischen Ueberlieferung wieder aufgenommen, sich auf den Grund der Apostel zurückgestellt, und also in Wahrheit eine Reformation ihrer selbst an die Stelle der römischen Deformation gesetzt. Die deutsche Reformation der Kirche ist deshab auch, unter Bewahrung einer festen Kirchenordnung, von dem Extrem der Verflüchtigung der Stiftungen in der Kirche, ihrer Gnadenmittel, Aemter und Ordnungen, ingleichen vor der Zersplitterung in zahllose, um ihre eigenwilligen Sondermeinungen hadernden Sekten bewahrt geblieben, welche die außerdeutsche Reformation vor allem in Großbritannien und Nordamerika und zum Theil auch in der Schweiz, Frankreich und Holland begleiten.

Hiervon sieht die evangelische Allianz ab. Sie betrachtet die Eine heilige Kirche als eine Menge gleichberechtigter, die Wahrheit noch suchender Parteien, ohne Einheit und Gemeinschaft der wahren Gläubigen. Anstatt der göttlichen Leitung zu vertrauen, die sich so offen in der ganzen Geschichte der Kirche ausspricht, und von ihr den fernern Sieg der die Kirche der Reformation stützenden Wahrheit zu erwarten, möchte die Allianz die Geschichte selbst in die Hand nehmen, sie beschleunigen, ja das Ende derselben in die Gegenwart legen und die Gemeinschaft der Heiligen und wahren Gläubigen schon jetzt äußerlich zur Anschauung bringen.

Ein Unternehmen dieser Art mag dem unruhigen Treiben der zahlreichen Sekten und Parteien außerhalb Deutschlands entsprechen; der Kirche der deutschen Reformation kann es nicht anders als fremdartig und verderblich erscheinen. Jene Parteien, welche die historischen Grundlagen der Kirche großentheils verloren haben, z. B. die einflußreichste Partei der Baptisten in der Allianz, die verschiedenen Independentenparteien u. s. f., versprechen sich entweder, durch den Anschluß der großen Kirchengemeinschaften Haltpunkte zu finden, die ihnen in dem subjectiven Bau der eigenen Kirche fehlen; oder die weitersehenden unter ihren Führern gehen darauf aus, die gesammte Kirche der Reformation durch Herabsetzung der historischen Grundlagen der Kirche in lauter den ihrigen ähnliche Parteien aufzulösen.

Hiergegen ist sich die Kirche der deutschen Reformation bewußt, die Reformation der Einen Kirche gefunden zu haben in ihrem aus der Schrift entnommenen Bekenntniß des reinen Evangeliums, in der Predigt des göttlichen Worts und schriftgemäßer Verwaltung der Sakramente. Die Darstellung der Reformation in ihrer zwiefachen Gestalt als lutherische und reformirte Kirche hebt ihre wesentliche Einheit nicht auf, und viel weniger wird dieselbe durch die mannigfache Verschiedenheit in der äußern Verfassung, Ordnung und Cultus, in verschiedenen Ländern aufgehoben. Vielmehr hat die Kirche der Reformation auf Grund der wesentlichen Ein-

heit und Reinheit der apostolischen, schriftgemäßen Lehre, im Gegensatz zu der äußern Einheit der römischen Kirche, von Anfang an die Freiheit der äußern Gestaltung der Verfassung und Cultusform anerkannt.

Die Kirche der deutschen Reformation findet deshalb die von der Allianz gesuchte „Union der Herzen" längst in ihrer Gemeinschaft dargestellt. Ja, als die Reformation der Einen Kirche weiß sie sich mit allen wahren Gläubigen auch in der römischen Kirche, wie mit allen aufrichtigen Herzen in den von ihr getrennten irrigen Sekten, im Geiste verbunden, und zweifelt nicht, daß im rechten Augenblick die Einheit der Herzen auch äußerlich zur Darstellung zu bringen sein wird.

Das aber freilich wird mit andern Mitteln ins Werk gesetzt werden müssen, als die bisherigen des „evangelischen Bundes" waren; denn was dieser zur Darstellung gebracht hat, ist nichts Anderes als eine Verwirrung verschiedener Parteiansichten, die an ihren Festtagen auf kurze Zeit die wesentliche Verschiedenheit so viel wie möglich vergessen, in der sie durch ihre trennenden Grundsätze stehen und zu der sie, da in der Regel die Parteiprincipien stärker sind als die Menschen, alsbald wieder zurückkehren. Man kann daher den evangelischen Bund nach seinen Grundsätzen, falls von solchen noch die Rede sein kann, nur allermeist als auf Selbsttäuschung beruhend erkennen, woran unsere Zeit ohnehin reich genug ist. Man will die Kirche bauen und einen Kirchenbund ausbreiten, indem man die Kirche und den Bund vergißt, die bereits fest bestehen. Man rüttelt an den Gründen der Einen wahren Kirche Gottes, indem man den Grund zu einem nebelhaften, geisterischen Luftbau legt, welcher den außerdeutschen, ultrareformirten und sektirerischen Parteien entsprechen mag, nimmer aber die Bedürfnisse des deutschen Volks befriedigen kann. Wahrlich, die wahren Gläubigen der Kirche deutscher Reformation stehen längst in jener Herzensunion, ja sie wissen sich in unsichtbarem Herzensbunde mit allen wahren Gliedern Christi auch unter den englischen und amerikanischen Brüdern, und wußten es, ehe der Name dieser fremdländischen Allianz genannt wurde.

Wenn wir so nicht umhin können, das Unternehmen des evangelischen Bundes als ein verfehltes zu beurtheilen, und getrost zu erwarten, daß die augenblickliche und allermeist künstlich gemachte Erregung für dieselbe bald einer unbefangenen Würdigung Platz machen werde, so sind wir doch weit entfernt, damit einen Makel auf die vielen edlen, trefflichen, christlichen Männer zu werfen, die sich bei dem Bunde betheiligt haben. Was sie Gutes gewollt, wird ihnen selbst nicht verloren gehen, am wenigsten, wenn sie ihres Irrthums früh genug inne werden, was nach dem Verlauf der Berliner Septemberverhandlungen wesentlich erleichtert ist.

Die Schule.

Die deutsche Rechtschreibung.

Die Frage über die deutsche Rechtschreibung ist ebenso alt, wie die Frage über eine gemeinsame deutsche Sprache, und sie muß ebenso alt sein, denn eine gemeinsame deutsche Schrift und Rechtschreibung ist die nothwendige Vermittelung, daher zugleich die nothwendige Voraussetzung einer gemeinsamen Sprache. Es hat aber diese Frage in den letzten Jahren eine so umfassende Gestalt und eine für den geistigen, oder überhaupt für jeden über die Wände des Hauses hinausreichenden Verkehr unsers Volks so tief eingreifende Bedeutung angenommen, daß unser Kalender nach seiner Aufgabe, von dem Gesammtverkehr unsers Volks ein übersichtliches Jahresbild zu geben, nicht länger von derselben absehen kann*).

Es kommt hinzu, daß die Geschichte der deutschen Orthographie, sobald wir dieselbe zusammenhalten mit der Geschichte der Orthographie derjenigen Völker, mit welchen wir zunächst in nationalem Verkehr stehen, uns die geistige Eigenthümlichkeit unsers Volks von einer Seite her erkennen läßt, auf die wir im Uebrigen weniger aufmerksam sind, und die dennoch für die gesunde Volksentwickelung von großer Bedeutung ist. Wir meinen die freie Bewegung unsers Volks in Beziehung auf Fortentwickelung von Sprache und Schrift, welche uns durch unsere staatliche Vielheit gesichert ist und den individuellen Gelüsten Einzelner gegenüber gesichert bleiben wird, weil das volksthümliche Bewußtsein der Einheit allen willkürlichen Ausschreitungen Einzelner, welchen eben eine die Gesammtheit zwingende Macht abgeht, sofort und mit raschem Erfolg entgegentritt. Man hat namentlich in den Zeiten, in welchen die Nothwendigkeit besonders klar hervortrat, in der deutschen Vielheit die deutsche Einheit festzuhalten, oft bitter geklagt über die vielen deutschen Regierungen, Residenzen, Akademien u. s. w.; und doch genügt ein einziger Blick auf die Geschichte unserer Sprache und Schrift dazu, um gerade in dieser Vielheit und Einheit die Gewähr einer gesunden volksthümlichen Entwickelung zu erkennen.

Wenn, wie die Geschichte der Sprache und Schrift unserer Nachbarländer ringsumher zeigt, der einfache Beschluß einer Akademie, oder wie es dort gerade heißt, dazu ausreicht, um die Orthographie der betreffenden Sprache den Einwirkungen Einzelner gegenüber, abgesehen von ihrem Recht oder Unrecht, dauernd festzusetzen, so ist eine Verknöcherung der Orthographie und ihr allmäliges Absterben

*) Vollständigen Aufschluß darüber gibt folgende vor kurzem erschienene Schrift: Die deutsche Rechtschreibung. Ein Leitfaden für Zweifelhafte. Nebst einem Wörterverzeichniß, von Dr. Konrad Michelsen. Leipzig, J. J. Weber, 1858.

der organisch unaufhaltsam fortschreitenden lebendigen Sprache gegenüber **unvermeidlich**. Freilich bleibt die Reaction, eben weil sie in einem natürlichen Recht aller Einzelnen begründet ist, nicht aus; aber dennoch wird eine solche Orthographie später bald — eben als abgestorben — der organischen Fortentwickelung der lebendigen Sprache zu einer Fessel und niederdrückenden Last, anstatt ihr organisches Werkzeug und ihre natürliche Hülfe zu sein. Als man sich neuerlichst in England darüber stritt, ob „Telegraphem" oder „Telegram" zu sprechen und zu schreiben sei, da zeigte sich unverkennbar in der Art der herbeigeholten Gründe das unnatürliche Verhältniß zwischen englischer Orthographie und englischer Sprache; aber die Reaction des praktischen englischen Sinnes fehlte daneben auch nicht, denn man beruhigte sich bald bei der Ueberzeugung, daß es schließlich nicht auf die herbeigeholten Gründe, sondern darauf ankomme, wie eben die Mehrzahl sprechen und schreiben werde.

Auch unter uns hat es in neuerer Zeit nicht gefehlt an Entscheidungen über die zweifelhaft gewordene Orthographie von Oben her; und es konnten dieselben nicht ausbleiben, da eben durch die willkürlichen Eingriffe Einzelner von Unten her das natürliche Schwanken der deutschen Schriftsprache zu einem orthographischen Wirrwarr geworden war und noch ist, von dessen vielfachen und bedeutenden praktischen Hemmnissen und Nachtheilen die betreffenden Männer auf ihren Studirstuben vielleicht kaum so viel vorausgesehen haben, als manche Mutter bei der Ueberwachung der Schularbeiten ihrer Kinder, oder bei der Beantwortung der Klagebriefe ihrer Söhne aus der Fremde hat erfahren müssen. Dagegen liegt es eben in den gegebenen staatlichen Verhältnissen, daß alle Verfügungen genannter Art eben nur einen consultativen, oder — wenn man, wie z. B. in einer Schule Elberfelds der Fall war, mit Verkennung der gegebenen Verhältnisse praktisch vorschritt — einen prohibitiven Charakter annahmen; und für Beides ist bei der gegebenen Sachlage die Gesammtheit der Sprechenden und Schreibenden den Behörden um so mehr zu Danke verpflichtet, je weniger es die Sache des Einzelnen ist und sein kann, sein natürliches Recht auf eine organische Fortentwickelung der Schriftsprache den vielleicht von berühmten Namen getragenen Eingriffen Einzelner gegenüber zu wahren.

Jedenfalls ist für unsern Kalender der Zeitpunkt gekommen, wo auch er bei der genannten Frage einen Augenblick verweilen und durch einige Blicke in die Vergangenheit eine Antwort suchen muß auf die Frage, was von der gegenwärtigen Verwirrung der deutschen Schriftsprache zu halten ist, und wie es der Zukunft gelingt, in die bisherige natürliche, zwar gewundene, aber eben deshalb belebende und erfrischende Spur der organischen Entwickelung wiederum einzulenken.

Wenn wir auf dem hier gegebenen beschränkten Raume in der Geschichte der deutschen Sprache bis zu dem Momente zurückblicken, wo mit dem Emporkommen einer gemeinsamen deutschen Sprache auch eine ge-

meinsame Schreibweise sich anzubahnen wenigstens den Anfang machen mußte, so hat es den Anschein, als solle in der Mitte jedes Jahrhunderts eine Epoche liegen; denn wir finden Ickelsamer um 1550, Klopstock um 1750, Grimm um 1850, und auch um 1650 fehlt in einer speciellen Behandlung der Frage die treffende Epoche nicht. Selbst darin zeigt sich der gleichmäßige Fortschritt oder die organische Lebenskraft auch dieser Seite der sprachlichen Entwickelung, daß es, seitdem Ickelsamer im treuen Vereine mit seinem Lebensfreunde Luther die gemeinsame deutsche Schriftsprache so frisch und kräftig begründet hatte, immer wieder dieselbe Seite der Frage ist, welche zurückkehrt, nämlich die, ob nicht der alten Form zu Liebe die eingedrungene neue Form wieder möglichst abzuschaffen sei, und daß bisher noch immer wieder dasselbe Resultat schließlich herausgekommen ist, nämlich das, daß die neue Schriftsprache, getragen und gestützt durch ihren nothwendigen Zusammenhang mit der lebendigen Sprache, trotz der anscheinenden theoretischen Siege ihrer sogenannten „historischen" Gegner doch schließlich factisch gesiegt hat.

Ickelsamer, der in seiner wahrhaft rührenden Liebe zu Luther und zu seiner Lebensaufgabe, nämlich der, daran zu arbeiten, daß das von Luther in die deutsche Sprache übertragene Gotteswort nun auch von recht vielen Deutschen möchte „rasch gelesen" werden können, nahm in seinen verschiedenen, rasch durch ganz Deutschland verbreiteten grammatischen Lehrbüchern kein anderes Beispiel auf als aus Luther's Schriften. Es war ihm sehr wohl bekannt, daß Luther seine Schriftsprache so wenig wie seine lebendige Sprache neu gemacht, sondern vorgefunden, wenn freilich auch nach seinem Geiste und seiner Aufgabe mit kühnem Griffe in manchem einzelnen Punkte umgestaltet hatte; und wie richtig Ickelsamer in solchem Verfahren gehandelt hatte, weil eben Luther für Feind und Freund der deutsche Mann war, an welchen sich der Aufschwung des deutschen Volks anschloß, das zeigte sich vornehmlich darin, daß selbst Luther's bitterste Gegner Ickelsamer's Beispiele vollständig in ihre Lehrbücher mit aufnahmen, und auf solche Weise ihren Schülern nicht selten in den Sprachstunden Sätze vorführten, gegen deren Inhalt sie in andern Stunden heftig polemisirten.

Wenn wir nun über die zwei Jahrhunderte von Ickelsamer bis auf Klopstock rasch hinweggehen, und wenn wir von da wiederum über ein Jahrhundert hinwegblicken, um zu unserm Grimm und in unsere Zeit hinein zu gelangen, so treten uns immer wieder unverkennbare Spuren desselben Geistes entgegen, welcher den biedern Ickelsamer beseelte, aber zugleich nicht zu verkennende Spuren davon, daß den Nachfolgern Ickelsamer's sein Erfolg fehlte, weil ihnen sein Mitarbeiter fehlte. Als Klopstock seine Messiade in seiner neuen Orthographie herausgab, da wollte man dieselbe nicht kaufen, und daß unser Grimm durch die Eigenthümlichkeiten seiner Orthographie sich selbst den Leserkreis so eng beschränkt, wird Jeder um so mehr bedauern, je mehr er sich zu dem Wunsche

gedrungen fühlt, daß Grimm's treffliche Bücher sich in jedem deutschen Hause finden möchten.

Suchen wir aber die Ursache, weshalb ein solches „historisches" Zurückgehen auf einen so entschiedenen Widerstand stößt, und nicht selten in den Häusern und Familienkreisen am meisten, in welchen noch factisch, wenn man nun auch zwar das Altdeutsche nicht mehr in seiner alten Form liest, doch treue Liebe zu altem Recht und alter Sitte lebt, so erklärt sich solches einfach daraus, daß eine neue Mode auch dann noch eine „neue" Mode bleibt, wenn sie ihre Formen aus dem Mittelalter herholt; es erklärt sich der genannte Widerstand ferner daraus, daß jene „Neuerer", obschon sie selbst, weil sie eben durch fortgesetztes Studium der Werke der Alten sich auch an die Form der Alten gewöhnt haben, meinen, eine wohlbegründete Forderung zu machen, doch das natürliche Recht der Gegenwart übersehen; es erklärt sich derselbe endlich daraus, daß schreiben und lesen zu können die Aufgabe jedes Deutschen ist, und daß dennoch die Neuerer eben auf ihrem von dem gegenwärtigen Leben abgetrennten Standpunkte bei der Begründung ihrer Orthographie eine Summe von Kenntnissen voraussetzen, die ihnen geläufig sind, die aber weit über den Kreis Desjenigen hinausgehen, der Deutsch lesen und schreiben zu können das Recht und die Pflicht hat. Auf allgemeine Annahme wird und kann nur diejenige deutsche Schriftsprache Anspruch machen und haben, welche ihre Gesetze sucht und findet innerhalb des Lebenskreises jedes in dem genannten Grade gebildeten deutschen Mannes. Es muß solches um so mehr der Fall sein, je mehr es, was freilich näher nachzuweisen hier der Ort nicht ist, in der Volksschule wie in jeder Elementarklasse nothwendig ist, bei orthographischen Gesetzen genannter Art stehen zu bleiben; je mehr also wir Alle für die erste, daher bleibende Einprägung der Wortbilder auf eine solche „natürliche" Schriftsprache angewiesen sind.

Allerdings wären in einer ausführlichen historischen Darstellung unserer Frage noch eine Reihe von Männern und Schriften namhaft zu machen und zu charakterisiren; allein zur historischen Charakterisirung der entferntern und nähern Vergangenheit, aus welcher die gegenwärtige Verwirrung der deutschen Rechtschreibung hervorgegangen ist, wird das Gesagte ausreichen.

Wie groß diese Verwirrung ist, das ist selbst in solche Kreise hinein, welchen im Uebrigen Fragen solcher Art mehr fern stehen, hinlänglich bekannt. Es klagen nicht nur die Kinder darüber, während sie die Schule besuchen, und namentlich dann, wenn sie aus einer Klasse in die andere oder gar aus einer Schule in die andere übergehen, sondern die Klagen kehren mit doppelter Bitterkeit ein, wenn die Söhne die Schule verließen und als Lehrlinge in ein Geschäft eintreten, wo orthographische Sicherheit erwartet und gefordert wird, wo man sich aber die orthographischen Schulkünsteleien alles Ernstes verbittet. In den ersten Klassen der Gym-

nasien und Realschulen erklären die Schüler den Lehrern geradezu, sie seien durch das orthographische Schwanken in den untern Klassen um alle orthographische Sicherheit gebracht worden, und die Lehrer fügen sich mit den Achseln zuckend darein, werden aber freilich kein Mittel anzugeben wissen, wie ihre Schüler später zu der für die allgemeine Bildung wie für jede Praxis absolut nothwendigen Sicherheit gelangen, es sei denn, daß sie die Vorschläge der Neuern, die ja eben bisher noch selbst hin und her schwanken, gründlich und vollständig aufgeben. Daß es aber um die Mitarbeiter und Verfasser literarischer Werke selbst nicht viel besser stehe, werden Setzer und Correctoren und Revisoren in den Druckereien bezeugen können; denn weil wir eben immer wieder neue Wortbilder zu sehen bekommen, so kann die Folge nicht ausbleiben, daß auch unsere eigene Schriftsprache allmälig in Schwanken geräth. Vor dem Referenten liegt ein gedrucktes Buch, dessen Verfasser einen pädagogischen Namen hat, in welchem die Vorsilbe „miß-“ bald miß-, bald miss-, bald mis- gedruckt ist, und da hört denn doch, wie man sagt, Alles auf. Wieviel jährlich in den Druckereien allein an Zeit und Arbeitskraft durch diese fast allgemeine orthographische Unsicherheit und Verwirrung verloren gehe, vermag Referent zwar nicht zu berechnen, ist aber überzeugt, daß die betreffende Summe in Leipzig allein größer ist, als die Urheber der Sache irgend geahnt haben; jedenfalls wäre es dringend an der Zeit, wenn die betreffenden Wortführer endlich einmal sich dazu bewogen fänden, von ihrer Vorliebe für die altdeutsche Orthographie abzusehen und in bestimmter Begrenzung anzugeben, welchen Gewinn das deutsche Volk in seiner gesunden Entwickelung davon habe, wenn es sich nach den bekannten Wünschen durch den gegenwärtigen orthographischen Wirrwarr hindurcharbeite, und fortan seine gegenwärtige deutsche Sprache in Formen schreibe, die vor mehreren Jahrhunderten im Gebrauche waren.

Was jedenfalls feststeht, ist, daß jeder Deutsche, welcher so weit entwickelt ist, daß er schreiben und lesen kann, ein wohlbegründetes Recht hat, zu fordern, daß alles dasjenige, welches nicht diesem oder jenem kleinen Leserkreise, sondern dem deutschen Publikum als solchem dargeboten wird, in einer Schriftsprache gegeben werde, deren Auffassung dem genannten Publikum als solchem zugänglich ist; wobei es natürlich jedem Verfasser unbenommen bleibt, sich selbst und sein Buch außerhalb dieses allgemeinen Kreises zu stellen. Was zweitens feststeht, ist, daß jeder Deutsche, welcher schreiben und lesen lernen will, wenn auch kein Recht, doch einen gerechten Anspruch darauf hat, daß ihm solches nicht erschwert werde durch Wünsche, die anderweitig, nicht aber in der Sache selbst begründet sind.

Es wird, um von allem Andern abzusehen, die Zahl Derjenigen in unsern Tagen immer größer, welchen orthographische Sicherheit zur Erreichung oder Sicherung einer Lebensstellung erwünscht oder nothwendig ist; also ist es hohe Zeit, daß Diejenigen, welche keine natür-

liche, daher allgemeine, sondern „historische“ oder specielle deutsche Orthographie wollen, mit ihren Ansprüchen auf die deutsche Schriftsprache, das Gesammtgut des deutschen Volks, zurückgewiesen werden. Es wurde uns Deutschen bisher immer wieder Mangel an praktischem Sinne vorgeworfen; nun ja, wir sollten wenigstens so viel gelernt haben, daß wir uns nicht einer sogenannten „Schule“ zu Gefallen in einem wohlerworbenen Besitze kränken lassen. Wenn man, wie factisch augenblicklich hier und dort unter uns geschieht, an die Mütter die Forderung stellte, sie müßten, um die Schularbeiten ihrer Kinder zu überwachen, selbst noch einmal zur Schule gehen, obgleich sie ihre lebendige Sprache vollkommen klar und bestimmt durch die Schriftsprache auszudrücken bereits in ihrer Kindheit gelernt hätten, so würde man eine solche Forderung mit Lachen zurückweisen. Was dagegen auch hier geschehen kann, ist, daß man Bücher, welche durch ihre abweichende Orthographie vernünftigerweise nur auf ein entsprechendes kleineres Publikum berechnet sein können, sofern sie weiter dringen wollen, einfach zurückweist, — und das ist der erste Rath, welchen bei gegenwärtiger Sachlage der Kalender, der ja anzuzeigen hat, was an der Zeit ist, zu geben sich erlaubt!

Wie lautet des Kalenders zweiter Rath? — Derselbe lautet: „Bekämpfen wir die orthographische Verwirrung durch einfaches Zurückgehen auf solche orthographische Gesetze, welche Jeder, der eben nur die nöthige Bildung hat, um zu lesen und zu schreiben, verstehen und anwenden kann, und die aus diesem Grunde ebenso gut bei dem ersten Lese- und Schreibeunterricht in der Schule, wie bei der spätern Entscheidung orthographischer Zweifel und Fragen zur Anwendung kommen!“ — Mag daneben noch eine Zahl von Wörtern übrig bleiben, deren Buchstabenbild als solches dem Gedächtnisse einzuprägen ist, weil die betreffenden Wörter, aus fremden Sprachen in die deutsche Sprache herübergeholt, noch nicht vollständiges Bürgerrecht in derselben erlangt haben, so werden doch auch diese sich größtentheils unter bestimmte Regeln ordnen lassen, die der deutschen Aussprache selbst entlehnt sind. Es gilt die Hinwegräumung eines Hindernisses, welches die Zahl Derjenigen, welche unter uns gern lesen und schreiben, d. h. an einem erweiterten Vaterlandsbewußtsein theilhaben, bedenklich einzuschränken droht, — also kein Zögern!

Wird aber gefragt: „Woran erkennt man eine solche natürliche deutsche Rechtschreibung?“ so lautet die einfache Antwort: „Daran, daß dieselbe ihre Gesetze nicht anderswoher, sondern einfach in der deutschen Rechtschreibung selbst sucht, also in derselben Weise verfährt, wie jede andere Naturwissenschaft; denn auch die Sprache ist ein natürlicher Organismus, wird also nicht von den Menschen systematisch oder künstlich construirt, sondern eben in ihrem natürlichen Wesen beobachtet und erforscht!“ Damit aber kein fernerer Zweifel übrig bleibe, so sollen noch einige von den Gesetzen, an welchen eine natürliche deutsche Rechtschreibung sofort zu erkennen ist, aufgestellt und kurz motivirt werden.

1. **Schreibe, wie du richtig sprichst!**

Es ist dieses erste Grundgesetz der deutschen Schriftsprache auf jedem Blatte ihrer Entwickelungsgeschichte so deutlich abgeprägt, daß die „Neuern“ allerdings nicht gewagt haben, dasselbe ausdrücklich abzuleugnen; dagegen haben sie es stillschweigend so sehr bei Seite gelegt, daß vielleicht unter zehn Wörtern, deren bisherige Schreibweise bei Seite geschoben ist, eine Verletzung jenes obersten Gesetzes neun Mal vorliegt. Schreibe z. B. nicht „wißen“, weil du weder „wiß=en“ noch „wi=ßen“ sprichst, sondern schreibe „wis=sen“, weil du „wissen“ sprichst. Wenn man früher in diesem und in ähnlichen Fällen z oder zz schrieb, so liegt darin der bestimmten Aussprache gegenüber gar kein Grund, daß solches deshalb noch geschieht.

2. **Wenn du über die Laute eines Wortes zweifelhaft bist, so löse es in seine Silben auf!**

Ein vollständiges Wort ist dem Facit eines Rechenexempels zu vergleichen. Wenn man über die Richtigkeit desselben zweifelhaft ist, so wird einfach die Probe gemacht, d. h. es wird die Gesammtberechnung rückwärts in ihre einzelnen Theile aufgelöst; dasselbe Gesetz gilt in der Orthographie und kommt fast jedesmal zur Anwendung, wo man zweifelhaft ist, ob s oder s, oder ß oder ss zu schreiben ist; ebenso, wo es die Unterscheidung von ck und kk, z und tz gilt.

3. **Bist du über den Gehalt eines Mitlauts am Ende eines Wortes zweifelhaft, so verlängere dasselbe!**

Der Grund dieses Gesetzes ist einfach der, daß, wie unsere Aussprache beweist, ein Mitlaut nur dann in seinem vollen Gehalte laut wird, wenn er den Selbstlauter, zu welchem er gehört, einführt, mithin vor demselben vorhergeht; z. B. „Hund“ schreibe mit d, denn in der Mehrzahl heißt es „Hunde“; „Hut“ schreibe dagegen mit t, denn in der Mehrzahl heißt es „Hü=te“. Ferner „Zeugniß“ schreibe mit ß, denn dieser Buchstabe bezeichnet zwar *einen* Laut, aber den gedoppelten oder geschärften S=Laut, und jenes Wort heißt in der Mehrzal „Zeug=nis=se; ebenso schreibe „Schreck“, denn ck bezeichnet gleichfalls *einen* Laut, aber den gedoppelten K=Laut und verlängert heißt das Wort „Schrek=ken“ u. s. w.

4. **Sichere durch die Schrift das Verständniß: — also unterscheide gleich= oder ähnlichlautende Wörter durch die Schrift!**

Es ist dieses Gesetz so sehr in dem allgemeinen Wesen jeder Orthographie begründet, daß wir die Orthographie keiner Sprache namhaft zu machen wissen, in welcher es gänzlich an Beweisen desselben fehlte. Daraus erklärt es sich auch, daß namentlich in der deutschen Rechtschreibung sich eine große Zahl von Wörtern findet, deren verschiedene Schreibweise sich ausreichend nur aus diesem Gesetze erklären läßt, aber freilich auch damit schon hinlänglich erklärt und gegen willkürliche Aenderungen gesichert ist. Es können leicht, wenn man diejenigen Unter=

scheidungen, welche mit d und t, b und p, k und g gemacht werden, mit aufzählt, eine sehr große Zahl von solchen Wörtergruppen aufgeführt werden; aber freilich dürfte es in sehr vielen Fällen nicht gelingen, für die Mehrzahl in der deutschen Rechtschreibung einen andern Grund als das genannte Gesetz anzugeben; so z. B. zu sagen, weshalb man das „Bein" mit b, die „Pein" mit p schreibe u. s. w. Eine solche Frage wäre aber auch der systematischen Orthographie gegenüber an ihrem Platze, wogegen die natürliche Rechtschreibung so wenig darauf zu antworten hat, wie die Botanik antwortet, wenn man etwa fragt: „Weshalb haben die Rosen gezackte, dagegen einige Weiden nichtgezackte Blätter?" — Wer in der Sprache einen natürlichen Organismus erkennt und ehrt, der weiß, daß er das Geheimniß der Wurzeln der Sprache muß unangetastet lassen!

5. Die betonte Silbe bezeichne durch vollern, die unbetonte durch schwächern Buchstabengehalt!

Tonzeichen oder Accente hat die deutsche Schriftsprache nicht, weil sie derselben im Allgemeinen nicht bedarf, indem es allgemeine Regel ist, daß die Hauptinhaltssilbe in der deutschen Sprache auch den Hauptton hat; um so wichtiger ist es aber, daß in den Fällen, in welchen, namentlich Fremdwörtern gegenüber, obige Regel nicht zur Anwendung kommt, oder wo vielmehr die Betonung gegen dieselbe eintritt, die genannte fünfte Hauptregel festgehalten wird, obgleich auch diese Regel zu denjenigen gehört, welche von den „Neuern" gänzlich übersehen zu sein scheint. Der verlangte vollere Buchstabengehalt besteht besonders in einer Schließung der Silbe durch einen Mitlaut, oder in einer Verstärkung der Schließung durch Verdoppelung des Schlußmitlauts. Vergl. z. B. Ka-détt, Kom-pótt, a-drétt, vi-o-létt, Ra-bátt u. s. w.; ferner: Páp-pe und Pa-piér, Bán-ner und Pa-niér. Oder sie besteht in einer Verstärkung des Selbstlauters; vergl. z. B. Gál-le und Ga-lée-re u. s. w.

6. Mit einem großen Anfangsbuchstaben schreibe:

a) Jedes Wort im Anfange einer Periode oder eines Verses;
b) Jedes Wort, welches ein Substantiv ist, oder auch dem Begriffe nach als solches gebraucht wird,
c) Die Eigennamen, mögen dieselben nun substantivisch oder adjectivisch gebraucht sein, und
d) Mehrere Adjectiven, z. B. königlich u. s. w., welche letzteren gleichzustellen sind.

Auch gegen die bisherige Anwendung der großen Anfangsbuchstaben ist von den „Neuern" ein freilich nur halb entschiedener Kampf begonnen worden, wobei zuerst zu bemerken ist, daß eine Sache, die bisher im allgemeinen Gebrauche war, jedem Einzelnen gegenüber wenigstens das Recht hat, daß man mit dem Angriffe wartet, bis man weiß, was man will. Die Gegner meinten, den jetzigen Gebrauch der großen An-

fangsbuchstaben damit vollständig verurtheilt zu haben, daß sie nachwiesen, es sei derselbe ursprünglich von den Setzern veranlaßt worden, weil diese durch einen größern Wechsel der großen und kleinen Buchstaben dem Drucke die unschöne Einförmigkeit hätten nehmen wollen. Man vergaß dabei, daß, was als „Setzersünde" verworfen werden sollte, an sich schon ein Recht der Setzer war, und daß außerdem die rasche Aufnahme in die Schriftsprache bewies, daß die Sache in einem guten Rechte begründet war, mochte jenes Referat auch historisch richtig sein. Mit Allem, was sich in einem Organismus neu entwickelt, verhält es sich in derselben Weise, indem es irgendwo zuerst angefangen werden muß, und gerade den Setzern thun Anhaltspunkte beim Lesen noth. Der jetzige Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben rechtfertigt sich nämlich vollständig dadurch, daß die Augen des Lesenden, während die Lippen den einen Satz sprechen, den folgenden Satz überblicken müssen, um rasch fortlesen zu können, und daß dabei die in den großen Anfangsbuchstaben gegebenen Anhaltspunkte ein treffliches Hülfsmittel sind.

Schon aus diesen sechs orthographischen Gesetzen, die aus der deutschen Schriftsprache selbst, wie sie sich organisch entwickelt hat, herausgeholt sind, und die in ihrer Vollständigkeit vollkommen dazu ausreichen, um die gegenwärtige Rechtschreibung, wie dieselbe in diesem Kalender und in andern für das gesammte deutsche Publikum durch Inhalt und Form bestimmten deutschen Büchern vorliegt, gegen jegliche Angriffe von außen her zu schützen, wird es sich erkennen lassen, was unter einer natürlichen deutschen Rechtschreibung zu verstehen ist, und weshalb die einfache Rückkehr zu derselben dem jetzigen orthographischen Wirrwarr ein sofortiges Ende machen kann und wird.

Halbe Maßregeln, d. h. ein Accord mit der sogenannten „historischen Orthographie", und mag derselbe auch für die jetzige Schreibweise noch so günstig sein, helfen freilich hier so wenig wie unter ähnlichen Umständen, weil sie eben nur dazu dienen, in den allgemeinen Wirrwarr noch ein neues Verwirrungselement hineinzubringen. Die bekannte Einrede der „Historiker", sie hätten die deutsche Schriftsprache nicht krank gemacht, sondern krank vorgefunden, ähnelt der bekannten Verwegenheit junger Aerzte, welche, in kühner Ueberschätzung ihres Könnens, wenn sie Symptome eines Organismus für Krankheit halten, da sie doch dieselben bisher noch nicht sahen, den vermeintlich Kranken bis auf den Tod erst wirklich krank zu machen suchen, bevor sie das Experiment seiner Heilung versuchen.

Die Beendigung des orthographischen Wirrwarrs steht jedenfalls zu erwarten, sobald die Reaction irgendwo von der einfachen, aber bewußten Praxis ausgeht und, getragen von dem allgemeinen Bedürfniß, durchschlägt.

V.

Länder- und Völkerkunde.

Delhi, die Stadt des Großmoguls.

Wir haben in Europa große Städte genug, welche den Herrscherlaunen ihrer Erbauer den Ursprung verdanken, während ihrer Lage und Umgebung alle Bedingungen zur Gründung eines Sitzes der Macht und eines Zusammenflusses vieler Menschen abgehen; dagegen gibt es auch Städte, deren Erbauung aus der Natur des Landes gleichsam mit zwingender Nothwendigkeit hervorgegangen ist. Es sind das gewöhnlich die ältesten Mittelpunkte gewaltiger Reiche, und ihr Charakter scheint unzerstörbar zu sein. Wie oft die Verwüstung auch über ihre Mauern rasend hinwegziehen mag, sie erheben sich dennoch aus Asche und Trümmern zu neuem Glanze, ziehen unwiderstehlich eine beträchtliche Volkszahl an sich heran, und der vernichtete Wohlstand kehrt allmälig wieder.

Einen ausgezeichneten Platz unter solchen langlebigen Städten nimmt Delhi ein, dessen Ursprung sich in das graueste Alterthum verliert, und das der indischen Zeitrechnung zufolge 3000 Jahre vor Christo erbaut worden sein soll. Daß eine Stadt, welche sich eines solchen Alterthums rühmt, den mannigfachsten Schicksalswechsel erfahren mußte, war nach dem Gange der Weltgeschichte unausbleiblich. Tyrannische Gewalt riß wiederholt ihre Mauern nieder, schlachtete die Bevölkerung oder vertrieb sie aus ihren Wohnsitzen; stärker aber als menschlicher Uebermuth waren die natürlichen Bedingungen des Landes, welche das Dasein einer mächtigen Stadt an diesem Platze unabweislich forderten. Eine kenntnißreiche Schilderung, welche die N. Z. mittheilte, spricht sich darüber folgendermaßen aus.

Fast auf der westlichsten Grenze des großartigen Gangesstromlandes, und hart an den Quarzbergen gelegen, welche dieses merkwürdige Gebiet alterthümlicher Cultur von dem sagenreichen Induslande trennen, nimmt die Umgegend von Delhi die bedeutendste Stellung in Vorderindien ein. Von hier senkt sich das üppige Tiefland des Gangesgebiets ostwärts durch 13 Längengrade allmälig zum Meere hinab, eine tropische Welt, von mächtigen Strömen und periodischen Regen reichlich getränkt, im Süden von den Gehängen des Vindhyagebirges, im Norden von der schimmernden Schneekette des Himalaja eingefaßt, mit einer überreichen Mannigfaltigkeit des Pflanzen- und Baumwuchses durch alle klimatischen Abstufungen, von den schwülen Fieberdünsten, die über tropischen Sümpfen brüten, bis zu der klaren Bergluft der Hochthäler und der Kälte in

den Gebirgspässen, die höher liegen als die bedeutendsten Berggipfel Europas. Und im schneidenden Gegensatze zu dieser üppigen Fülle dehnen sich westlich von Delhi zum Indus hin weite, einförmige, heiße und trockene Landstriche aus, die im Südwesten, von abgehärteten, sonnverbrannten Hirtenstämmen durchzogen, bald in nackte Wüsten übergehen, während im Nordwesten die Quellströme des Indus zu kühlen, reizenden Thälern, den Wohnsitzen kriegerisch gesinnter Bergvölker, führen.

Auf dieser wichtigen Scheidegrenze zwischen den beiden eigenthümlichen Welten des Ganges- und Induslandes gelegen, war Delhi geeignet, gleichmäßig nach Morgen und Abend die Herrschaft zu üben, und in einem mächtigen Reiche die üppige Naturfülle des Morgenlandes und sein wildes, träumerisches Volk mit der männlichen Kraft zu vereinen, welche eine strengere Naturform in den Bewohnern des Abendlandes erzeugt und nährt. Aber gleichzeitig liegt es an der Schwelle der einzigen Pforte, durch die man, ohne von einem Gebirge behindert zu werden, die ganze indische Welt in ihrer größten Breite von Meer zu Meer durchziehen kann; und das sind eben die Verhältnisse, welche das Schicksal der merkwürdigen Stadt bestimmten und besiegelten. Sie war von der Natur zum Herrschersitze vorausbestimmt, und gleichwol durch ihre Lage an der großen und einzigen Völkerstraße, auf der die begehrlichen Kriegerstämme des Westens zu den reichen Gangeslandschaften gelangen konnten, allen Gefahren eines wichtigen und über die Herrschaft entscheidenden Postens ausgesetzt. Die Umgegend von Delhi ist oft der Schauplatz entscheidender Völkerschlachten geworden, und die Stadt selbst, der glänzende Mittelpunkt indischer Macht, in dessen Tempel und Paläste das schätzereiche Indien seine schönsten Kostbarkeiten spendete, hatte immer den ersten ungebrochenen Ansturm beutegieriger Eroberer zu tragen, welche das rauhe Afghanenland wiederholt wie verheerende Gebirgsströme in das Gangesgebiet hinabschickte. So hat keine Stadt der Erde, selbst das ewige Rom nicht ausgenommen, zahlreichere und härtere Schicksalswechsel erfahren als Delhi; allein es entraffte sich dem Untergange beständig von neuem, bis es einer Gewalt anheimfiel, die aus der Meeresherrschaft ihre Kraft zieht und nicht im Mittelpunkte des Landes, sondern an den Küstenstrichen den Schwerpunkt ihrer Macht sucht. Seitdem wurde der alten Kaiserstadt der Keim eines langsamen und sichern Verfalls eingeimpft.

Die Urgeschichte Indiens ist wie die aller Völker voll von Fabeln, und da die ältesten Bücher der Inder sich mehr mit religiösen als weltlichen Dingen beschäftigen, so ist Alles in das Gewand des Wunderbaren gehüllt. Am obern Ganges und dessen Nebenflüssen sollen in den Zeiten, von denen dunkele Ueberlieferungen sich erhalten haben, die Pandus (Kinder der Sonne) das herrschende Volk gewesen sein und als Residenz für den Pandukönig auch Delhi erbaut haben, welches damals Indraprastha (Hochebene des Indra) hieß. Da die Sage diesen Königen einen göttlichen Ursprung verlieh, so verpflanzte sie auch in ihren Wohnsitz die

größte Fülle der Herrlichkeit. Diesen märchenhaften Schilderungen gemäß waren die Straßen der Stadt mit Gold gepflastert und mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Kaufhallen mit dem Prächtigsten ausgestattet, das sich menschlichem Genusse darbietet, und unter den Tempeln und Palästen der Königssitz am reichsten mit Diamanten und Edelsteinen geschmückt. Da Indien noch nach Jahrtausenden das goldreichste Land der Welt blieb, so kann man von solchen Uebertreibungen viel abziehen und doch noch einen hohen Begriff von dem Reichthum und dem Prunke Indraprasthas bewahren.

Etwa 2000 Jahre vor Christo zerfiel das Reich der Kinder der Sonne in mehrere Staaten, die sich untereinander bekriegten und worunter nothwendig der Glanz von Delhi litt.

Es wäre vergebliche Mühe, in dem verworrenen Knäuel unglaubwürdiger Sagen den Faden suchen zu wollen, der uns zu geschichtlicher Aufklärung leitet. Jahrtausende vergehen, bis eine sichere Kunde erlangt wird. Der Perserkönig Darius Hystaspis eroberte etwa 506 Jahre vor Christo das obere Indusgebiet, ohne bis Delhi zu kommen. Auch Alexander war 328 Jahre vor Christo nur bis in das Pendschab vorgedrungen. Sein Kriegszug war ein vorüberbrausender Sturm, doch blieben viele Griechen in Indien zurück; auch unternahmen Alexander's Nachfolger, so Seleukus Nikator, noch Einfälle in dieses Reich. Für die besondere Geschichte Delhis sind diese Ereignisse ohne Interesse; wir hören erst von der Stadt, als muselmännische Eroberer sich ihrer bemächtigten.

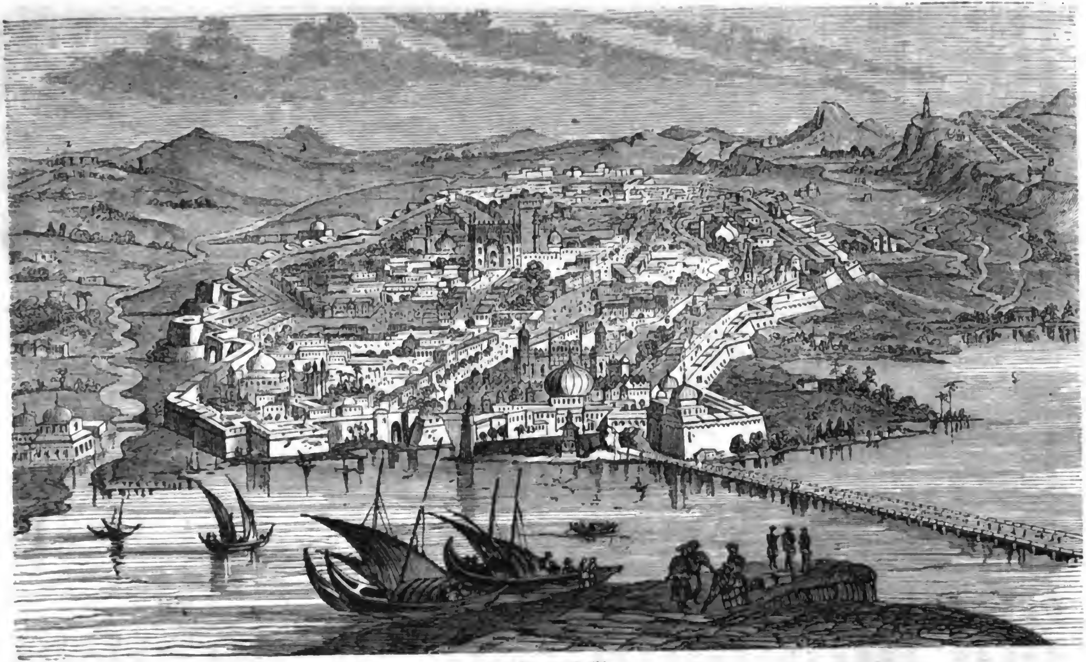
Das Eindringen dieser den Sitten und dem Charakter der Inder völlig fremden, fanatischen und kriegslustigen Volksstämme ward dem Lande verderblich. Mit dem Verlust der Selbständigkeit gingen auch Künste und Wissenschaft unter, und nur die starren Formen des brahmanischen Götzendienstes, denen der poetische Duft entwich, erhielten sich als Scheidewand zwischen den verschiedenen Kasten der Bevölkerung und als Hemmschuh für jeden Fortschritt.

Aus Persien über Herat drangen die ersten mohammedanischen Heerscharen in das Land Kabul, das zu Afghanistan gehört, und wählten die an der großen Straße nach Ostindien gelegene Stadt Ghasna zur Residenz ihrer Sultane, daher dieses Herrschergeschlecht den Namen der Ghasnewiden erhielt. Sultan Mahmud, der berühmteste und mächtigste dieser Fürstenfamilie, erweiterte seine Besitzungen beträchtlich und unternahm im Jahr 1001 den ersten Kriegszug nach Indien. Ohne auf die Geschichte seiner wiederholten Einfälle einzugehen, bemerken wir nur, daß auch Delhi seinen Eroberungen beigezählt wird und er reiche Beute von dort entführte. Die Ghasnewiden betrachteten die indische Ebene aber mehr als ein zur Plünderung geeignetes Land, und gründeten dort keine dauernde Herrschaft. Delhi erhielt seine einheimischen Fürsten zurück, die sich länger als ein Jahrhundert behaupteten, bis der letzte der Ghasnewiden durch den Fürsten von Ghur vom Throne gestoßen ward.

Aus diesem Herrscherstamme der Ghuriden war es wieder ein Mahmud, der 1191 Indien angriff. Sein Sklave Kutbeddia eroberte zwei Jahre später Delhi und gründete die „Dynastie der Sklaven des Sultans von Ghur", die sich fast ein Jahrhundert lang kraftvoll behauptete.

Die Waffen der neuen Fürsten von Delhi bezwangen das ganze Gangesthal bis zum Meere, eroberten alles Land im Süden bis zum Vindhyagebirge, schleppten unendliche Beute nach Delhi und bedeckten ihr Gebiet mit Festungen, welche dem Ansturm der Mongolen widerstanden. Minder gut war es um den innern Frieden bestellt. Oft stritten Prinzen um die Thronfolge, entzündeten Bürgerkriege, und mächtig gewordene Lehnsfürsten suchten sich unabhängig zu machen. Dennoch blieb Delhi ein mächtiger Staat, welcher den asiatischen Fürsten, die von den Mongolen vertrieben wurden, eine Zuflucht gewähren konnte. Diese vermehrten den Glanz eines Thrones, der fest stand, während andere zusammenbrachen, und funfzehn mächtig gewesene Könige wurden demüthige Schützlinge der Fürsten von Delhi. Uebrigens waren sie nicht mit leeren Händen gekommen, sondern hatten ihre geretteten Schätze mitgebracht und erbauten sich prächtige Paläste, ja ganze Stadtviertel, die nach ihnen Massi, Rumi, Samarkandi rc. genannt wurden. Was andern Staaten zum Verderben gereichte, erhöhte die Pracht und den Reichthum Delhis, das ein Hauptsitz der Künste und des Vergnügens ward. Die ausgezeichnetsten Musiker, Tänzer und Tänzerinnen, Märchenerzähler, sowie Gelehrte und Dichter aus Persien und Arabien strömten in die glänzende Kaiserstadt an der Dschumna. Auch Saadi's Name prangt unter der Zahl berühmter Männer, die hier eine Akademie errichtet hatten. Nirgends gab es reizendere Gärten, prachtvollere Moscheen, Paläste und reicher ausgestattete Bazars.

Der Stamm der Ghuriden erlosch, und mit Dschelaleddin bestieg das Geschlecht der Khilji den Thron von Delhi. Dieser Fürst mistraute den Gesinnungen der vielleicht zwei Millionen Seelen betragenden Bevölkerung dieser Stadt und erbaute sich in einiger Entfernung von derselben ein weitläufiges Residenzschloß; allein die Großen seines Hofes zogen ihm nach, und es entstanden so viele neue Paläste und Gebäude, daß Delhi bald genug wieder mit der kaiserlichen Residenz zusammenhing und um einen großen und herrlichen Stadttheil erweitert worden war. Alaeddin, ein Neffe des Vorigen, wurde unter den Mauern Delhis von einem gewaltigen Mongolenheere angegriffen, doch sein berühmter Feldherr Zafferkhan schlug den Feind bis zur Vernichtung. Dieser glänzende Erfolg weckte in Alaeddin die Lust nach Eroberungen, und seine Heere drangen nach allen Richtungen, selbst bis zu den reichen Handelsplätzen an der Westküste und in die unabhängig gebliebenen altindischen Staaten vor. Ferischta, der persische Schriftsteller, erzählt, daß der Hausrath der Bewohner dieser Länder aus Gold bestanden habe. Diese Schätze wurden die Beute der Sieger, und es sollen damals $2\frac{1}{2}$ Millionen Pfd. Gold nebst Perlen und Diamanten der seltensten Größe nach Delhi geschleppt worden



Ansicht von Delhi.

sein. Sprächen die unermeßlichen Trümmer der kostbarsten Bauwerke nicht für die Richtigkeit solcher Angaben, man würde sie für märchenhafte Uebertreibungen halten, allein damals hieß Delhi in ganz Asien „der Neid der Welt“, wodurch sie als die größte, schönste und reichste Stadt bezeichnet werden sollte.

Die dritte afghanische Dynastie, die der Toghluk, gelangte 1321 zur Herrschaft. Die Fürsten dieses Stammes waren wilde, abenteuerliche Naturen mit ungezügelten Despotenlaunen. Mahmud Toghluk, der im Rufe großer Weisheit stand, gab davon gerade keinen Beweis, als er einen Zahn, den er verloren hatte, mit Gepränge beerdigen ließ und für ihn ein stattliches Mausoleum erbaute. In unbegrenzten Eroberungsplänen, die bis China gerichtet waren, scheint er durch Aufstände in Delhi gehindert worden zu sein, und als ihm sogar eine beißende Spottschrift über die Mauern, die seinen Palast umgaben, geworfen wurde, sann er auf die Vernichtung der prächtigen Stadt. Er legte eine neue Residenz, Dowhatabad, unter dem 20. Grade nördlicher Breite an, und befahl, daß alle Bewohner von Delhi in diesen Ort, der 150 Meilen entfernt war, auswandern sollten. „Die Paläste von Delhi sollten den Eulen zu Nestern und den wilden Thieren zur Lagerstätte dienen.“ Diese Gewaltthat wurde grausam durchgeführt. Mahmud ließ die Häuser durchsuchen und einen blinden Mann, der vorgefunden ward, an den Beinen fortschleppen, bis er den qualvollsten Tod fand. Dennoch kehrte ein Theil der geflüchteten Einwohner nach Delhi zurück, allein ihre kleine Zahl verlor sich in der unermeßlichen Stadt, und obgleich Mahmud's Nachfolger, Feroze-Toghluk, milder gesinnt war, konnte sich Delhi doch nur langsam von diesem furchtbaren Schlage erholen.

Auch Feroze zeigte sich nicht völlig versöhnt; er baute in Delhis Nähe eine Stadt, die er Ferozabad (Stadt des Feroze) nannte, und führte für sich darin einen Feenpalast auf, welcher „Spiegel der Welt“ hieß und worin mindestens seine Eitelkeit sich bespiegelte. Diesen Herrschersitz schmückte er mit Denkmalen, deren Trümmer noch heute Bewunderung erregen. Hundert Karavanserais, ebenso viel öffentliche Bäder, vierzig Moscheen, zehn Prachtsäulen, Lustgärten, Landhäuser, Wasserleitungen und Kanäle zeigten die Baulust und den Reichthum dieses Fürsten. Sein 1385 erfolgter Tod hatte Bürgerkriege und Straßenkämpfe in Delhi zur Folge, welche die Kraft zum Widerstande geschwächt hatten, als Timur (Eisen), auch, weil er lahm war, Timur-Leng oder Tamerlan, d. h. der hinkende Timur, genannt, 1398 vor Delhi erschien, die Stadt eroberte und sich zum Herrn des Landes machte. Die blutige Beute schleppte er nach seiner Residenz Samarkand und ging über den Indus zurück, indem er Delhi nur als den Schatten seiner frühern Größe hinter sich ließ. In diesem trostlosen Zustande blieb es an 150 Jahre unter den Dynastien der Sadat und Lodi, denen aufrührerische Lehnsleute ein Gebiet nach dem andern entrissen und daraus unabhängige Staaten gründeten.

Endlich erschien im April 1526 Babur (Zehir-eddin-Mohammed), ein Nachkomme Timur's, in der Nähe von Delhi, schlug auf der Ebene von Paniput den letzten Lodifürsten und gründete das Reich des Großmoguls. Allein seine treffliche Regierung war kurz, und sein Sohn Humayun wurde von den Afghanen vertrieben, denen er Delhi erst nach vier Jahren durch einen zweiten Sieg bei Paniput wieder entreißen konnte. Das Reich des Großmoguls erreichte seine Blüte erst unter der glänzenden Regierung Akbar's in den Jahren 1556 bis 1606. Dieser dehnte in glücklichen Kriegen seine Besitzungen aus und stellte Delhis herabgekommene Pracht her, deren Ruf sich nach Europa verbreitete. Ebenso staatsklug als duldsam, faßte dieser Monarch die kühne Idee, der Stifter einer neuen Religion, eines geläuterten Gottesglaubens zu werden, worin Mohammedaner und Hindus sich vereinigen sollten. Ja, es gab eine Zeit, wo er entschlossen war, das Christenthum anzunehmen. Portugiesische Missionare hofften ihn dafür noch mehr zu gewinnen, daß sie persische Legenden in das Evangelium aufnahmen. Akbar, aufgeklärter als sie, entdeckte die Täuschung und fühlte sich abgestoßen von einer Lehre, deren Diener sich zum Betrug herabließen, um ihre Zwecke zu erreichen.

Wie sehr Akbar die Wissenschaften liebte, bewies er durch den Bau einer Sternwarte. Noch mehr für Delhis Herstellung geschah unter seinem Enkel Jehan von 1627 bis 1656, der so viele Gebäude aufführte, daß man die Stadt ihm zu Ehren Schahjehanabad nannte. Unter seinem Nachfolger Aurengzebe wurde der Reichthum des Großmoguls sprichwörtlich und die Bevölkerung von Delhi stieg wieder auf zwei Millionen Seelen.

Dieser Ueberfluß blieb herrschend, bis der kriegerische Schah von Persien, Nadir, 1739 einbrach, Delhi erstürmte und ausraubte. Zwischen 60 und 70 Millionen Thaler führte er an baarem Gelde und sechs Mal soviel an goldenen und silbernen Geräthen, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten mit sich. Unter letztern befand sich der berühmte Pfauenthron mit einem Papagei in natürlicher Größe, der aus einem einzigen Smaragd geschnitten war. Neben dem Throne standen Pfauen, die ein Rad von tausend schimmernden Edelsteinen schlugen. Der französische Juvelier Tavernier, der dieses Prachtwerk noch an seiner Stelle gesehen hatte, schätzte dessen Werth auf sechs Millionen Pfd. St. Dem Beispiele des Herrn folgten Offiziere und Soldaten, und kaum kann man sich eine Vorstellung von der Größe der unermeßlichen Beute machen, deren das persische Heer sich bemächtigte. Von diesem Schlage, obgleich die Räuber nicht in Indien blieben, konnte Delhi sich um so weniger erholen, als es 1760 einem Ansturm der Mahratten erlag, die wie Nadir wütheten, mordeten und raubten. Als die Engländer sich 1803 der Stadt bemächtigten, war die Bevölkerung schon auf 500,000 Seelen herabgesunken, und unter britischer Herrschaft nahm der Verfall so zu, daß die Volkszahl im Jahre 1847 nur noch etwa 160,000 Seelen betrug.

Nach dieser geschichtlichen Darstellung ist es begreiflich, daß die Um-

gebungen von Delhi nichts als ein weites Trümmerfeld sein können, worüber ein Augenzeuge nachstehende Schilderung liefert.

Mag man sich der Stadt von Westen oder Südost her nähern, immer muß man weithin sich erstreckende Ruinenfelder durchwandern, die sich in einem Umfange von mehr als sieben deutschen Meilen längs des rechten Dschumnaufers hinziehen, hier lange Reihen von Gräbern und Grabdenkmalen, dort Hügel von Mauerwerk und Steintrümmern, die Ueberreste großer Paläste, Mauern und Thürme von Pagoden und Moscheen, zusammensinkende Wälle alter Befestigungen, Säulen und Obelisken, Reste großer Wasserleitungen, Mosaikpflaster und Schutt, verwilderte Lustgärten mit todten Brunnen und zerstörten Sommerhäusern, — und der schwermüthige Eindruck dieser untergegangenen Welt wird noch durch die Pflanzenarmuth erhöht, welche den Boden von Delhi wie das ganze Gebiet im Westen der Dschumna charakterisirt. Kein Epheu umschlingt hier die niedergebrochenen Säulen; nur am Rande der Trümmerwüste liegen einige Getreidefelder zwischen den Ruinen; sonst sieht das Auge außer den Resten verwilderter Gärten nur hier und da ein mageres Dorngestrüpp in der traurigen Einöde, und wo einst das reichste, bunteste Leben wogte, hört man jetzt nur das einförmige Geheul des Schakals, der aus dem verlassenen Mauerwerk schlüpft.

In der nördlichen Hälfte dieser Ruinenfelder liegt das heutige Delhi. Rechts fließt die Dschumna oder Yamuna, die Tochter der Sonne und die Schwester des gefürchteten Yama, des altindischen Minos oder Todtenrichters, nach der Sage der Hindus. Auf einer Felsenebene dicht am Rande des Flusses, der fünf englische Meilen nördlich von der Stadt vom Hauptstrom abbiegt und zwei Meilen südwärts vom südlichsten Wallvorsprunge sich mit demselben wieder vereinigt, erblickt man die Stadt, soweit sie aus den Tagen Schah Jehan's noch vorhanden ist. Ihr Umfang beträgt etwa $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen. Eine Mauer, oben gekerbt, 30 Fuß hoch und 3 bis 5 Fuß dick, läuft von der Wellesleybastion, dem südöstlichsten Punkte, wo die Stadt den Strom berührt, fünf englische Meilen weit in einem unregelmäßigen Halbkreise bis Selim-Ghow, einem alten Fort, das sich am nördlichen Ende an den Strom lehnt. Vor der Mauer befindet sich ein regelmäßiges Glacis (Freiplatz) und ein 20 Fuß breiter Graben mit Bastionen, jede für neun Geschütze, und vorspringenden Thürmen versehen, welche auch den Fuß der Mauern unter das Gewehrfeuer bringen. Durch diese hohe Mauer wird der Anblick der Stadt fast ganz verdeckt; nur einige stolze Minarets, vergoldete Kuppeln, die Thürme und Zinnen des alten Palastes, die zierlichen Kronen der Akazien und schlanken Dattelpalmen ragen über die Befestigungswerke empor. Vier Thore führen nach der Wasserseite: Rajghat, Regumbad, Lall und Kaila, und sieben durch die Stadtmauer: Kaschmir-, Lahore-, Kabul- oder Agra-, Buddernao-, Ajmere-, Turkoman- und Delhithor. Die Werke sind mithin zu einer kräftigen Vertheidigung geeignet.

Die Stadt wird durch zwei breite, im rechten Winkel sich schneidende Straßen in Viertel getheilt, die aus einem Gewirr enger und krummer Gassen und meist unansehnlicher Häuser bestehen. Von den aus den Zeiten des Glanzes noch erhaltenen Gebäuden ragt die Dschamma-Moschee, der größte und prächtigste muselmännische Tempel in ganz Indien, besonders hervor. Sie ist auf einer Grundlage von Würfeln aus rothem Sandstein erbaut, die sich 30 Fuß über den Stadtboden erhebt und wohin auf der Mitternacht-, Morgen- und Mittagseite breite Freitreppen hinaufführen. Dieser von Schah Jehan fast ganz aus Marmor aufgeführte Prachtbau zeugt durch die Schönheit seiner Formen und die erhabene Größe des Ganzen, daß ein geistvoller Künstler die Arbeit geleitet hat. Die Mohammedaner zählen diesen Tempel zu den größten Wunderwerken der Welt und Wallfahrer besuchen denselben aus weiter Ferne.

Noch großartiger, allein weniger gut erhalten ist der Palast, den Schah Jehan am Nordostende der Stadt zu seiner Residenz aufführen ließ, und den seine tiefgesunkenen Nachfolger noch immer bewohnt haben. Diese Bauwerke nehmen den Raum eines Trapeziums ein, das einen Umfang von mehr als einer englischen Meile hat. Die umgebende Mauer von rothem Granit ist 40 Fuß hoch, und zwei Thore, von Thürmen überragt und durch Außenwerke vertheidigt, führen an der Abend- und Mittagseite in die Vorhöfe. Im zweiten Vorhofe steht ein offenes, von zwanzig Marmorsäulen getragenes Sommerhaus mit dem marmornen Throne, auf dem der Großmogul Platz nahm, wenn er die Würdenträger seines Reichs empfing. Auch die andern den Hofraum umgebenden Gebäude sind in demselben reichen Stil gehalten, und erregen selbst in ihrem jetzigen verwahrlosten Zustande durch die Pracht und den Geschmack der baulichen Verzierungen das Erstaunen der Europäer. Im Innern der Gemächer sind kostbare Gesteine so kunstvoll angebracht, daß man vermuthet, italienische Meister seien berufen worden, den Palast auszuschmücken. Noch prächtiger ist der dritte Hofraum, der an die Gärten der Dschumna stößt. An der Gartenseite steht der Dewankost, ebenfalls ein Audienzpalast, dessen an drei Seiten offene gewölbte Halle von 32 Marmorsäulen getragen wird und mit vergoldeten Bildhauerarbeiten und kunstvoller Mosaik geschmückt ist. Hier war der bereits geschilderte Pfauenthron aufgestellt, Rosenbüsche und marmorne Springbrunnen umgaben den Prachtbau. Rechts davon liegen weite Marmorpaläste mit den Wohnungen des Moguls und der Frauen seines Harems; links die einst so reizenden, jetzt ganz vernachlässigten Gärten mit ihren marmornen Sommerhäusern und Bädern, zahlreichen Springbrunnen und Wasserbecken, Terrassen, Grotten, Pomeranzenhainen und Rosengebüschen. Aber die Brunnen rauschen nicht mehr; in den Marmorhallen zieht die Spinne ihr Netz und zwischen den schattigen Bananen, wo einst schlanke Mädchen in seidenen Schaukeln sich wiegten, wuchert das Unkraut.

Da die ostindische Gesellschaft dem Großmogul einen Jahrgehalt von

150,000 Pfd. St. zahlte, womit er allein die Bedürfnisse seiner Hofhaltung zu bestreiten hatte, muß es Wunder nehmen, daß gar so wenig für die Instandhaltung seiner Paläste und Gärten geschah. Besser erhalten ist ein Mausoleum in den äußern Ruinenfeldern, eine achteckige, von Säulen getragene Kuppel, aus Marmor und rothem Sandstein geschmackvoll erbaut und der einzige freundliche Punkt in der Trümmerwüste. Hier ruht in einem marmornen Prachtsarge die Leiche eines vor hundert Jahren gestorbenen Veziers, Safdar Dschang, dessen Nachkommen die Könige von Oude oder Audh sind, und die der Ruhestätte ihres Ahnherrn eine sorgsame Pflege angedeihen ließen.

Das Bewunderungswürdigste, was Schah Jehan geschaffen, sind die großartigen Kanäle, durch die er ausgedehnte öde Ländereien befruchtete und die Bewohner der Residenz mit frischem Wasser versorgte. Das mit Natron geschwängerte Wasser der Dschumna ist bei Delhi ungesund und von widrigem Geschmack; die Ueberschwemmungen des Flusses verbreiten daher auch nicht Fruchtbarkeit, sondern Verwüstung. Dagegen ist das Wasser der Dschumna in ihrem obern Laufe klar und zuträglich, und von dort wurde es durch einen siebzehn deutsche Meilen langen Kanal der Hauptstadt zugeführt. Es ist staunenswerth, wie die Hindernisse des Bodens durch kunstvolle Wasserbauten überwunden worden sind, um vermittelst dieses Wassers die Gegend zu bewässern und die Brunnen der Stadt zu füllen. Daß die Engländer dieses Netz von Kanälen verfallen ließen, machte Delhi so ungesund und seine Umgebung unfruchtbar. Im Jahr 1820 wurde jedoch an dessen Herstellung Hand angelegt. Ein doppelt so langer Kanal zieht sich jenseit der Dschumna hin, und auch diesen hat man seit 1830 herzustellen begonnen.

Ein Denkmal seines zarten Sinnes für landschaftliche Schönheit hat Schah Jehan auch in dem von ihm angelegten Lustgarten Schahlimar am nordöstlichsten Ende der Stadt hinterlassen. Selbst in seiner jetzigen Verwilderung fand ein englischer Reisender ihn so reizend, daß er davon sagt: „Hier fehlt nichts, was die Zurückgezogenheit angenehm machen, den Sinnen wohlgefallen, die Sorgen der Herrschaft versüßen und die Einförmigkeit des Lebens verscheuchen kann. Pavillons, Lusthäuser, Bäder laden zur Erfrischung und Ruhe ein, während Grotten und Haine gegen die brennenden Sonnenstrahlen wohlthuenden Schutz gewähren.“ Der englische Resident hatte sich in diesem Garten sein Wohnhaus erbaut.

Am Südende der Stadt liegt die befestigte Residenz der Fürsten aus dem Hause Toghluk, dauerbare, aber schwerfällige Bauwerke. Im Innern steht inmitten trostloser Trümmer auf dem terrassirten Dache eines dreistöckigen Gebäudes, dessen Zweck noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt ist, das älteste Denkmal Delhis, die berühmte Ferozesäule oder der Stab des Feroze. Aus einem einzigen Stück braunen Granits bestehend und an der Grundfläche 10 Fuß im Umfange, spitzt sie sich zu einer Höhe von 40 Fuß hinan, und ist über und über mit Inschriften in ver-

schiedenen Charakteren bedeckt, die aus dem 4. Jahrhundert vor Christo, von Asoka, einem Zeitgenossen Alexander's des Großen, bis in das 12. nach Christo reichen. Kaiser Feroze ließ diese merkwürdige Säule als Siegeszeichen des Islam über das Heidenthum an dieser Stelle wieder aufrichten, weshalb sie seinen Namen trägt.

Eine Viertelmeile weiter südlich erhebt sich in einem geräumigen, von Mauern mit Zinnen, Thürmen und stattlichen Thoren umgebenen Garten, auf einer 20 Fuß hohen Platte von 200 Fuß Länge an jeder Seite des Vierecks, das prachtvolle Grabdenkmal des vielgeprüften Kaisers Humayun. Freitreppen führen an jeder Seite hinan und offene Säulengänge fassen das Denkmal ein, das in edlem, einfachen Stil aus röthlichem, mit Marmor ausgelegten Granit erbaut und von einer Marmorkuppel überwölbt ist. In dem runden Gemach unter der Kuppel stehen die Marmorsärge des Kaisers und seiner Gemahlin; in den Nischen und Seitengemächern, welche die Rotunde umgeben, ruhen andere Mitglieder der kaiserlichen Familie.

Den umfassendsten Ueberblick über das weite Trümmerfeld und die Todtenstadt mit ihren eingesunkenen Grabdenkmalen und Moscheen gewährt das Besteigen der Riesensäule Kubt Minar, die zwei Meilen südlich von dem jetzigen Delhi aus den Ruinen hervorragt. Sie ist von dem zweiten Herrscher aus der Dynastie der Ghuriden, Schemseddin Altmisch, im Anfange des 13. Jahrhunderts errichtet worden. An der Grundfläche 48 Fuß im Durchmesser weit, spitzt sie sich nur allmälig zu, und hat fünf Stockwerke, von denen die drei untern aus rothem Granit, das vierte aus weißem Marmor, das höchste aus beiden Steinarten in schönen Mustern besteht. Die erste Galerie ist in einer Höhe von 90, die zweite von 140, die dritte von 180, die vierte von 203, die fünfte unter der Kuppel, wo noch immer ein Dutzend Menschen Platz finden, von 242½ Fuß angebracht. Die vortretenden Verzierungen der drei untern Absätze enthalten Inschriften, welche den Erbauer, der von 1210 bis 1236 regierte, und andere Begebenheiten in Erinnerung halten. Eine steinerne Wendeltreppe führt bis unter die Kuppel, die von acht vierkantigen Pfeilern getragen wird. Ueberwältigend ist von hier aus der Anblick der ausgedehntesten Zerstörungen, die sich rings umher vorfinden.

Gegen Mittag ziehen sich weithin die Ruinen von Toghlukabad, gegen Mitternacht liegen die Trümmer der Stadt Feroze's, gegen Morgen reichen bis an die Dschumna und ebenso in unabsehbare Ferne gegen Nordwesten die Reste des alten Indraprastha, Schutthügel an Schutthügel, umgestürzte Säulen und verwitterte Bogen, Quadern und Mauerwerk, zerstörte Paläste und Karavanserais, Mausoleen, Gräber, Moscheen und Pagoden, Alles in öder, sonnverbrannter Gegend, nur sparsam hin und wieder durch ein Plätzchen freundlichen Grüns unterbrochen. Nirgends in der Welt ist so viel gebaut und geschaffen worden, was der Zeit trotzen sollte, und nirgends in der Welt hat eine größere Verwüstung stattgefunden. Alles,

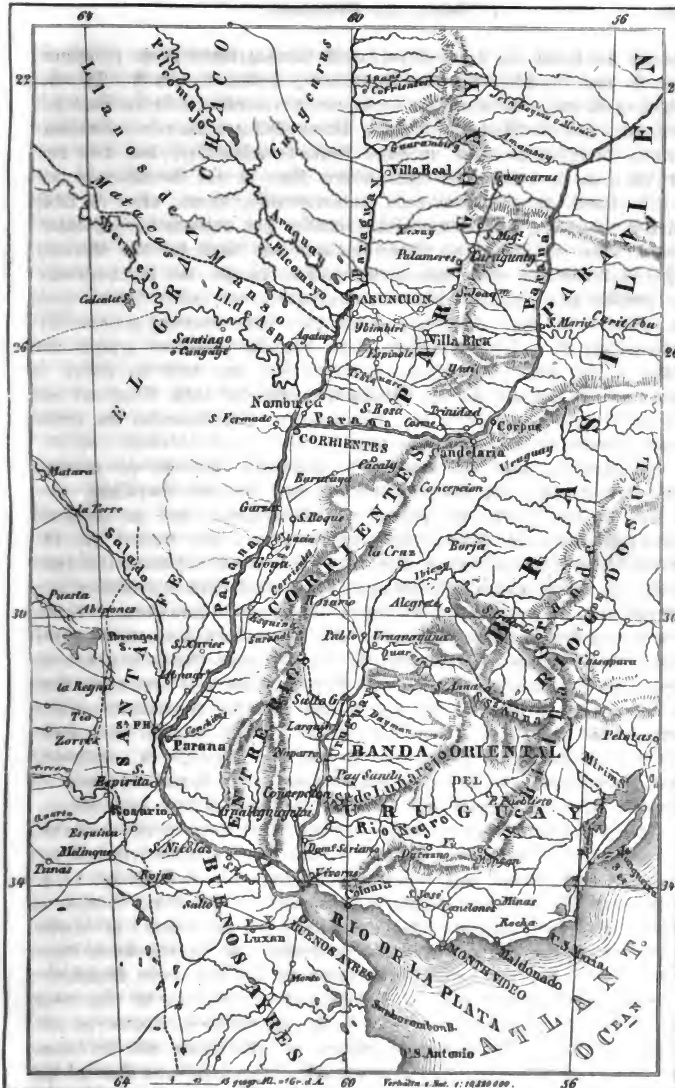
was das Auge erblickt, erinnert an den Ausspruch eines Hindu, welcher einem Europäer diese Trümmerwüste zeigte: „Sahib, hier ist nichts von Bestand gewesen, viel Freude und viel Jammer wurden hier erlebt."

Das heutige Delhi hatte vor der letzten Belagerung und Einnahme 25,611 Häuser, 9915 meist einstöckige Kaufläden, 261 Moscheen, 188 indische Tempel, 1 englische christliche Kirche, 196 Schulen und 678 Brunnen. Die Bevölkerung bestand nach der letzten Zählung aus nur 137,977 Personen und zwar 69,738 männlichen und 68,239 weiblichen Geschlechts. Darunter befanden sich 90 europäische Familien von zusammen 327 Köpfen, 14,768 mohammedanische Familien von 66,120 Köpfen und 19,257 indische Familien von 71,530 Köpfen.

Die La Plata-Staaten.

Die große, höchst erfolgreiche Umgestaltung der Verhältnisse, welche seit dem Sturz des Tyrannen Rosas (1852) am La Plata Platz gegriffen, ist schnell von den Staatsmännern Europas und Amerikas begriffen worden, die sich denn auch beeilt haben, durch Verträge ihren resp. Ländern die unübersehbaren Vortheile, welche der eröffnete Zutritt zu dem reichen Centrum des südamerikanischen Continents erschließen wird, für alle Zukunft zu sichern. Auch der deutsche Zollverein hat durch den Handels- und Schifffahrtsvertrag vom 19. Sept. 1857 endlich einen gesicherten Verkehr mit der argentinischen Conföderation angebahnt, und es steht nunmehr zu hoffen, daß der deutsche Unternehmungsgeist keinen Augenblick weiter versäumen werde, dem Vaterlande die Früchte zuzueignen, welche demselben aus einer engen Verbindung mit der argentinischen Conföderation erwachsen können. Keine Nation der Erde ist im Stande, diesen Verkehr fruchtbarer für sich zu gestalten, denn keine andere Nation besitzt ein so wirksames Mittel, ihren Verkehr mit den La Plata-Staaten auf so sichern und dauerhaften Grundlagen zu begründen, als die deutsche durch ihre gewaltige Auswanderung, welche bisher in ihrer Ziellosigkeit für Deutschland nicht blos unfruchtbar, sondern ein wahrer Krebsschaden, ja, in der von Brasilien getriebenen Form der Sklavenjagd, eine Schmach gewesen ist. In unserm Handels- und Gewerbsstande, und häufig nicht weniger in den Regierungskreisen der deutschen Bundesstaaten, mangelt leider zur Zeit, wie wir zu beobachten Gelegenheit gehabt, noch immer eine genügende Kenntniß der gegenwärtigen Zustände jener Gegenden und ein klares Verständniß der Auswanderungsfrage, weshalb wir einen kurzen Blick auf das Gebiet und seine Bewohner an diesem Orte für ersprießlich erachten.

Man beurtheilt die Bewohner der argentinischen Conföderation unrichtig, wenn man sie mit der Bevölkerung anderer, ehemals spanischen Colonien, oder mit der Brasiliens auf Eine Linie stellt. In den Plata-



Die argentinischen Uferprovinzen: Entre-Rios, Corrientes, Santa-Fé, nebst einem Theile von Brasilien.

Staaten hat weder ein Colonialadel, noch Plantagenwirthschaft je existirt, weshalb auch die Sklaverei keine Ausdehnung gewinnen konnte. Die Bevölkerung ist mehr homogen als in irgend einem andern Theile Amerikas geblieben, und die Mischung mit der bildungsfähigen Race der Guarains hat den Volkscharakter nicht in einer Weise benachtheiligt, wie dies dort der Fall, wo das Blut der afrikanischen Race in der Bevölkerung vorwiegt. Dabei ist die Bevölkerung außerordentlich dünn, denn es leben auf den 40,000 geographischen Quadratmeilen des argentinischen Staatengebiets etwa nur 800,000 Menschen, und man kann hieraus schließen, daß eine bedeutende europäische Einwanderung, die sich mit der vorhandenen Bevölkerung vermischt, hier eine vollkommen europäische Entwickelung zur Folge haben muß, besonders wenn diese Einwanderung germanischer Abstammung ist. Die europäische Race entwickelt sich nur gesund und kräftig in der gemäßigten Zone, und von hier aus wird sie sowol in Nord- als in Südamerika ihr Uebergewicht auf die durch Sklaverei und afrikanisches Blut entnervten und demoralisirten Bevölkerungen der heißen Zone naturgemäß zur Geltung bringen.

In keinem Lande hat wol eine Verfassung je eine so wunderbare Umwandelung im Volke hervorgebracht, als die Verfassung vom 1. Mai 1853 in der argentinischen Conföderation, und sie verdankt diesen überraschenden Erfolg einzig der Weisheit, mit welcher die Gesetzgeber nach dem Vorschlage Alberdi's die alten Gewohnheiten und Rechte, die traditionellen Erinnerungen, die eigenthümlichen physischen Verhältnisse und die fühlbarsten Bedürfnisse des Landes berücksichtigt haben. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist die Verfassung des argentinischen Bundesstaats ein Meisterwerk, trotz etwaiger Mängel, welche die Theorie in ihr entdecken könnte. Sie weicht gänzlich von denjenigen Constitutionen ab, welche sich die andern amerikanischen Republiken gegeben haben, nicht sowol darin, daß sie liberaler ist, als weil sie eben besser den Bedürfnissen des Landes, für welches sie berechnet ist, entspricht. Die Einwanderung bildet einen Schwerpunkt dieser Verfassung, und es sind ihr direct und indirect nicht weniger als zwölf Artikel gewidmet.

Des beschränkten Raumes wegen können wir die auf die Einwanderung bezüglichen wichtigen Bestimmungen hier nicht vollständig wiedergeben und begnügen uns deshalb mit folgenden Andeutungen. Nach Artikel 14 genießen alle Einwohner (nicht blos die Staatsbürger) die Rechte, zu arbeiten und jede gesetzlich erlaubte Industrie frei auszuüben, zu schiffen, Handel zu treiben, bei den Behörden zu petitioniren, in das Land einzutreten, darin zu reisen, es nach Belieben zu verlassen, ihre Meinungen ohne vorgängige Censur durch die Presse zu veröffentlichen, ihr Eigenthum zu gebrauchen und darüber zu verfügen, sich zu nützlichen Zwecken zu associiren, frei ihren Cultus auszuüben, zu unterrichten und zu lernen. Artikel 15 verbietet jede Sklaverei und erklärt den Kauf und Verkauf von Personen für ein schweres Verbrechen. Artikel 16 erklärt alle Prärogative

der Farbe und Geburt, alle persönlichen Privilegien, Adelstitel für unzulässig und statuirt die vollkommene Gleichheit aller Einwohner vor dem Gesetz, die Aemter Allen gleich zugänglich, durch nichts beschränkt als die Fähigkeit zu denselben. Doch nicht blos die Staatsämter, sondern auch alle politischen Stellen (mit einziger Ausnahme der Stellen des Präsidenten und Vicepräsidenten der Conföderation) sind jedem naturalisirten Bürger, ohne Rücksicht auf den Glauben, ebenso zugänglich wie dem geborenen Bürger (Art. 31, 43, 73). Artikel 20 bestimmt: „Die im Territorium der Conföderation angesiedelten Ausländer genießen alle Civilrechte der Bürger: sie können ihre Industrie, ihren Handel oder ihre Profession ausüben, Grundbesitz besitzen, kaufen und verkaufen, die Flüsse und Küsten beschiffen, ihren Cultus frei ausüben, testiren und sich nach den Gesetzen verheirathen; sie sind nicht gehalten, Staatsbürger zu werden, noch außerordentliche auferlegte Contributionen zu zahlen; nach zweijährigem Aufenthalt in der Conföderation erlangen sie das Staatsbürgerrecht." Das später gegebene Naturalisationsgesetz geht in der Liberalität bis zu den äußersten Grenzen, es gestattet selbst den in der Conföderation geborenen Kindern der Ausländer die Wahl, Staatsbürger zu werden oder die Eigenschaft als Ausländer beizubehalten. Nach Artikel 21 ist jeder argentinische Bürger zum Waffendienst verpflichtet, der naturalisirte Bürger aber ist zehn Jahre hindurch, vom Tage seiner Naturalisation ab gerechnet, von allem Militärdienst befreit. Die Artikel 25 und 64 (Nr. 16) verpflichten die Nationalregierung und den Congreß, die „europäische Einwanderung zu befördern", der Artikel 26 gibt die Schifffahrt auf den innern Flüssen der Conföderation für alle Flaggen frei, und Artikel 27 macht es der Nationalregierung zur Pflicht, mit den auswärtigen Mächten Verträge, gemäß den Principien des neuen argentinischen öffentlichen Rechts, abzuschließen. Der Artikel 30 gestattet erst nach Ablauf von zehn Jahren die Revision und Abänderung der Constitution, und dann unter sehr erschwerenden Bedingungen; immer aber bilden die mit den fremden Mächten abgeschlossenen Verträge das höchste und unabänderbare Gesetz der Nation (Art. 31).

Erst sind fünf Jahre verflossen und alle Nachrichten stimmen darin überein, daß diese Constitution in der Conföderation bereits festgewurzelt ist und fast religiös verehrt wird. Alle Provinzen (mit Ausnahme der Provinz Buenos-Ayres) haben sich beeilt, ihre Provinzialverfassungen mit der Nationalverfassung in Uebereinstimmung zu bringen und dieselben dem Congreß zur Durchsicht vorzulegen. In den Vergünstigungen, welche die Provinzialverfassungen den Einwanderern zusichern, gehen die meisten noch weiter als die Nationalverfassung, und geben auch dem nicht naturalisirten Ausländer Zugang zu manchen besoldeten und nicht besoldeten Communal- und Provinzialämtern.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Gebiet der argentinischen Conföderation. Dasselbe umfaßt die ungeheuere Länderstrecke zwischen dem Cap Horn und dem Parallel des 22. Grades Südbreite, zwischen den

Anden im Westen, und den Strömen Paraguay, Uruguay, La Plata und der Meeresküste südlich der Mündung des La Plata im Osten; es gehört hiernach durchweg der gemäßigten Zone an. Wilde, unbesiegte Stämme existiren nur noch im Süden von Cap Horn bis etwa zum 35. Grade südl. Br. und diese machen häufige Einfälle in die Provinz Buenos-Ayres von Süden und Westen her. Auch die südlichsten Grenzen der Provinzen Santa-Fé, Cordova, San-Luis und Mendoza müssen gegen dieselben durch Militärposten geschützt werden. Dieser ganze Landstrich südlich des 35. Breitengrades ist eigentliche Pampa (Steppe) und nicht für die europäische Colonisation, sondern nur für die Viehzucht im Großen geeignet. Nördlich vom Rio Salado, der sich bei Santa-Fé in den Parana ergießt, dehnt sich, von den Strömen Bermejo und Pilcomayo durchströmt, das Gran Chaco aus, das wenigstens so groß wie ganz Deutschland ist, in welchem zwischen dem Parana und Paraguay und den östlichen Strebepfeilern der Anden gleichfalls noch Ureinwohner in ungestörter Freiheit leben, die aber bei weitem nicht so gefährlich sind, wie die dem kriegerischen Araucanenstamme angehörenden Wilden im Süden. Im ganzen übrigen Gebiete, zwischen dem Salado und dem 35. Breitengrade, den Anden im Westen und Norden, und dem Parana im Osten, gibt es längst keine wilden Ureinwohner mehr, ebenso wenig gibt es dergleichen in der ganzen großen Halbinsel zwischen dem Parana und Uruguay.

Die Ströme der Conföderation: La Plata, Uruguay, Parana, Salado, Bermejo, Pilcomayo, welche sämmtlich in einer Ausdehnung schiffbar sind, wovon es kaum ein zweites Beispiel auf der Erde gibt, gestatten einen leichten und wohlfeilen Verkehr bis in das Herz des südamerikanischen Continents, mit den wunderbar fruchtbaren, an edeln Metallen und sonstigen kostbaren Mineralien überreichen Provinzen Bolivia und Mattogrosso. Ueberaus reich an edeln Metallen, besonders Silber, und allen andern nützlichen und geschätzten Erzen und Steinen sind auch die argentinischen Gebirge der Provinzen Cordova, San-Luis, Mendoza, La Rioja, Catamarca, Jujui, Salta und Tucuman. Zwischen diesen argentinischen Gebirgen und dem Parana dehnen sich weite, grasreiche und fruchtbare Ebenen aus, auf denen der Pflug des Colonisten sofort angewendet werden kann.

Ein überaus reich gesegnetes Gebiet ist endlich die große Halbinsel, größer als die preußische Monarchie, zwischen den Strömen Parana und Uruguay, das südamerikanische Mesopotamien, mit ihrem meist wellenförmigen, wohlbewässerten und fruchtbaren Boden. Diese Halbinsel, welche die Provinzen Entre-Rios und Corrientes umfaßt, und die Provinz Santa-Fé auf der Westseite des Parana ist für jetzt derjenige Theil der argentinischen Conföderation, welcher den ackerbauenden deutschen Auswanderern mit gutem Gewissen empfohlen werden kann. Hier werden dieselben schnell zu einem wahrhaften Wohlstande gelangen, denn hier ist keine Zeit mit der Vertilgung von Wäldern zu verschwenden, um einen Fleck Garten-

und Ackerland zu gewinnen, reiche Weiden machen vom ersten Tage der Ansiedelung an die Viehzucht einträglich, und alle Producte gelangen ohne Zeitverlust und ohne den Ertrag vernichtende Transportkosten auf den Markt und in den Weltverkehr. Waldungen dehnen sich längs den Flüssen dieser Halbinsel aus und überdecken unter dem Namen Bosque de Montiel einen großen Theil der Provinzen Entre-Rios und Corrientes östlich vom Parana, zwischen den Flüssen Conchitas und Bateles. Palmwälder begleiten den Uruguay nordwärts des 32. Grades südlicher Breite. Auch der Norden der Provinz Santa-Fé hat keinen Holzmangel.

Das Klima dieser drei Provinzen ist als mild, gesund und angenehm bekannt. In den heißesten Tagen des dortigen Hochsommers steigt das Thermometer fast nie über 24° Réaum. und sinkt im Winter selten unter 0°. Schnee ist unbekannt und das Vieh findet im Freien, auch im Winter, genügende Nahrung. Alle europäischen Getreide- und Obstarten, sowie Küchengewächse gedeihen vortrefflich; außerdem Orangen, Pfirsiche, Feigen, Mais, Reis, Tabak, Baumwolle und im nördlichen Theile selbst das Zuckerrohr. Die Seidenindustrie und das Sammeln der Cochenille dürften gleichfalls lohnend sein.

Daß die Einwanderer in diesen genannten drei Provinzen trefflich gedeihen, das beweisen bereits die Colonie Esperanza bei Santa-Fé (siehe „Illustrirte Zeitung", Nr. 776, vom 15. Mai 1858) und die Colonie San José in der Provinz Corrientes.

Seitdem die Schiffbarkeit des Rio Salado dargethan ist, sind bereits Dampfschiffe angelangt, welche diesen Strom regelmäßig befahren sollen, wodurch den Producten der Provinzen Santiago, Tucuman und Salta ein leichterer Absatz eröffnet wird. Sobald dieser Transport gesichert ist, werden auch diese Provinzen den deutschen Auswanderern zu empfehlen sein, ebenso die westlichen Provinzen Cordova, San-Luis, Mendoza ꝛc., wenn die von Rosario nach Cordova und den Anden projectirte Eisenbahn hergestellt sein wird.

Der Bodenreichthum der argentinischen Provinzen, der bisherige Mangel an jeglicher Industrie in diesem Lande, wo noch Alles zu schaffen ist, und der bereits angebahnte Riesenverkehr durch Benutzung der Ströme mit dem ganzen Innern Südamerikas, den reichen Ländern Paraguay, Bolivia und Mattogrosso bieten dem deutschen Unternehmungsgeist ein wahrhaft unermeßliches und gewinnreiches Feld. Kapitalisten Deutschlands, hier ist ein zweites Ostindien, reicher von der Natur ausgestattet als das britische, um welches Mancher die stolzen, unternehmenden Briten beneidet! In der deutschen Auswanderung ist das Mittel gegeben, die Schätze des La Plata-gebiets zu heben und einen innigen, dauernden Verkehr mit demselben fest zu begründen. Es gibt keinen zweiten Punkt auf dem ganzen Erdball, der so geeignet wäre, die Auswanderer glücklich, die Auswanderung segensreich für Deutschland zu machen.

VI.

Aus der Natur.

Aus dem Thierreich.

Künstliche Hühnerzucht.

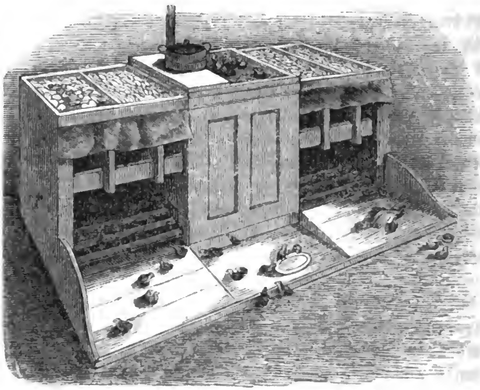
In China ist das künstliche Ausbrüten der Hühner-, Enten- und Gänseeier während fünf Monate (April bis mit September) ein sehr gangbares Geschäft. Von den verschiedenen Hühnerbesitzern werden die Eier in die Brütanstalt gebracht, mit deren Namen bezeichnet und durch sanftes Anklopfen untersucht, ob die Schale einen Riß hat. Die Anstalt in Schanghai hat 26 Brütöfen, die außerhalb breit, inwendig schmal, aus Lehmwand gebaut und dick mit Stroh bedeckt sind. Man heizt mit feinen Holzkohlen und verschließt nach angemachtem Feuer die Ofenthüren, um den Zug zu vermeiden. Oben auf den Ofen setzt man einen großen, dicken, bedeckten Korb und legt die Eier auf dessen Boden hinein. Zur gleichmäßigen Vertheilung der Hitze werden die Eier täglich fünf Mal umgewendet. Nach einigen Tagen prüft man sie, ob sie fruchtbar sind. Hierzu ist ein Loch von der Größe eines Eies in der Wand des dunkeln Brüthauses, durch welches ein starkes Licht hineinfällt. Zeigt das dagegen gehaltene Ei keinen dunkeln Punkt in seinem Innern, so wird es als unbefruchtet dem Eigenthümer zurückgegeben. Obgleich auf diese künstliche Weise nur vier Zehntel der Eier ausgebrütet werden, so liefert diese Anstalt doch jährlich 700,000 Küchlein. Die anscheinlich fruchtbaren Eier bringt man wieder in den Korb auf dem Ofen und nach gewissen Tagen auf mit Stroh, Baumwolle u. s. w. bedeckte Bretter, bedeckt sie mit baumwollenen Matratzen ohne Feuerung, doch muß die Stube in einer gleichmäßigen Temperatur gehalten werden. Die Hühnereier brauchen zum Auskommen 22 Tage, davon 12 auf dem Ofen und 10 im Bett, die Enteneier 28 Tage, halb auf dem Ofen und halb im Bett, die Gänseeier 32½ Tage, 16 auf dem Ofen und 16½ im Bett. Das künstlich ausgebrütete Geflügel darf kein kaltes Wasser saufen, sonst stirbt es, was beim natürlich ausgebrüteten nicht der Fall ist. In der Provinz Kanton gibt es viele künstliche Brütanstalten.

In Aegypten betreibt man das Eierausbrüten vermittelst Brütöfen sehr im Großen. Eine solche Anstalt bildet ein Viereck, worin sich 4 bis 30 Brütöfen in zwei parallelen Reihen befinden; die Zwischengänge sind gewölbt und oben mit kleinen, runden Lichtlöchern versehen. Außerhalb

sind noch drei bis vier Gemächer, ebenfalls gewölbt, für den Aufseher, zur Verkohlung des zum Heizen benutzten Düngers und zur Aufnahme der ausgebrüteten Küchel. Der „Mahmal" genannte Brütofen ist ungefähr 8 bis 10 Fuß lang und 6 Fuß breit und aus gebrannten Steinen gebaut. Auf halber Höhe scheidet ihn eine Backsteindecke in zwei Stockwerke mit einem so großen Loche, daß ein Mann von einer Abtheilung zur andern kommen kann. Jede hat eine Thüre, die auf den Gang ausgeht und Oeffnungen in den Seitenwänden, durch welche alle Oefen derselben Reihe miteinander in Verbindung stehen. Die Eier kommen in den untern Raum, und auf den Boden des obern legt man in einigen flachen Rinnen den halb verbrannten Kameeldünger, der mit gehacktem Stroh in Kloßform geknetet wird und eine gelinde Hitze gibt. Die vorher untersuchten und bezeichneten Eier legt man nun auf eine Unterlage von Staub und Häcksel, immer drei auf einander, zu 3 bis 4000 in jedem Ofen, und bringt dann oben die glühenden Kohlen hinein. Man besetzt nicht sogleich alle Oefen, sondern nur ein Drittel in gleichen Zwischenräumen. Nach fünf Tagen läßt man das Feuer derselben ausgehen, besetzt die dazwischen liegenden Reihen ebenfalls mit Eiern, und wenn die ersten ausgebrütet sind, wird die dritte Reihe der Oefen gefüllt. Das Feuer wird täglich drei bis vier Mal erneuert und während der Nacht verstärkt. Täglich wendet ein nackter Arbeiter die Eier zwei bis drei Mal um. Die Prüfung hinsichtlich der Befruchtung geschieht am achten Tage beim Schein der Lampe. Die Temperatur muß, wie beim natürlichen Brüten, im Mittel 32° Réaum. bleiben, was dort ohne Thermometer nach dem Gefühl beurtheilt wird. Vor dem Ende der Brützeit läßt man das Feuer ausgeben und bringt die Eier in die obere Abtheilung. Schon den 20. Tag kriechen einzelne Hühnchen aus, die meisten am 21., einige noch bis zum 25. und durchschnittlich bleibt das fünfte Ei unfruchtbar. Nach verschiedenen Angaben sollen auf diese Weise in Aegypten 24, ja 100 Millionen Hühnchen ausgebrütet werden. Die Küchel füttert man mit Mehl und Brodkrumen, und sie bleiben nur einen Tag in der vordern Kammer. Am Tage werden sie an einem sonnigen, trockenen Ort auch mit zerstoßenem Reis, Hirse und andern Körnern gefüttert, mit Wasser getränkt und zur Nacht in einem Backhause gegen Kälte geschützt.

Diese in den warmen Klimaten von China und Aegypten üblichen Verfahrungsweisen sind bei uns nicht ausreichend, wir müssen bei unseren geringern Wärmegraden und größern Temperaturschwankungen künstlichere und kostspieligere Mittel in Anwendung bringen, die aber auch für dies Geschäft eine größere Sicherheit und einen höhern Gewinn in Aussicht stellen. Während der Leipziger Michaelismesse 1857 hatte ein Züchter künstlicher Hühner aus Kopenhagen einen Brütapparat von recht zierlicher Form zur Schau gestellt, der 250 Eier faßte und zur Darstellung des Brütverlaufs sehr geeignet war, weil der Aussteller die Eier beim Einlegen so geordnet hatte, daß die täglichen Zuschauer zu jeder

Zeit angepickte, theilweise bereits geöffnete Eier, durch deren Schalenrisse man das Küchlein sehen konnte, und bereits ausgekrochene Küchel vor Augen hatten, wogegen ein besonderer Apparat fehlte, der bei den kleinen Küchlein die Stelle des Mutterhuhns zu ihrer nothwendigen Erwärmung hätte ersetzen können. Die Eier lagen über einem im untern Theile des Brütkastens vorhandenen Kessel zwischen zwei großen Glasplatten; dieser Raum wurde durch warmes Wasser erwärmt, das in Röhren rund herum circulirte, und der Kessel wurde durch eine darunter stehende Spirituslampe geheizt. In höher gelegenen kleinen Nebenräumen war der Aufenthalt der etwa seit zwei Tagen ausgekrochenen Küchel, die mit Hirse gefüttert wurden. Dieser Apparat hatte nur den Zweck der Ausstellung; der Besitzer soll aber in Kopenhagen eine großartige Hühnerfabrikationsanstalt haben.



Brütapparat von Cantelo.

Seit ungefähr acht Jahren hat das Brütverfahren des Herrn Cantelo eine bedeutende Verbreitung in England gefunden, weil sich der Erfinder erfolgreich bestrebt hat, den natürlichen Vorgang des Eierausbrütens auf sehr sinnreiche Weise durch die Kunst zu ersetzen und dadurch eine fast zahllos vermehrte Erzeugung von Hühnern und anderm Geflügel jeder Art mit geringern Kosten möglich zu machen. Um die Brütwärme ebenso wie beim natürlichen Brüten der Gluckhenne von oben auf die zum Ausbrüten bestimmten Eier zu leiten, hat er seinen Brütapparat so eingerichtet, daß ein Strom warmes Wasser fortwährend über eine große Glastafel läuft, unter welcher die Eier mit der Spitze nach oben gerichtet aufgestellt werden. Bei einer großen Einrichtung wird dies durch Pumpen bewerkstelligt, bei einem kleinen Apparat durch das Gesetz der Schwere,

welches die warmen Wassertheile zum Steigen und die kälter gewordenen zum Sinken zwingt. Ein Wasserkessel wird stets in der Temperatur von 34° Réaum. erhalten, weil die Blutwärme des Federviehes einige Grade höher als die des Menschen ist. Von der Oberfläche des Kessels wird das erwärmte Wasser natürlich immer über die angebrachte Glastafel fließen, und eine rückleitende Röhre ist so angelegt, daß sie das Ende des Glases mit dem Boden des Kessels verbindet. Die Eier werden auf Schubläden gelegt, deren Böden durchbrochen und wie eine Federmatratze elastisch sind. Die Schubläden werden unter die wassererwärmte Glastafel gebracht und so hoch hinaufgeschoben, daß die Eier mit dem Glase in Berührung kommen, doch so, daß ein leerer Raum zwischen den Seitenwänden der Schubläden und dem Glase bleibt. Diese Seitenwände sind niedriger als die Eier und gestatten deshalb einen Luftzug um dieselben, der durch die Böden der Schubläden seinen Eintritt und über die Kanten der Seitenwände hin seinen Ausgang findet. Die unter dem Brütglase liegenden Eier müssen täglich drei Mal vorsichtig umgewendet und ein Mal täglich mit einem weichen Schwamm oben, so wie sie in den Kästen liegen, befeuchtet werden, um die natürliche feuchte Ausdünstung der Henne zu ersetzen. Gegen Mittag muß man sie täglich herausnehmen und sie 20 bis 30 Minuten lang abkühlen lassen, um das Verfahren der Henne nachzuahmen, die das Nest verläßt, um Nahrung zu suchen, während welcher Zeit ein belebender Zutritt der frischen Luft zu den Eiern bewirkt wird. Nach drei Tagen des Brütens ist der sicherste Zeitpunkt, die Eier am Licht zu untersuchen, um diejenigen, die keinen Keim haben, herauszunehmen. Nach dem zehnten Tage wiederholt man diese Untersuchung, um solche zu finden, die nur einen unvollkommenen Keim haben, deshalb faul und den guten Eiern nachtheilig werden würden. Nach 19½ Tagen fangen die Küchel an zu picken, und diejenigen, die bei fortgesetzter Temperatur einen Tag später noch nicht ausgekrochen sind, können als nutzlos betrachtet werden, weil die zuletzt herauskommenden die schlechtesten sind. Nur in dem Falle, daß ein Küchelchen augenscheinlich heftige Anstrengungen zum Auskriechen macht, sonst niemals darf man versuchen, es von seiner Schale zu befreien, weil die geringste Verletzung der die innere Schale bedeckenden Adern dem Hühnchen, bevor es das darin enthaltene Blut nicht aufgenommen hat, sehr gefährlich, oft tödtlich wird.

Die künstliche Gluckhenne besteht aus einer Anzahl wassererwärmter, horizontaler Röhren, ungefähr 1¼ Zoll im Durchmesser und fast ebenso weit voneinander entfernt, die auf ungefähr 5 Zoll hohen Stützen ruhen. Unter diesen Röhren befindet sich ein bewegliches Brett, welches immer so hoch gestellt wird, daß die Hühnchen mit dem Rücken die Röhren berühren und welches nach und nach, je nachdem die Hühnchen größer werden, herabgelassen wird. Dies Brett wird täglich weggenommen und gereinigt, oder im Wechsel durch ein gereinigtes ersetzt. Ein Zoll über

den Röhren ist ein anderes Brett angebracht, von welchem ein Vorhang über die Röhren herabfällt und das den Zweck hat, die Wärme zusammenzuhalten und die Hühnchen zu verhindern, einander zu verunreinigen, weil sie sehr gern auf die Röhren hinaufspringen. Die beschriebenen Röhren kommen aus dem mit Wasser gefüllten Behälter, der auf ungefähr 33 Grad Wärme erhalten wird. Sind die Küchel einmal unter diese Röhren gesteckt worden, so verlassen sie dieselben nur, um zu fressen, zu saufen und sich Bewegung zu machen, und werden stets aus eigenem Antriebe wieder darunter kriechen. Sind die Küchel sechs Wochen alt, so müssen sie von der künstlichen Mutter weggenommen und auf kleine, $3\frac{1}{2}$ Fuß vom Boden erhöhte Hühnerstangen in einem warmen Orte zur Ruhe gesetzt werden. Nach wenigen Abenden gehen sie von selbst hinauf. Aus der Fütterung wird oft ein Geheimniß gemacht. Man gebe geschrotene Körner, Gras und Würmer, oder ein wenig gehacktes Fleisch, und die Hühnchen werden gedeihen. Die frischesten Eier sind natürlich die besten zum Ausbrüten; verpackt werden dieselben zwischen Gerste.

Die Natur ist in ihrem Schaffen vollkommen, sie hat es so angeordnet, daß der Keim des Eies, so lange es in horizontaler Lage gehalten wird, inwendig obenauf gegen die Schale hinschwimmt, damit er von der belebenden Wärme der Brust des Huhns getroffen werde. Deshalb müssen wir beim künstlichen Ausbrüten die Wärme nur auf diesen Theil hinlenken, und zwar in einem Maße, wie es die Natur verlangt. Da die Natur das Ei nur mit einem bestimmten Quantum von Feuchtigkeit versehen hat, so wird auf diese Art die Ausdünstung von einer großen Oberfläche verhindert, weil das Ei nur da warm ist, wo es mit dem Huhn in Berührung kommt, bis sich das Ei infolge der darin fortschreitenden Entwickelung des Küchleins und dessen Blutumlaufs nach und nach zu gleicher Temperatur erwärmt. Wir müssen also denselben Grad von Wärme wie die Natur „durch Berührung von oben“ anwenden und, wie sie, dem untern Theil des Eies erlauben, kühl zu bleiben, bis auch er durch die innere Circulation des Bluts erwärmt wird. Bei der gleichmäßig umgebenden Ofenwärme dauert es Stunden, bis die Eier die erwünschte Temperatur erreichen und zwar nicht blos anfangs, wenn sie zum Ausbrüten eingelegt werden, sondern jedesmal, wenn man sie hat auskühlen lassen. Das Ei wird natürlich auf seiner ganzen Oberfläche gleichmäßig warm, und muß also auch auf allen Seiten gleichmäßig ausdünsten. Dagegen dringt die von oben angewendete Wärme fast augenblicklich ein und belebt den Keim, wobei nur ein kleiner Theil des Eies erhitzt wird, der Verlust an Feuchtigkeit also bei weitem geringer ist. Bei Aufzucht der jungen Hühner empfiehlt Cantelo die strengste Aufrechthaltung der Reinlichkeit in jeder Beziehung, weil die Krankheiten größtentheils nur aus Mangel an Reinlichkeit, schlechtem Futter, schlechtem Wasser und schlechter Luft entstehen.

Aus dem Pflanzenreich.

Der Zuckersorgho, Sorghum saccharatum.

Diese sehr einträgliche und vielseitig nutzbare Pflanze macht in Bezug auf Klima, Bodennatur, Düngung und Bodenbearbeitung ganz dieselben Ansprüche wie der Mais. Wo und unter welchen Verhältnissen dieser eine vollkommene Ausbildung erreicht, da gedeiht auch der Zuckersorgho am besten. Das reife, vollkommen ausgebildete Samenkorn hat eine etwas länglich sphäroïdische Form, und ist mit einem aus zwei Spelzen bestehenden, glänzend schwarzen Häutchen bedeckt, das nicht ganz geschlossen ist und an einem Punkte die röthlich gelbe Farbe des Korns sichtbar macht. Beim Dreschen löst sich das schwarze Häutchen zuweilen ab und das Korn sieht dann so röthlich gelb aus, daß man es für eine Mischung von unreifen oder ungleichartigen Samenkörnern halten könnte. Es keimt aber ohne seine Hülle ebenso leicht. Am besten ist das Samenkorn, wenn seine Härte und Festigkeit dem stärksten Druck der Finger widersteht. Dennoch haben nicht alle gut scheinenden Sorghokörner eine gleiche Keimkraft, einigen fehlt sie fast ganz. Das Wasser ist ein gutes Mittel, die Körner von verschiedenem specifischen Gewicht und folglich von verschiedener Keimfähigkeit voneinander zu scheiden. Man weicht die zur Aussaat bestimmten Körner in Wasser ein, schöpft nach 24 Stunden die leichten, obenauf schwimmenden ab und verwendet nur die unter dem Wasser gebliebenen Körner, die hierbei zugleich das ihnen zum Keimen nöthige Wasser aufgesogen haben, zur Aussaat, welche am zweckmäßigsten zu Ende April und Anfang Mai auszuführen ist. — Für den zum Reifwerden bestimmten Sorgho ist die Reihencultur nothwendig, wobei man den Reihen 3 Fuß und den Pflanzenstöcken in den Reihen $1\frac{1}{2}$ Fuß Abstand gibt. Da dennoch oft viele Samenkörner ausbleiben, so ist es rathsam, mit der Drillmaschine die ganzen Reihen zu besäen und später die zu dicht stehenden Pflanzen nach dem Verhältniß der Bodenfruchtbarkeit zu lichten, sodaß etwa 12 bis 16 Stöcke auf einem Quadratmeter stehen bleiben. Die Behackarbeiten werden je nach örtlichem Bedarf wie bei allen andern Reihenculturen ausgeführt.

Der zu den Hirsenarten gehörende Zuckersorgho treibt aus einem und demselben Samenkorne 6 bis 10 Stengel, und in recht fruchtbarem Boden deren bis 20. Er gleicht anfangs vollkommen dem Mais, und unterscheidet sich später nur durch die Form seiner sehr ausgebreiteten Staude. Die Stengel erreichen eine Höhe bis zu 12 Fuß und haben am Stammende oft mehr als einen Zoll Durchmesser. Das Blatt ist dem des Mais sehr ähnlich. In Gegenden, wo die Körner nicht zur Reife kommen, wird er jedenfalls als eine sehr nahrhafte, sehr ergiebige und allen Viehgattungen zusagende Futterpflanze eine große Zukunft haben, weil er in mehreren Schnitten vom August bis November, also noch zu einer Zeit,

wo der Klee aufgehört hat, reichliche Futtermassen hergibt. Je reifer er wird, um so lieber frißt ihn das Vieh und um so größer ist seine Nährkraft. Den höchsten Futterertrag in jeder Beziehung gibt der reifgewordene Sorgho und übersteigt bedeutend den Werth mehrerer Grünfutterschnitte. Die reifgewordenen Körner enthalten ein Mehl, das in Ver-



Der Zuckersorgho. Sorghum saccharatum.

mischung mit Weizenmehl ein gutes, wohlschmeckendes Brotgebäck liefert. Die Kleie des Sorghokorns enthält einen dem Krapp ähnlichen Färbestoff, Sorghotine genannt, der besonders ein schönes Rosenroth gibt. Der aus den Stengeln gepreßte, sehr reichliche Saft dient zur Zucker- und Spiritusfabrikation, auch vermitelst Aufguß auf Weintrester bei einem geeigneten Gährungsverfahren zur Weinbereitung.

In einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris gab ein Mitglied, Herr Dumas, folgenden Bericht: „Herr Leplay hat in seiner Spiritusfabrik im südlichen Frankreich während des Winters 1857—1858 einen Versuch im Großen ausgeführt und 26,000 Ctr. Sorghozuckerrohr verarbeitet. Diese Sorghomenge wurde in den Gegenden von Toulouse, Montauban, Carrassonne und Narbonne geerntet. Die Aussaat hatte unter verschiedenen Umständen im April, Mai, Juni und Juli stattgefunden. Der im April und Mai gesäete Sorgho lieferte vollkommen reife Körner, die Junisaat wurde nicht ganz reif und die Julisaat konnte sich nicht bis zur Körnerbildung entwickeln. Bei Leplay's wissenschaftlich praktisch geführtem Geschäftsbetriebe zeigte sich das eigenthümliche Verhältniß, daß der Zuwachs des Zuckergehalts in der Pflanze mit der Körnerbildung so bedeutend stieg, daß die reifen Stengel doppelt so viel Alkohol hergaben als die unreifen. Um den höchsten Ertrag zu gewinnen, muß der Sorgho dann geerntet werden, wenn die Körner schwärzlich, aber nicht ganz hart sind und der Stengel noch grün ist. Im unreifen Zustande enthält die Pflanze mehr unkrystallisirbaren, im reifen Zustande mehr krystallisirbaren Zucker, der dem des Zuckerrohrs gleich ist und im reifen Sorgho oft mehr als 15 Procent beträgt. Für das südliche Frankreich, wo der Sorgho ordentlich reif wird, ist dieser Umstand höchst wichtig. Hinsichtlich der zweckmäßigen Aufbewahrung hat Leplay gefunden, daß das Trocknen vermittelst heißer Luftströmungen den Sorgho in einen Zustand bringt, in welchem er weit versendet und ohne zu verderben lange Zeit aufgespeichert werden kann. Beim Trocknen verliert er 70 Procent seines Gewichts und ist dann sowol für die Zucker- als für die Spiritusfabrikation viel leichter zu behandeln. Für beide hat Leplay besondere Verfahrungsweisen. Boussingault bemerkte hierbei, der Sorgho gebe eine sehr reiche Körnerernte, die 40 bis 50 Ctr. per Hectare (1 Hectare beinahe 4 preuß. Morgen) betrage und ein nahrungsreiches Mehl enthalte. Die gleichzeitigen Erträge von Körnern, Zucker oder Spiritus bilden einen großen Reichthum. Die Ausfuhr von Zucker und Spiritus entnimmt dem Boden keine fruchtbaren Grundstoffe und bringt Geld in die Wirthschaft. Uebrigens steht der Werth des krystallisirbaren Zuckers viel höher als der des Alkohols, und man muß sich höchlich über den Umstand freuen, daß die Natur hier gegen alle uns bekannten Principien aus unkrystallisirbarem Zucker krystallisirbaren bildet und zugleich Mehl und Stickstoff in den Körnern der Pflanze anhäuft. Der Sorgho, dessen Same durch den französischen Consul v. Montigny aus China an die geographische Gesellschaft in Frankreich gesendet worden ist, und dessen Acclimatisirung in Frankreich in fünf Jahren bewirkt wurde, ist also eine sehr schätzbare Eroberung, die einen großen Einfluß auf die Zuckermärkte und folglich auf die Industrie und Landwirthschaft des Nordens haben wird, wo die Zuckerrunkelrüben eine so mächtige Reichthumsquelle geworden sind."

Aus dem Steinreich.

Der Achat und seine Verarbeitung.

Unter Achat versteht man im gewöhnlichen Leben jene vielfarbigen, harten, politurfähigen Steine, welche zu Schmuck- und Luxusgegenständen geschliffen werden. Es ist kein gleichartiger Stein, der mit diesem Worte bezeichnet wird, was schon seine bunten Farben in streifiger, fleckiger und mannigfach gearteter Zeichnung andeuten, vielmehr kommt die Bezeichnung einer Verbindung verschiedenartiger, wenn auch verwandter Steine zu. In der Mineralogie kennt man den Namen Achat eigentlich nicht, denn diese Wissenschaft befaßt sich nur mit der Charakterisirung der einfachen Mineralien, d. h. derjenigen, welche bei ihrer mechanischen Zertheilung in allen ihren Fragmenten wesentlich von derselben Beschaffenheit sind; Achat ist aber ein Collectivname für eine Zusammensetzung aus gewissen kieseligen oder quarzigen Mineralien, welche sich in Textur, Farbe, Durchsichtigkeit u. s. w. voneinander unterscheiden. Solche Mineralien sind Chalcedon, Karneol, Jaspis, Amethyst und einige andere. Wenn zwei, drei, vier ꝛc. dieser Mineralien unter einander verbunden sind, in Streifen, Flecken u. dergl. eine zusammenhängende Masse bilden, so ist das ein Achat. Doch wird diese Benennung im gemeinen Leben auch noch weiter ausgedehnt und auch wol für die einzelnen Steinarten aus der Zusammensetzung des Achat gebraucht, wenn diese in gesonderten Massen vorkommen. So begreift man die einfachen Chalcedone, Karneole, Heliotropen ꝛc. ebenfalls unter den Achaten.

Man findet diese Achate besonders in dem Melaphyr, schwarzen Porphyr, früher Augitporphyr, auch Trapp genannt, einer eigenthümlichen Gesteinart, welche zu den plutonischen Gebirgsbildungen gehört, und in ältern geologischen Epochen, und zwar in der Formation der Steinkohlen, des Rothliegenden und des untern Zechsteins in heißflüssigem, teigartigem Zustande aus dem Erdinnern hervorgedrungen ist, die Rinde des Planeten an vielen Orten zu Gebirgshöhen emporgehoben und bei ihrer Erstarrung schroffe Felsen gebildet hat, wie namentlich in der rheinischen Pfalz und am südlichen Theile des Hundsrück. In dieser Landstrecke, welche das Fürstenthum Birkenfeld in sich schließt, gestaltet der Melaphyr eine Reihe wellenartig fortziehender Felsenriffe, oft von ausgezeichnet malerischen Formen, welche bei Kirn und Grumbach eine mehrere Meilen starke Ausdehnung hat, und zwischen St. Wendel und Birkenfeld, von Düppenweiler bis unweit Kreuznach eine Längenausdehnung von zwölf Meilen besitzt. Hier hat das Schleifen der Achate und ihre Verwendung zu Schmuck und andern Geräthen in der neuern Zeit eine große Bedeutung gewonnen, und ist noch immer im Steigen begriffen.

Der Hauptsitz dieses Gewerbes ist das Fürstenthum Birkenfeld, auf

der linken Rheinseite, an der Grenze der preußischen Rheinprovinz und zum großen Theil von ihr eingeschlossen. In diesem kleinen Gebiete von $8^3/_4$ Geviertmeilen liegen die beiden kleinen Städte Oberstein und Idar nur eine halbe Meile voneinander entfernt in der Gegend der obern Nahe. Die Achatschleifereien, welche sich auf mehrere Stunden an allen Flüssen und Bächen bis in das preußische Gebiet hineinziehen, gehören meist den Einwohnern jener Städte; die Achatschleifer und die Arbeiter, die sich mit dem Fassen der Steine beschäftigen, wohnen zum großen Theil in den umliegenden Dörfern. Höchst malerisch ist besonders die Lage von Oberstein und dessen unmittelbare Umgebung. Das gewerbreiche Städtchen ist auf dem schmalen Raum zwischen der Nahe und dem an ihr sich erhebenden Felsen so enge zusammen gebaut, daß für die durchführende Landstraße kaum die allernöthigste Breite übrigbleibt. Im Rücken der Stadt erheben sich die Berge zu einer ziemlichen Höhe und oben in der senkrechten Felsenwand ist eine ziemlich große Kirche in eine Aushöhlung des Felsens so hineingebaut, daß nur ihre vordere Seite und der Thurm im Relief aus der großen Grotte hervortritt, der Kirchenraum selbst aber im Berge liegt. Eingehauene Stufen, mühsam zu ersteigen, führen aus dem Städtchen in das merkwürdige Gotteshaus, das vielleicht einzig in seiner Art ist. Ueber dem Kirchenfelsen erheben sich die Trümmer der alten Burg Oberstein, der Stumpf eines Thurmes mit anderm Mauerwerk, in malerischer Gruppirung. Etwas weiter seitwärts auf größerer Höhe steht das sogenannte neue Schloß, ebenfalls bereits ein alter Bau. Noch gedenken wir des ungefähr zehn Minuten abwärts von Oberstein am Ufer der Nahe gelegenen sogenannten gefallenen Felsens. Felsenmassen, aus dem groben Conglomerat des sogenannten Rothliegenden bestehend und von der sehr bedeutenden Höhe der ganzen Gebirgswand, haben sich einst durch fast senkrechte Klüfte losgelöst, sind an diesen herabgerutscht, ohne umzuschlagen, wahrscheinlich unterwaschen von der vorbeifließenden Nahe. Jetzt ist der Fluß zurückgedämmt, der Felsen vor weiterm Fall gesichert, und eine Obersteiner Metallarbeiterfamilie hat sich in den fast dreieckigen Höhlenraum ein Häuschen hineingebaut. Ein mächtiges Felsstück, das von oben den Höhlenraum bildet, scheint fortdauernd den Herabsturz zu drohen, was jedoch nicht mehr zu fürchten ist; gibt aber doch dem Beschauer ein Gefühl der Angst und der Besorgniß für die Bewohner des Häuschens.

Das Vorhandensein des Achats in den nahen und auch mehr entlegenen Melaphyrbergen, besonders am Steinkaulen- oder Galgenberge bei Idar, mag wol die erste Veranlassung für die Industrie zur Gewinnung und Verarbeitung der Steine gegeben haben. Die erste größere Ausbreitung erhielt sie durch einen Dynasten, Philipp Franz von Dhun und Oberstein, im 16. Jahrhundert, der auch selbst mehrere Achatschleifereien anlegen ließ. Doch wurde das Gewerbe durch die Verordnung vom 16. Jan. 1609 in gewisser Hinsicht beschränkt, wonach nur Meisterssöhne die Schleifkunst erlernen durften und die Ausübung des Gewerbes bei nächt-

licher Laterne verboten wurde, wahrscheinlich, um das Handwerk und die Waare nicht zu sehr zu vermehren. Daher blieb diese Industrie längere Zeit selbst hier verhältnißmäßig ziemlich klein, wenn auch das birkenfeldische Land hinsichtlich der Menge und Schönheit seiner Erzeugnisse unter allen Punkten der Erde, an welchen Achate geschliffen wurden, in England, Frankreich, Rußland, Schlesien, Sachsen u. s. w., stets den Vorrang behauptete. Erst in den letzten drei Jahrzehnden hat sie einen größern Umfang gewonnen. Den ersten Grund dazu legte die Erlernung der Kunst, den Steinen bleibend andere Farben zu geben, als sie im natürlichen Zustande besitzen, und die natürlichen Farben zu verschönern und zu erhöhen, wovon wir sogleich weiter sprechen werden; der zweite Grund zu dem außerordentlichen Aufblühen des Geschäfts war die leichtere und wohlfeilere Aufbringung des Materials.



Ein Achatschleifer.

Die Obersteiner und Idarer Achathändler zogen mit ihren Waaren durch alle Länder, wo sie Absatz fanden. Auch die Neue Welt wurde von ihnen besucht, und hier kamen sie nach Brasilien und Uruguay, wo Achate und Onyxe in Menge, meist ohne große Kosten, nur aus der oberflächigen Erde ausgehoben werden. Proben von diesen großen und schönen Steinen wurden in die Heimat verschickt, und dort erkannte man bald, daß diese Fremdlinge sich viel schöner und leichter färben ließen als die einheimischen Steine, also auch die schönsten Waaren aus ihnen zu gewinnen waren. Dies geschah um das Jahr 1827, und von dieser Zeit datirt sich

eine neue große Epoche für die Achatschleifereien. Seit jener Zeit bezieht man diese Steine in großen Quantitäten aus ihrem fernen Vaterlande, und nur wenig im Fürstenthum Birkenfeld selbst gefundene Steine werden noch verarbeitet. In öffentlichen Auctionen bringt man die erstern in Oberstein zum Verkauf, indem die Steine von ungefähr gleichem Werthe in Haufen zusammengelegt und diese Loose nach dem Werth des Pfundgewichts den Meistbietenden zugeschlagen werden. Die Preise sind sehr verschieden und steigen von 50 Gulden den Centner bis zu 2500 Gulden für dasselbe Gewicht, wenn sie schmale, horizontale Bänder haben und für die Annahme schöner Farben gut geeignet sind. Außer jenen südamerikanischen Steinen werden aber auch noch ansehnliche Mengen von Heliotropen (sogenanntem Blutjaspis), weniger ostindische Karneole, in den Lagern der ostindischen Compagnie zu London angekauft. Von einheimischen Steinen kommen fast nur einige schöne verkieselte Hölzer (Holzsteine) zur Verwendung.

Indem wir auf das Technische und Commerzielle der Achatindustrie eingehen, müssen wir zunächst einige Worte über die Kunst des Färbens der Achatsteine, der Onyxe, Karneole, Chalcedone u. s. w. sagen. Sie beruht auf der Eigenschaft dieser festen und harten Steine, daß sie einen gewissen Grad von Porosität besitzen, welcher es möglich machte, färbende Substanzen in ihr Inneres zu bringen und sie damit zu durchdringen. Durch mikroskopische Untersuchungen lassen sich die feinen, dem bloßen Auge unsichtbaren Poren in diesen Steinen nachweisen, und gerade die Steine aus Uruguay sind poröser als die einheimischen. Schon die Griechen und Römer kannten ein Verfahren, wodurch die natürlichen Farben der Achate, vorzüglich des Onyx, erhöht werden konnten. Daher auch die prachtvollen Onyxe aus ihrem Besitze, deren Fundorte man später gar nicht mehr kannte. Plinius spricht etwas undeutlich von der Anwendung des Honigs zur Verschönerung dieser Steine, die man lange Zeit für ganz unglaublich hielt. Sie hat in der Steinfärberei, wie sie jetzt im Birkenfeldischen geübt wird, ihre vollständige Erklärung gefunden. Die Birkenfelder lauschten das Verfahren den Italienern ab, die schon seit langer Zeit nach Oberstein und Idar kamen, um Steine, besonders die fein- und geradgebänderten, zu kaufen und sie in ihrem Vaterlande zu Cameen zu verarbeiten. Längere Zeit wurde dieses Verfahren, das sich traditionell in Italien erhalten zu haben scheint, als ein Geheimniß bewahrt. Jetzt ist es keins mehr.

Um den Werth der rohen Steine, in Hinsicht der Eigenschaft, sich färben zu lassen, vorläufig beim Ankaufe derselben abzuschätzen, schlagen die Achathändler ein dünnes Stück von der Mandel ab, befeuchten es mit der Zunge und beobachten, ob das Trocknen streifenweise abwechselnd schneller und langsamer von statten geht. Findet sich eine solche Verschiedenheit des Einsaugens der Feuchtigkeit auf den Scherben, so besitzt er die erforderliche Eigenschaft zum Färben, was stets das Wichtigste ist.

Das Färben der Onyxe geschieht in folgender Weise. Die Steine

werden erst sauber gewaschen und dann wieder, jedoch ohne Anwendung einer höhern Temperatur, getrocknet. Hierauf legt man sie in einen reinen, besonders nicht fettigen Topf, in welchem sich mit Wasser verdünnter Honig befindet (auf ein halbes Pfund Honig ein Schoppen Wasser). Der Topf wird mit seinem Inhalt in heiße Asche oder auf den warmen Ofen gestellt, doch darf die Flüssigkeit nicht ins Kochen kommen und die Steine müssen immer von der Flüssigkeit bedeckt bleiben, weshalb die letztere häufig nachgegossen wird. Hat man die Steine vierzehn Tage bis drei Wochen der Einwirkung des Honigs überlassen, so nimmt man sie heraus, wäscht sie ab und gießt in einem andern Topfe so viel käufliche Schwefelsäure darauf, daß sie davon bedeckt werden. Der Topf wird mit einer Schieferplatte bedeckt und in heiße Asche gestellt, um welche glühende Kohlen gelegt werden. Die porösern Steine, von den dortigen Technikern „weiche" Steine genannt, sind schon in wenigen Stunden gefärbt; andere bedürfen eines ganzen Tages, manche nehmen aber gar keine Färbung an. Durch das Einlegen der Steine in heißen Honig ist dieser in die Poren der Steine gedrungen und darin abgelagert worden. Die Schwefelsäure bewirkt die Verkohlung der eingedrungenen animalischen Substanz, und je mehr Kohle in den Steinen zurückbleibt, um so dunkler wird ihre Farbe, weshalb die weniger porösen Streifen grau oder braun, die mehr durchdrungenen aber schwarz werden. Die weißen und manche rothe Streifen nehmen gar keinen Honig auf; ihre Farbe erhält aber durch die Behandlung eine größere Intensität.

Außer diesem Hauptverfahren, durch welches die meist fahlgelben, im rohen Zustande unansehnlichen Steine aus Uruguay zu den prachtvollsten Onyxen umgewandelt werden, färbt man nach demselben Princip Steine gelb, grün und blau, indem man in ihre Poren haltbare färbende Substanzen durch verschiedene Behandlungsweise zur Ablagerung bringt. Viele Steine werden blos gebrannt und in dieser Weise die schönsten Karneole und Sardonyxe aus schlecht aussehenden Chalcedonen gemacht. Man trocknet zu diesem Behufe die rohen Steine vierzehn Tage bis drei Wochen lang auf einem sehr heißen Ofen aus, befeuchtet sie dann mit Schwefelsäure und legt sie in einen Tiegel, der mit einem Deckel verschlossen und bis zur Rothglühhitze in starkem Feuer erhitzt wird. Man läßt das Feuer langsam von selbst erlöschen und nimmt nach völliger Erkaltung die Steine heraus. Durch das Brennen wird das ursprünglich in dem Steine enthaltene Eisenoxydul oder Eisenoxydhydrat in Eisenoxyd verwandelt, und dessen Farbe tritt dann in dem dadurch geschaffenen durchscheinenden blutrothen Karneol lebhaft hervor. Sardonyxe werden die Steine durch das Brennen, wenn sie Streifen von Chalcedon enthalten, in welchen kein Eisen vorhanden ist; letztere erhalten durch die Hitze eine weit reinere Farbe, indem sie das Durchscheinende verlieren und milchweiß werden. Die kleinern Waaren werden vor dem Schleifen gebrannt, die größern, wie Dessertteller, Schalen, Vasen u. s. w., erst nachdem sie geschliffen sind; kleinere Stücke springen nicht leicht durch

das Brennen, aber bei größern ist dies öfter der Fall, weshalb man durch das Schleifen ihre Masse vermindert. Manche Arbeiter bewahren die beim Färben der Steine erworbenen besondern Vortheile als Geheimnisse.

Die Schleifmühlen, deren es im Jahre 1774 26 gab, sind bis auf 180 angewachsen, und mehr als die Hälfte der jetzt vorhandenen erst im letzten Jahrzehnd entstanden. In jeder Schleifmühle befinden sich vier bis fünf Schleifsteine von der Größe der größten Mühlsteine, welche vertical an einer gemeinschaftlichen Welle umgetrieben werden. Die Welle mit den Schleifsteinen steht durch ein gezahntes Rad mit der Achse eines oberschlächtigen Wasserrades in Verbindung. Die Schleifsteine sind feste, quarzige Sandsteine, welche aus der Gegend von Zweibrücken bezogen werden. Fast immer sind zwei Arbeiter nebeneinander an der breiten Oberfläche eines Steines beschäftigt. Bei der Auswahl der Schleifsteine ist übrigens große Vorsicht nöthig, da es früher mehrmals vorgekommen ist, daß ein Schleifstein infolge der großen Schwungkraft beim Arbeiten in Stücke zersprengt wurde, und daß eine solche Katastrophe Arbeiter erschlagen und selbst die ganze Schleiferei bis ins Dachwerk zerstört hat.

Das Schleifen selbst gewährt einen eigenthümlichen Anblick, denn die Schleifer liegen fast horizontal mit der Vorderseite des Körpers auf einem ausgehöhlten, langen Holzschemel und drücken entweder mit den Fingern oder mit Hölzern die zu bearbeitenden Steine gegen den sehr schnell umlaufenden Schleifstein, welcher durch ein darauf geführtes Gerinn immer naß erhalten wird. Er ist gewöhnlich nach der einen Seite der Schleiffläche mit Cannelirungen versehen, entsprechend allen gerundeten und winkeligen Formen, welche die geschliffenen Steine erhalten sollen. Die Schleifer können ihren Schemel beliebig wie einen Schlitten bewegen; sie stemmen sich dabei mit den Fußsohlen gegen Holzpflöcke, welche in den Boden befestigt sind. Dadurch erhalten sie eine große Kraft, um die zu schleifenden Steine fest an den Schleifstein drücken zu können. Die allerdings unbequeme Lage der Schleifer auf dem Bauche und der Brust ist unumgänglich nothwendig, denn dadurch werden sie in den Stand gesetzt, von oben herab mit den Augen den Schliff gegen den Schleifstein genau zu verfolgen und zu würdigen. Für die Gesundheit nachtheilig scheint diese Lage nicht zu sein, denn die Schleifer sind meist gesunde, kräftige Leute. Lange vermögen sie freilich diese Lage nicht auszuhalten, sondern müssen von Zeit zu Zeit sich aufrichten und eine stehende Stellung annehmen.

Die Schleifer haben eine große Geschicklichkeit, denn in wenigen Minuten wissen sie durch geschicktes Drehen zwischen den Fingern einem Klicker die vollkommenste Kugelform zu geben. Das Vertiefschleifen (Auskolben) bei Schalen, Vasen, Tabaksdosen, Präsentirtellern u. s. w. geschieht mittelst kleiner rotirender Schleifsteine, welche in ihren Dimensionen den zu bewirkenden Aushöhlungen entsprechen; das Bohren durch umlaufende Bohrer mit Diamantspitzen oder durch stählerne Bohrer unter Anwendung von Diamantstaub; das Poliren endlich auf vertical oder horizontal um-

laufenden Blei- oder Zinnscheiben unter Beihülfe bolusartiger (eisenoxyd-haltiger) Erde und Wasser. Fast zu allen Maschinen wird die Wasserkraft benutzt. Uebrigens trägt die Theilung der Arbeit viel zur Schönheit der Arbeiten bei. Die Schleifer besorgen weder das Zerschneiden, noch das Durchbohren der Steine, wie es für Arm- und Halsschnüre zum Schmucke, zu Messerstielen u. s. w. nöthig ist; damit beschäftigen sich andere Arbeiterklassen. Der Ankauf der rohen Steine geschieht meist durch die eigentlichen Händler mit Achatwaaren, welche dieselben den Schleifern in Arbeit geben, um bestimmte Gegenstände daraus zu fertigen; ihre Bezahlung erhalten die letztern nach dem Stück oder Dutzend der abgelieferten Gegenstände.

Die Handelsleute lassen auch viele Achatwaaren in vergoldeten Tombad fassen. Man nennt diese Arbeiten Bijouterie fausse, und die Arbeiter selbst nennen sich seltsamerweise „Goldschmiede", obgleich sie mit dem edlen Metall nie etwas zu thun haben. Die Fassungen in Gold geschehen in Paris, London und Birmingham. Die Tombackfassungen beschäftigen aber einen bedeutenden Theil der Bewohner von Birkenfeld, und die Menge der in dieser Weise gefaßten Achate soll sogar viel größer sein als die der ungefaßten. Die sogenannten Goldschmiede theilen sich in verschiedene Klassen, von denen jede nur eine bestimmte Art der Arbeit, das Prägen, Graviren der Modelle, eigentliche Fassen, Vergolden u. s. w. übernimmt. In Idar werden auch schöne Cameen in antiker Art für Brust- und Armspangen und Gürtelschlösser geschnitten, die mit den italienischen an Schönheit der Ausführung wetteifern.

Die Achatwaaren, welche auf diese Weise im Birkenfeldischen gearbeitet und weit und breit verführt werden, sind sehr mannigfaltig; es gehören dazu Ringsteine, ganze Ringe, Ohrringe, Stecknadeln, Gürtelschnallen, Armbänder, Halsbänder, Spielwaaren, Schachspiele, Klicker, Toilettkästchen, Kaffeetassen, Dessertteller, Saucièren, Schalen, Vasen, Messerstiele, Feder- und Bleifederhalter, Petschafte, Reibschalen, Polirzähne für Buchbinder und andere Handwerker, Glättsteine und Walzen für verschiedene Fabriken u. s. w., auch sogenannte Cabinetsteine für Mineralsammler (auf einer Seite angeschliffene Achatmandeln). Die Arbeiten haben bei allen großen Industrieausstellungen der letzten Jahrzehnde die höchste Anerkennung gefunden, sind auch oft durch Preise gekrönt worden. In den Lagern der Steinhändler zu Oberstein und Idar gewinnt man gleichwol nur eine geringe Anschauung von der Mannigfaltigkeit und Schönheit dieser Waaren, da die fortwährenden Bestellungen und Versendungen die Vorräthe selten groß werden lassen. Dagegen findet man an vielen Punkten der Erde, die vielfach von Reisenden besucht werden, stehende größere Niederlagen, so zu Chamouny am Montblanc wie am Niagarafalle in Nordamerika. Das Seltsamste aber ist, daß man die Birkenfeldischen Steine für solche ausgibt, welche in den Gebirgen an jenen berühmten Orten gefunden werden, um dadurch um so mehr zu ihrem Ankaufe zu reizen.

VII.

Gemeinnützige Belehrungen.

Gesundheitspflege.

Der Tabak und seine Wirkung.

Es muß ein tieferer Grund als der des zeitgemäßen und wechselnden Geschmacks in der Natur verborgen liegen, daß sich jedes Volk wenigstens ein erregendes oder berauschendes Mittel zum täglichen Genuß erkoren hat. Die afrikanischen Negervölker lieben den Palmwein aus dem Safte der Ganuitepalme, die Tartaren und Steppennomaden Mittelasiens den aus Stutenmilch bereiteten Kumiß, die Mexicaner die Pulque, ein Getränk aus dem Safte der Nopalstaude (hundertjährige Aloë) und die aus der Kakaobohne bereitete Chocolade; in Abyssinien und Arabien trinkt man den Kaffee; bei den Nubiern bereiten freigelassene Sklavinnen ein weiniges Getränk, Buza, das sie Om Bülbül, Mutter der Nachtigall, nennen, weil es die Trunkenen zum Singen reizt; in Syrien, in der Levante, in Persien und vielen Orten Indiens berauscht man sich im Hanfopium oder Hachich, durch dessen Rauch sich nach Herodot's Aussage schon die alten Scythen betäubten. Das Opium aber, der Saft der Mohnpflanze, vertritt bei den Orientalen und Südasiaten die Stelle der weingeistigen Getränke, die der Islam verbietet; in China raucht man ebenfalls Opium und trinkt den Thee. Die germanischen Völker liebten von jeher Wein, Branntwein und Bier. Sollte es wirklich, wie Einige meinen, in der menschlichen Seele einen natürlichen Trieb geben, sich über die von der Cultur gesetzten Schranken zurückzuschwingen, um sich aufs Neue in einem dem Urzustande annähernden halbthierischen Leben bewegen zu können? Man will allerdings gefunden haben, daß nur die rohesten Völker, die Pescherähs, die Eskimos und die Buschmänner ursprünglich keine Rauschmittel gekannt und solche erst bei der Berührung mit civilisirten Völkern erhalten haben, und daß die Mannigfaltigkeit der Berauschungsmittel eines Volks mit der Zunahme seiner Civilisation steigt. Aber schon die rohen Völker in Kamtschatka und Ostsibirien gebrauchen den Fliegenschwamm als Berauschungsmittel, die Völker des südlichen Asiens Betel, Kaschu und Gambir, und der Malaye begnügt sich nicht einmal mit dem Betel, sondern bereitet sich außerdem aus dem Rauschpfeffer das Getränk Kawa. Die wilden Indianer Südamerikas lieben das

berauschende Getränk Massato, das Kasiri und Cicha, die Bewohner des Laplatagebiets den Maté oder Paraguaythee, die der Moskitoländer die aus Ananas bereitete Mischla, und am Amazonenstrom genießt man das Guarana aus den Blättern der Paullinia sorbilis, während der Peruaner die betäubenden Blätter der Coca (Erythroxylon) kaut. Ebenso genießen die Neger Blätter vom Affenbrotbaum, und nach den ältesten Nachrichten über die Hottentotten war unter ihnen Berauschung durch Rauchen der schädlichen Dachapflanze, ähnlich dem Bang, wilden Hanf in Ostindien, sehr allgemein, und diese wurde nur später mit Berauschung in Branntwein vertauscht. Läßt sich aus dieser Reihe von Erscheinungen in der That der Schlüß ziehen, daß die Berauschung ein unumgängliches Bedürfniß ist, dem die Völker instinctmäßig und zwar mit vollem Recht nachgeben? Eine innere Nöthigung mag vielleicht vorhanden gewesen sein, als sich die Urbewohner Nordamerikas, die Mexicaner und Peruaner, dem Genusse des Tabakrauchens hingegeben haben. Was aber nöthigte die Völker von höherer sittlicher Bildung, welche mit jenen durch die Entdeckungsreisen des Columbus in Berührung gekommen waren, sich gar bald die Sitte des Tabakrauchens gleichfalls anzueignen, und warum verbreitete sie sich so rasch über fast alle Völker der Erde? Es liegt kaum ein Beispiel vor, daß irgend ein nichtrauchendes Volk mit einem rauchenden in Verbindung gewesen und nicht auch diese Gewohnheit angenommen hätte. Diese Thatsache erklärt sich nicht aus der bloßen Nachahmungssucht, sondern scheint offenbar auf einen im Innern der Menschen wohnenden Trieb hinzuweisen, der um so unwiderstehlicher ist, als er wie jeder Trieb aus dem Nervensystem stammt und durch eine eigenthümliche Reizung der Nerven, wie sie der Tabak gewährt, seine unmittelbare Befriedigung erhält. Dabei ist besonders zu berücksichtigen, daß diese so ungemein beliebt gewordene Tabakspflanze in außerordentlich vielen Ländern und Klimaten, unter den mannigfachsten Culturverhältnissen gezogen werden kann, und nur die Kartoffel läßt sich in dieser Beziehung mit ihr vergleichen.

Der Tabak spielt im Leben des echten Rauchers eine große Rolle, und durch seine von uns angedeutete große Verbreitung über die Erde, durch seine schnell steigende Consumtion und Production ist er für die physiologische Entwickelungsgeschichte der Menschheit von großer Bedeutung; denn sein unabweisbares Eingreifen in das Leben der Völker ist ein wichtiges Stück aus der Geschichte ihrer Sitten, ihrer mercantilischen, nationalökonomischen und industriellen, ja sogar politischen Thätigkeit. Ein Artikel, der jährlich in so großen Massen verbraucht wird, daß man berechnet hat, es seien ungefähr 800 Millionen Menschen, welche etwa 5000 Millionen Pfund Tabak nöthig haben — ein solcher Artikel hat gewiß seine Stelle in der Culturgeschichte. Allein nur an der physiologischen Einwirkung auf den Einzelnen läßt sich fürs Erste ermessen, ob er durch seine Verbreitung nachtheilig wirkt, oder ob er den Beruf eines

Wohlthäters der Menschheit hat. Der Einfluß des narkotischen Gewächses auf den Einzelnen läßt sich leichter ermessen, als der auf große Massen, denn uns fehlen für den letztern statistische Nachweise, welche für die größere Erkrankung und Sterblichkeit tabakrauchender Völkerschaften angeführt werden könnten. Und so deutlich spricht sich das Tabaksgift in der Physiognomie des dasselbe genießenden Volks nicht aus, wie sich das Elend der Opium rauchenden, der Hachich genießenden, der Coca kauenden, der Branntwein trinkenden Völker recht augenfällig in ihrer körperlichen und geistigen Verkommenheit zeigt. Sollte eine mit dem Tabakverbrauch gleichen Schritt haltende physische und sittliche Verschlechterung der tabakrauchenden Nationen stattfinden, so müßte sie allerdings gar bald an manchen Orten zu Tage treten; denn in einzelnen Theilen der Welt steigt jetzt der Tabaksverbrauch in ungeheuerm Maße. Daß so viele bedeutende Männer dem Tabak ihren Tribut zahlten, ohne an ihrer Genialität sichtlich einzubüßen, wie Friedrich der Große, Prinz Eugen, Milton, Lord Byron, Baco, Walther Scott, Kant, Herder, Klopstock, Schiller, Newton, Fr. Hoffmann, Haller, Boerhave, Napoleon u. s. w., können wir ebenso wenig zum Vortheil als zum Nachtheil des Tabaks anführen.

Keine politische, kirchliche oder moralische Macht ist im Stande gewesen, den Kampf gegen die Sitte oder sagen wir lieber Unsitte des Tabaksgebrauchs siegreich zu bestehen; ja bei der unaufhaltbaren Verbreitung fesselten sogar die Staaten ihr eigenes ökonomisches Interesse an denselben, indem z. B. Frankreich und Oesterreich den Tabak zum Regale und zu einer guten öffentlichen Einnahme machten. Ueber die Entstehung des Tabaksmonopols in Oesterreich schreibt Vehse, daß, als es dem Kaiser Leopold von Oesterreich an Geld für seine Jagden im Lande unter der Enns fehlte, sich die Juden erboten, ein solches vorzuschießen, wenn er ihnen dafür das Monopol der Tabakseinfuhr auf zwölf Jahre für den District gäbe. Der Kaiser willigte darein, und der Jesuit-Beichtvater Müller schloß darauf ähnliche Contracte für die andern Provinzen, die dem Hofe und den Jesuiten die Taschen füllten. Heute kommt die Steuer dem Lande zugute und erweist sich als ebenso zweckmäßig wie sie einträglich ist.

Wer nicht mit mercantilischen Zahlen vertraut ist, dem schwindelt fast der Kopf bei einem Blick auf die Zahlen, welche Zeugniß ablegen für den kolossalen Verbrauch des Tabaks. Die Vereinigten Staaten stehen nicht blos in der Erzeugung, sondern auch im Verbrauch allen Staaten voran. Sie erzeugten im Jahre 1850 199,752,655 Pfund, und verbrauchten im Jahre 1851 81,933,752 Pfund bei 23,089,972 Einwohnern, also 3 Pfund 8 Unzen auf den Kopf, während der Verbrauch des Zollvereins bei 32,549,000 Einwohnern 42,720,563 Pfund oder 1 Pfund 5 Unzen auf den Kopf betrug; die Frankreichs 40,943,088 Pfund bei 35,400,486 Einwohnern oder 1 Pfund 2½ Unzen auf den Kopf; die Großbritanniens 28,062,978 Pfund bei 27,435,325 Einwohnern oder 1 Pfund ⅓ Unze auf den Kopf. Jetzt rechnet man im deutschen Zoll-

verein $2^2/_3$ Pfund auf den Kopf, in Preußen sogar fast 3 Pfund. In Dänemark ist der jährliche Verbrauch durchschnittlich $4^1/_2$, in Belgien $4^3/_5$ Pfund auf den Kopf.

Wie schnell sich der Tabaksverbrauch steigert, zeigt Frankreich; dort kamen im Jahre 1789 auf den Kopf 238 Grammen Tabak jährlich, von denen $^1/_{12}$ geraucht und $^{11}/_{12}$ geschnupft wurden. Im Jahre 1850 kamen schon 537 Grammen auf den Kopf; ein Franzose verbraucht also ebenso viel wie ein Russe, zwei Mal so viel als ein Italiener, drei Mal weniger als ein Deutscher oder Holländer, und vier Mal weniger als ein Belgier. Von den 537 Grammen wurden nur 189 geschnupft und 348 geraucht. Im Jahre 1851 fabricirte der Staat etwa 20 Millionen Kilogrammen und der Nettobetrag des Tabaksmonopols betrug 90 Millionen Francs. In Paris wurde 1839 nur für $9^1/_2$, 1854 aber nahezu für 18 Millionen Francs Tabak verbraucht, also auf den Kopf etwa 50 Pfd. jährlich.

In Oesterreich wurden 1851 60,140 Ctr. Schnupftabak, 355,972 Ctr. Rauchtabak, 454,209,997 Stück Cigarren, im Ganzen 452,175 Ctr. verbraucht. Im Jahre 1856 stieg der Verbrauch auf 63,342 Ctr. Schnupftabak, 555,994 Ctr. Rauchtabak, 945,382,533 Stück Cigarren, im Ganzen 692,621 Ctr. Im Jahre 1851 wurden demnach bei 35,775,836 Individuen 1,26 Pfd., im Jahre 1856 bei 39 Millionen 1,77 Pfd. auf den Kopf verbraucht. Die Einnahmen hierfür waren im Jahre 1856 49,043,449, die Ausgaben 20,485,922, der Ueberschuß also 26,557,517 Gulden.

Die Einfuhr ausländischen Tabaks in die deutschen Staaten ist ungemein groß und nicht genau zu berechnen. In den Zollverein mögen zwischen 3—400,000 Ctr. Tabak und 40,000 Ctr. Cigarren eingeführt werden. Als jährliche eigene Erzeugung einiger deutscher Länder nimmt man an: Preußen 225,091 Ctr., Bayern 111,177, Sachsen 1,200, Württemberg 61,000, Baden 110,000, Kurhessen 3,955, Großherzogthum Hessen 13,608, Thüringen 3,721, Braunschweig 258 Ctr.; zusammen 518,732 Ctr. In der Pfalz hat der Tabaksbau so zugenommen, daß man die Ernte des Jahres 1856 auf 120,000 Ctr. mit einem Werthe von zwei Millionen Gulden anschlägt.

Von den vielen im Handel vorkommenden Tabakssorten wollen wir nur einige nennen. Aus Südamerika erhalten wir den milden, weichlichen Varinas, Kanaster, der fast nur in der Pfeife geraucht wird, Oronoco-, Cumana- und Brasiltabak. Cuba oder Habanna liefert als beste Sorte den Cabanas und ist das Ideal des Cigarrenrauchers; die Cuba genannte Sorte wird bei St. Jago de Cuba gebaut; das Blatt ist dunkel, gesättigt, narkotisch; der von Domingo ist leichter, nicht so beweglich, hat aber feinen Geruch; der Portorico kommt in Rollen und ist schwer und edel. Nordamerika sendet den goldgelben, süßlichen Maryland, den großblätterigen Ohio, den fetten Virginia, den öligen und wohlriechenden Kentucky

(Kautabak), den Alabama, (Schnupftabak), Louisiana und Florida. Von Asien erhalten wir den Java, ein großes, gelbes Blatt mit Erdgeschmack; den Manilla, bei dem der Mantel der Cigarre mit einem Gummipflanzensafte verklebt wird, welcher opiumähnlich einen Rausch erzeugt. Holland besitzt im Amersforter seine beste Sorte, Frankreich in dem aus Languedoc, aus dem Elsaß und aus der Gegend von Dünkirchen. Deutschland hat guten Tabakbau in der Pfalz, bei Hanau, Nürnberg, Sorau in der Lausitz, Göttingen u. s. w. Von russischen Sorten sind am bekanntesten die von Sarepta, und der ölige von Saratow. Ungarischer und türkischer Tabak ist in den hellen Sorten flau und gehaltlos, der schwerere ist erdig und brandig, hat jedoch im Arom viel Orientalisches.

Die Behandlung und Zubereitung des Tabaks erfordert mannigfache Manipulationen. Die Abnahme des Blütenstengels verschafft den Blättern üppigeres Wachsthum. Die Ernte der Blätter muß mit Umsicht geschehen; die Blätter werden alsbald sortirt und gut getrocknet; dann werden dieselben, in kleine Bunde gebracht, in Fabriken verkauft, oder, wenn dies nicht angeht, in Haufen gesetzt und hierdurch eine Gährung in ihnen erzeugt. Eine im Mai des folgenden Jahres wiederum eintretende Gährung muß ebenfalls zweckmäßig geleitet werden; doch ist diese Nachgährung in warmen Ländern, der eigentlichen Heimat des Tabaks, nicht nöthig. In Fabriken wird dann der Tabak einem ziemlich umständlichen, durch die Praxis erprobten Verfahren unterworfen, bei dem die Zusätze und Beizen der geringern Sorten eine große Rolle spielen. Das Mischen der verschiedenen Sorten, das Sortiren der Blätter für die Cigarren, das Entrippen der Blätter, das Wickeln oder Spinnen, die Wahl der Einlage, des Umblatts und Deckblatts für die Cigarre, die Fabrikation des Schnupf- und Kautabaks erheischen viel Mühe und Sorgfalt.

Die chemischen Stoffe, denen der Tabak seine eigenthümliche Wirkung verdankt, sind: 1) Ein schwindel- und brechenerregendes Oel, das freilich nur zu $^1/_{38}$ Procent, also zu 2 Gran in einem Pfunde enthalten ist. 2) Ein flüchtiges Alkaloid, das furchtbare Nicotin, von dem ein einziger Tropfen hinreicht, einen Hund zu tödten, dessen Dampf etwas so Angreifendes hat, daß man kaum noch in einem Zimmer athmen kann, in welchem ein einziger Tropfen davon verdampft worden ist, und das zu 2 bis 3 Procent in den trockenen Blättern enthalten ist, sodaß man mit dem Rauche von noch nicht einem halben Loth Tabak möglicherweise 2 bis 8 Gran eines der feinsten Gifte in den Mund ziehen kann. 3) Ein noch wenig bekanntes brenzliches Oel, das in seinen Wirkungen der Blausäure nahe kommen soll. Die Wirkung dieser drei Stoffe auf den Raucher wird, wie Johnston mit Recht hervorhebt, je nach Form und Einrichtung der Pfeife oder Cigarre eine sehr verschiedene sein. So halten die türkischen und indischen Pfeifen, bei welchen der Rauch des langsam glimmenden Tabaks allmälig in Blasen durch einen Wasserbehälter geht, einen großen Theil der giftigen Wirkung zurück, sodaß

der Rauch viel milder in den Mund gelangt. Ebenso sammeln sich in dem Abguß der deutschen Pfeifen die gröbern Theile der öligen und anderweitigen Verbrennungsproducte an, während von der Cigarre, namentlich, wenn sie bis zu Ende geraucht wird, fast alle Verbrennungsproducte in den Mund des Rauchers gelangen.

Die Tabakkauer und Tabakschnupfer erleiden natürlich die Wirkungen des giftigen brenzlichen Oels nicht, welches sich erst bei der Verbrennung des Tabaks bildet, und auf sie wirken blos das natürliche flüchtige Oel und das Nicotin. Aber auch letztere beiden Bestandtheile werden bei der Bereitung des Schnupftabaks durch die zweimalige Gährung und das künstliche Trocknen oder Rösten zum großen Theile ausgetrieben oder zersetzt, sodaß der Schnupftabak viel ärmer an wirksamen Bestandtheilen ist als das natürliche Blatt. Die Chemie hat genügende Gründe für die lange feststehende Entscheidung des Geschmacks aufgefunden. Diese Wissenschaft zeigt, daß das natürliche flüchtige Oel in den grünen Blättern nicht vorhanden ist, sondern sich erst während des Trocknens bildet; so erklärt sich, weshalb das Verfahren beim Trocknen Einfluß auf das Aroma und die Stärke des Tabaks hat. Die Chemie zeigt ferner, daß im besten Habannatabak das giftige Nicotin in der geringsten Menge und in der größten in dem virginischen und französischen Tabak enthalten ist. Dies ist ein natürlicher und guter Grund für den Vorzug, welchen die Cigarrenraucher, die alle Verbrennungsproducte einsaugen, der Habannacigarre geben. Die Chemie weist endlich nach, daß die beiden giftigen Bestandtheile des Tabaks flüchtig sind und daher langsam an der Luft entweichen. So erklärt sich, weshalb die Tabaksblätter und Cigarren an Güte gewinnen und gleich einem guten Wein durch das Alter einen höhern Werth erhalten.

Hinsichtlich der Wirkungen des Tabaks gaben die Eingeborenen Amerikas den Entdeckern dieses Welttheils an, daß er ihren Hunger und Durst vermindere. Diese Bemerkung ist ganz richtig, allein er betäubt nur das Nahrungsbedürfniß und ist deshalb noch kein Nahrungsmittel. Man kann das Tabakrauchen unter jene Mittel rechnen, welche den Stoffwechsel im Körper verlangsamen, indem sie eine schnelle Consumtion der Körpersubstanz verhindern. Das Rauchen hat gewissermaßen beruhigende Eigenschaften für das Nervensystem. So gewiß freilich im Anfange durch Tabaksgenuß mannigfache Störungen im Körper veranlaßt werden, so lehrt doch andererseits die tägliche Erfahrung nicht minder, daß derselbe bei den einmal daran Gewöhnten weder so gute, noch so schlimme Wirkungen hervorbringt, wie sie ihm einerseits von seinen allzu eifrigen Freunden, andererseits von den mit seinen Tugenden unbekannten Gegnern beigelegt werden. Das Tabakrauchen macht auf fast Jeden, der es zum ersten Mal versucht, einen schlimmen Eindruck: es erfolgt Schwindel, Uebelkeit, Erbrechen. Bald aber erholt sich der Angegriffene. Der Raucher genoß hier nicht den Sinnenkitzel wie der Opiumesser, aber meist greift er nicht

lange nach überstandenem Katzenjammer abermals zur Pfeife oder Cigarre. Wir mögen es allerdings nicht vergessen, daß die örtlichen Wirkungen des Rauchens, Schnupfens und Kauens auf Mund- und Nasenhöhle, auf Zähne, Magen und Darm mitunter sehr bedenklich sind; Einzelne vertragen in keiner Weise den Gebrauch des Tabaks; diese sowol als auch jene, welche sich einem Uebermaße des Tabaksgenusses ergeben, sind es, auf deren Aussehen sich die Gegner des Tabaks vorzugsweise berufen. Ihr zahnloser oder mit gelbgewordenen Zähnen bedeckter Mund, ihre stets schleimig belegte Zunge, ihr unangenehm riechender Athem, ihre fahle Gesichtsfarbe, ihre trüben Augen, ihre schlaffen Züge, ihre Magerkeit, ihre grämliche Stimmung deuten auf ein tiefes Leiden der Ernährung, das sie meist nicht ihrer Lieblingsgewohnheit des Rauchens beimessen mögen, welches sie aber ebenso sicher zum Rand des Grabes führt, wie jedes langsam wirkende Gift. Ihnen ist als einziges Rettungsmittel die schnellste Entsagung anzurathen. Aber nicht das bekanntlich von Bocarmé zum fürchterlichen Mord benutzte Gift, das Nicotin, ist in solchen Fällen das schädliche Princip, wie man oft sagen hört; denn dieser Stoff ist außerordentlich flüchtig und kommt beim Rauchen schon deshalb kaum in den Körper, außerdem ist er zum größten Theile schon beim Auslaugen des Tabaks verloren gegangen und fast nur im grünen Blatte, im getrockneten nur in geringer Menge zu finden. Das flüchtige und bewegliche Oel ist das schädliche Princip, das beim Rauchen und Kauen genossen wird und reizend auf die Schleimhäute, störend auf die Verdauung und auf das gesammte Nervenleben wirkt. Hat aber der Körper durch allmälige Gewöhnung die Nachtheile überwunden, die beim Rauchen von diesem Princip aus drohen, so wird unter gewissen Beschränkungen das Behagen an der Cigarre und Pfeife nicht mehr mit Verlust der Gesundheit erkauft. Der Tabak dient dann nicht blos als diätetisches Mittel zur Verlangsamung des organischen Stoffumsatzes, sondern auch zur angenehmen Belebung der Sinne, fast wie der Kaffee, als Mittel gegen Langeweile wie gegen Abstumpfung und Ermattung durch gewisse einförmige oder anstrengende Geschäfte. Das ist seine Aufgabe für das geistig-sittliche Leben. In dieser Hinsicht sagte neulich ein Schriftsteller über den Tabak: „Der Jäger, der tagweise in den Wäldern zubringt und der, wenn ihm vielleicht der Mundvorrath ausgeht, weiß, daß wenn er seine Pfeife geraucht hat, er den Hunger weniger fühlt; der Mann, den trübe Gedanken peinigen, und der zur Pfeife greift, weil ihn die Erfahrung gelehrt, daß er dann seinen Kummer leichter trägt; der Gelehrte, welcher in seiner stillen Studirstube sich behaglich in blaue Wölkchen hüllt, und weiß, daß er leichter arbeitet und länger aushält, wenn er raucht: sie Alle haben mit voller Ueberzeugung den Tabak aufgenommen, nicht eines flüchtigen Sinnesrausches halber, den er auch gar nicht bietet, sondern weil sie die Erfolge kennen gelernt haben, weil sie wissen, daß er den Hunger unfühlbar macht, daß er gleich dem Weine die Sorgen vertreibt und ganz ähnlich dem Kaffee auf-

heitert und zugleich zur Thätigkeit anregt. In der That ist kaum ein anderes Mittel vorhanden, welches alle diese Eigenschaften in sich vereinigt, und zugleich keines, welches weniger schädlich auf die Gesundheit einwirkt, wenn es länger gebraucht wird, während es auf der andern Seite im Anfange bei den meisten Individuen wirklich krankhafte Erscheinungen hervorruft."

Die Nachtheile des Tabaks sind häufig sehr übertrieben worden. Dahingegen hat neuerlich ein italienischer Arzt, Quaglino, gestützt auf Versuche mit Nicotin an Thieren und auf statistische Nachrichten über den Einfluß des Rauchens, Schnupfens und Kauens auf den menschlichen Organismus, bewiesen, daß der Tabak, obgleich er in großer Menge gebraucht gleich dem Nicotin Lähmung des Rückenmarks und des Gehirns herbeiführt, dennoch, in kleinen Mengen benutzt, wie er beim Rauchen, Kauen und Schnupfen dem Organismus zugeführt wird, an sich keine schweren Zufälle bedingt, außer wenn bereits krankhafte disponirende Ursachen, namentlich Blutstockungen im Unterleibe, vorhanden sind, welche durch den lähmenden Einfluß des Nicotin gefördert werden.

Ueber das widerliche Kauen des Tabaks wollen wir kein Wort verlieren, denn es erscheint wol nur denjenigen angenehm, welchen das Rauchen nicht gestattet oder zu theuer ist. Die Matrosen und die Hinterwäldler in Kentucky wollen wir nicht als die maßgebenden Lobredner dieses sonderbaren Genusses herbeirufen. Die Wirkungen des Schnupftabaks sind, wenn dessen Gebrauch nicht übertrieben wird, die unschuldigsten, wenigstens erregt er nur bei nervösen Individuen krankhafte Erscheinungen; gewöhnlich wirkt er als leichter Sinnenkitzel aufregend und erheiternd. Allein vor Einem müssen wir dringend warnen. Es haben sich nämlich in neuester Zeit außerordentlich viele Sorten Schnupftabak als bleihaltig und deshalb als giftig ausgewiesen. Die Flüssigkeit des Tabaks löst das Blei aus der Verpackung auf, und das Auskunftsmittel einiger Fabrikanten, zwischen Bleihülle und Tabak Papier zu legen, hat sich ebenso wenig als schützend bewährt, wie das von der französischen Regierung gesetzlich angeordnete Verzinnen des Bleis. Vollkommen beseitigt kann die Bleihaltigkeit nur werden durch Verpackung des Tabaks in Zinnfolien. Bisweilen fand man aber auch Blei in solchem Tabak, dessen Packete nicht in Blei, sondern in Stanniol verpackt waren, und in diesen Fällen enthielt wahrscheinlich schon die Sauce des Tabaks Blei. Man gibt aber auch dem Schnupftabak eine der Gesundheit schädliche schwarze Färbung durch Schwefelspießglanz und durch Eisenvitriol. Nur die Chemie ist im Stande, solche Zusätze nachzuweisen, wie sie noch neuerlichst auch Arsenik, obschon in sehr geringen Mengen, nachgewiesen hat. Wie in vielen Dingen heißt es auch hier: Prüfet Alles und das Gute behaltet!

Die Hantelübungen als Zimmergymnastik.

„Leben ist Bewegung, Bewegung ist Kraft, Kraft ist Gesundheit", das ist ein unumstößliches Gesetz für die physiologische Auffassung des menschlichen Lebens, weshalb auch die regelmäßige Uebung der willkürlichen Muskelkraft zu allen Zeiten als ein vorzügliches diätetisches Mittel in Achtung gestanden hat. Mit großem Erfolge benutzte man methodische Leibesübungen als das echte Heilmittel für Solche, deren Lebensweise die Muskelübung ausschließt, um sie dadurch unter gleichgünstige diätetische Verhältnisse zu stellen mit Jenen, die gewöhnlich nicht an den modernen Schwächezuständen des Verdauungs- und Nervensystems leiden, mit den Landbewohnern und mit Allen, die energische Muskelarbeit zu verrichten pflegen.

Für Viele ist es aber schwierig, sich die unzweifelhaft günstigen Resultate der zu einer diätetischen Kunstübung ausgebildeten Turnkunst zu sichern, da es nicht Jedermanns Sache ist, sich unter die Jugend zu mischen und an ihren gymnastischen Uebungen theilzunehmen, oder sich in Turnübungen zu versuchen, die mit seiner Körperkraft oder mit der Steifheit seiner Glieder im Widerspruch stehen.

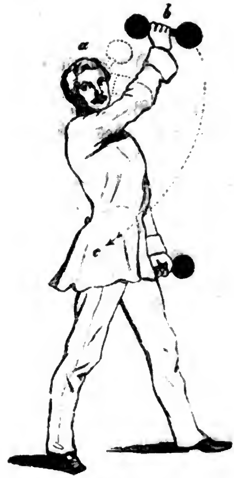
Darum hat man sich mit verschiedenen Ersatzmitteln zu helfen gesucht welche die Stelle der natürlichen Leibesübung oder der künstlichen Gymnastik vertreten sollen. Darunter ist die bekannte Gymnastik mit Hanteln oder gußeisernen Kugeln als ein bewährtes Hülfsmittel hervorzuheben, das von Vielen nur deshalb unbenutzt blieb, weil sie auch mit diesem schon den Griechen und Römern gebräuchlichen einfachen Werkzeuge nicht umzugehen verstanden. Dem Bedürfnisse dieser Leute ist neuerdings ein Werkchen zu Hülfe gekommen, das sehr faßlich die Eigenthümlichkeiten der Hantelübungen darstellt, ihren Gebrauch durch 20 Abbildungen verdeutlicht und als ein sicherer Rathgeber zu betrachten ist, um die Verwendung nützlicher Leibesübungen zu lehren. „Hantelbüchlein für Zimmerturner. Ein Beitrag zur praktischen Gesundheitspflege von Moritz Kloß"*) heißt das soeben erschienene zweck- und zeitgemäße Turnbüchlein, das auch Diejenigen, welche nicht viel Zeit, wenig Geschick oder keine Gelegenheit zum Turnen haben, in den Stand setzt, sich die Wohlthat einer angemessenen Leibesübung zu verschaffen.

Schon ein flüchtiger Blick in das Hantelbüchlein wird den Leser von dem großen Nutzen dieser Uebungen für Diejenigen, welche eine sitzende Lebensweise führen, überzeugen. Sie erfordern kein kostspieliges Geräth, keinen besondern Platz, können zu jeder Zeit im eigenen Zimmer vorgenommen werden, und nehmen Körpertheile in Anspruch, deren Kräftigung gewöhnlich von den Meisten vernachlässigt wird.

*) Leipzig, 1858. Preis 10 Ngr.



Das Armkreisen, Armbeugen und Armstoßen.



Die Reiterhiebe.



Der Sägemann.

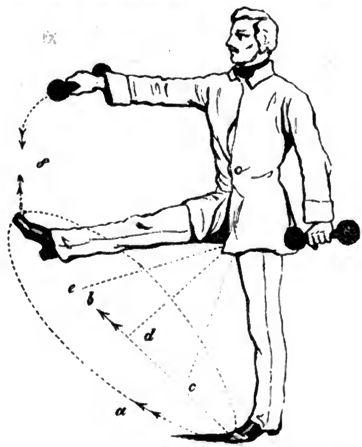


Das Schwingen der Hanteln.

Da wird zunächst die systematische Anwendung einer Reihe von Armübungen gelehrt, wie das Armheben und Armschwingen, die Schulterprobe,



Das Stoßhauen.



Das Spreizen der Beine.



Die Stampfe.



Der Stoßwurf.

das Armkreisen, das Armbeugen und Armstoßen, das Aufschwingen der Hanteln, die Reiterhiebe, das Unterarmkreisen, das Stoßhauen, das Hand-

kreiseln u. s. w., alles vortreffliche Uebungen, welche das gesammte Muskelsystem an den Schultern und dem obern Theile des Rückgrats ergreifen und einen heilsamen Einfluß auf die Brust und die Athmungswerkzeuge ausüben. Die so nöthige Ausweitung des Brustkorbes wird durch diese Hantelübungen wesentlich befördert; zugleich regen dieselben die Respiration bedeutend an, und befördern eine ganz methodische Cultur des Athmungsprocesses durch Kräftigung der Lungen. Brustbeklemmungen, Tuberkeln, Hustenanfälle und jenes ganze Heer der mörderischen Lungenkrankheiten, welche so Viele dahinraffen, können im Keime erstickt oder in ihren ersten Anfängen beseitigt werden durch die sorgsame Anwendung der Hantelgymnastik. Die specielle diätetische Bedeutung aller dieser Uebungen wird im Hantelbüchlein nachgewiesen und ihre richtige Anwendung sehr klar beschrieben.

Wie die vorgedachten Uebungen in Beziehung stehen zu den Organen der Brusthöhle und deren Functionen, so folgt dann eine weitere Reihe von Hantelübungen, die förderlich auf die Functionen der Unterleibsorgane einwirken durch Uebung der untern Gliedmaßen. Da stoßen wir auf die Fechterstellung, auf das Hebbeugen und Senkbeugen der Beine, auf den Stoßwurf, das Drehschwingen, das Knickschwingen, das Verlegen der Hanteln, die Stampfe und den Sägemann. Alle diese Uebungen sichern jene wohlthätigen Einflüsse auf den Körper, die im Allgemeinen von jeder rüstigen Leibesbewegung herzuleiten sind; sie haben aber noch ihre besondere vorbauende oder heilende Bedeutung für Zustände des Unterleibes, wie schwache Verdauung, Leibesverstopfung, Hämorrhoidalzustände u. s. w., wie das in specie nachgewiesen wird.

Das Büchlein bietet aber nicht etwa blos eine dürre Beschreibung der Hantelübungen, sondern sagt Alles, was dem Laien über eine gymnastische Diätetik zu wissen nöthig ist, die in den Hantelübungen ihren Mittelpunkt findet. Ein Kapitel handelt von der Bestimmung der Hanteln, ein anderes gibt die nothwendigen Regeln für den Betrieb der Hanteln, ein drittes zeigt die besondern Rücksichten, welche bei Krankheitszuständen zu nehmen sind u. s. w. Die Uebungen sind in ziemlicher Mannigfaltigkeit beschrieben und so übersichtlich dargestellt, daß Jeder das ihm Passende und Zusagende herausnehmen und für die heilsame und erfrischende Uebung seiner Leibeskräfte benutzen kann. In besondern Lectionen für Anfänger, Geübtere und Geübte wird überdies gezeigt, wie die Hantelübungen für den Zweck harmonischer Leibesübung zusammenzustellen sind.

Wer diese Uebungen mit Besonnenheit und Umsicht benutzt, wird die guten Folgen für Kraft und Gesundheit sicher verspüren; denn wenn die Gymnastik auch nicht alle Krankheiten aus der menschlichen Gesellschaft verbannen kann, so wird sie sich doch stets bewähren als ein gar treffliches Präservativ gegen die jetzt so häufig vorkommenden leiblichen Schwächezustände, unter denen so unendlich Viele ihr Leben kümmerlich hinschleppen.

Unschädliche Fußbekleidung.

Der wichtige Theil unserer Kleidung, welcher dazu bestimmt ist, unsere Füße zu schützen, sie nicht blos zu wärmen, sondern auch vor Verletzung durch rauhe Wege u. m. a. sicher zu stellen, verfehlt nicht selten so sehr seine Bestimmung, daß er vielmehr selbst zu heftigen Schmerzen Veranlassung gibt, indem er die Füße verunstaltet, den zweckmäßigen Bau derselben stört und zur Entstehung verschiedenartiger Geschwülste Veranlassung gibt, welche nach allgemeiner Ansicht die ärgsten Qualen bedingen, die uns den Weg durch dieses Leben verbittern. Es ist auffallend, daß ein Gegenstand von so großem Einfluß auf unser Behagen noch so wenig gekannt und so vielfach falsch beurtheilt wird. Zwei Mal ist derselbe von gelehrten Federn behandelt worden: nämlich von Camper, welcher im ersten Bande seiner „Kleineren Schriften" (1784) eine berühmte Abhandlung über „die beste Form der Schuhe" veröffentlicht hat, und von Froriep, welcher 1853 in seinem „Aerztlichen Hausfreund", Bd. 1, Nr. 20 und 21, zwei Abhandlungen über „Gutes Schuhwerk" und über „Schöne Füße" gegeben hat, welche mehr auf die Bedürfnisse unserer Tage und Moden Rücksicht nehmen, während Camper die Einwirkungen der Schnabelschuhe mit hohen Absätzen bespricht, von denen unsere Großmütter zu leiden hatten. In neuester Zeit ist noch eine Broschüre „Ueber die richtige Gestalt der Schuhe" hinzugekommen, welche der Professor der Anatomie zu Zürich, Dr. G. H. Meyer, herausgegeben hat. Diese letztere sollte es unnöthig machen, über denselben Gegenstand nochmals das Wort zu ergreifen, wären darin nicht neben guten wissenschaftlichen Erklärungen Rathschläge gegeben, welche geeignet sind, ausgebreitetern Nachtheil zu bringen und namentlich die Zahl der Hühneraugen noch ins Unendliche zu vermehren, durch welche bereits nur zu vielen Menschen das Leben verbittert wird.

Es kann hier nicht die Absicht sein, den Gegenstand wissenschaftlich zu erschöpfen, noch weniger ist es die Absicht, eine Polemik zu eröffnen, welche jedenfalls hier nicht an der rechten Stelle wäre; diese Zeilen sollen nur einige Punkte allgemeinsten Interesses berichtigend feststellen, worüber irrige Auffassungen verbreitet worden sind, welche in immer weitern Kreisen schädlich wirken können.

Wir beschränken uns hier auf Beantwortung oder Besprechung der Frage, welchen Schaden am häufigsten unzweckmäßiges Schuhwerk anrichtet. Als Antwort müßte hier eigentlich ein Verzeichniß aller Fußleiden gegeben werden; wir heben indeß nur einige derselben hervor. Von den nur vom Schuhwerk herrührenden Uebeln sind folgende die verbreitetsten:

1) Die **Hühneraugen**, sowol an der Rückenfläche der Zehen, als auch am vordern Theil des äußern Fußrandes neben der kleinen Zehe.

2) Die **falsche Richtung der großen Zehe** nach außen, und die damit zusammenhängende mannigfaltige Verkrümmung und Verschiebung der übrigen Zehen.

3) Der **Knollfuß**, eine krankhafte und auffallend verunstaltende Anschwellung am vordern Theil des innern Fußrandes neben der großen Zehe.

4) Jenes schmerzhafte Leiden, welches als **eingewachsener Nagel** gewöhnlich am innern Rande der großen Zehe vorkommt.

Auf diese vier Folgen wollen wir uns beschränken; sie sind mit gleichen Ziffern an der Zeichnung eines Fußes (Fig. 1) vereinigt dargestellt, während (Fig. 2) daneben ein Fuß von normaler Beschaffenheit zur Vergleichung abgebildet ist.

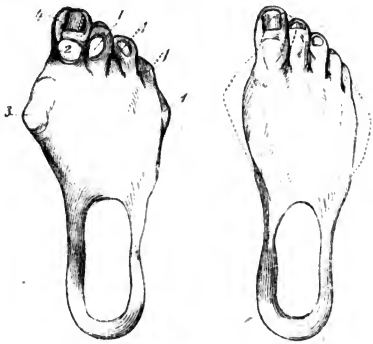


Fig. 1. Fig. 2.

Wir haben nun diese vier Fehler des Fußes bezüglich ihrer Entstehungsweise näher zu betrachten und dabei zugleich nachzuweisen, wodurch diesen Fehlern vorzubeugen sei.

1) **Hühneraugen**, welche unter den angedeuteten Bedingungen auf den Zehen und am äußern Fußrande vorkommen, sind schwielige Verdickungen der aus Hornsubstanzschichten bestehenden Oberhaut, und bilden sich da, wo die äußere Fläche der überall mit Oberhaut (Epidermis) überzogenen eigentlichen Haut (Cutis) dem andauernden Druck eines harten Körpers auf einer harten Knochenunterlage ausgesetzt ist. Durch die Einwirkung eines solchen stumpfen Druckes kommt es in den gedrückten Theilen nicht zur Entzündung, sondern nur zu einer verstärkten Absonderung von Oberhaut, welche sich nun Schicht über Schicht anhäuft und nach und nach dicke Schalen bildet, die durch ihre Härte den fortdauernden Druck nur noch empfindlicher machen und endlich zu heftigstem Schmerz und nicht ungefährlicher Entzündung Veranlassung geben.

Man gibt aus tausendfältiger Erfahrung allgemein zu, daß diese „Hühneraugen" Producte des drückenden Schuhwerks seien; dennoch hört man darüber auch die widersprechende Bemerkung, daß gerade nachdem den Kindern besonders weite Stiefeln und Schuhe angeschafft worden seien, die Hühneraugen sich erst noch vermehrt hätten. Dies ist nur scheinbar ein Widerspruch. Um dies zu verstehen, müssen wir indeß noch etwas weiter zurückgehen.

Der Fuß besteht aus einer Anzahl kleinerer Knochen, welche durch Gelenke und Bänder so aneinander gefügt sind, daß der Fuß einen flachen Bogen darstellt, welcher mit dem hintern Punkte a (der Ferse) und mit

dem vordern breitern Doppelpunkte b (dem Ballen) auf dem Boden aufsteht; der zwischen a und b liegende Theil der Fußwurzelknochen bildet den Knochenbogen, der durch eine punktirte Linie angedeutet ist; der höchste Punkt dieses Bogens (c) trägt die Unterschenkelknochen (d), und dadurch beim Stehen und Gehen die gesammte Last des Körpers.

Wenn nun im Moment des Auftretens der Fußbogen (abc) auf einmal die Körperlast in d zu tragen bekommt, so wird der aus mehreren Knochen zusammengesetzte, also nachgiebige Bogen mehr oder minder niedergedrückt und die nothwendige Folge davon ist, daß die beiden End- und Stützpunkte des Bogens (a und b) sich etwas weiter voneinander entfernen müssen. Da aber der hintere Theil des Bogens (c a) nur aus einem Knochen besteht, so kann sich der Punkt a von c nicht entfernen, er kann nicht nach hinten ausweichen; die erwähnte Entfernung der Punkte a und b voneinander wird also nur dadurch zu Stande kommen können, daß der Punkt b sich von der Ferse (a) entfernt, indem er nach vorn rückt. Da nun vor dem Punkte b die Zehen (e) angefügt sind, so werden diese zugleich mit b nach vorn geschoben, oder, wenn der vordere Theil des Oberleders des Schuhes oder Stiefels dies verhindert, so werden die Zehen gegen diese feste Lederhülle hingeschoben und mit der Kraft der ganzen Körperlast an diese angedrückt. Dieser Druck nun ist es, welcher zur Entstehung der Hühneraugen auf der obern Fläche der Zehen Veranlassung gibt. Der Druck läßt nach, sobald der Fuß nicht mehr als Stütze dient, also z. B. beim Sitzen und Liegen oder auch während des Gehens, solange der Fuß zum Fortschreiten durch die Luft nach vorn schwingt. Der Druck wiederholt sich aber jedesmal beim Aufsetzen des Fußes.

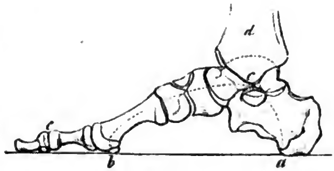


Fig. 3.

Ganz derselbe Mechanismus erfolgt auch in der Richtung des Querdurchmessers des Fußballens. Der Fußballen bietet nämlich dem Fuße in der vordern Hälfte einen doppelten Stützpunkt, sowol an dem innern Fußrande hinter der großen Zehe, als auch und zwar hauptsächlich am äußern Fußrande hinter der kleinen Zehe. Man unterscheidet daher an der Fußsohle den innern und äußern Ballen. Auch diese beiden nun bilden die Endpunkte eines flachen Bogens, der vom innern nach dem äußern Rande des Fußes herübergewölbt und nur durch den innern und äußern Ballen auf die Bodenfläche aufgesetzt ist. Auch diese beiden Endpunkte weichen, wenn der vordere Theil des Fußes fest auf den Boden aufgesetzt wird, etwas voneinander, indem der äußere oder kleine Zehenballen etwas nach außen ausweicht. Man fühlt dies leicht an sich selbst, wenn man mit Aufmerksamkeit die bezeichnete Bewegung des Auftretens ausführt; man fühlt dabei namentlich, wie bei solchem festen Aufdrücken des Fußes

(z. B. wenn man sich auf die Zehen erhebt) der äußere Fußrand hinter der kleinen Zehe gegen die äußere Partie des Oberleders des Stiefels andrängt. Unter gewissen Bedingungen, bei fehlerhafter Form der Schuhsohle ist dieser jedesmalige Druck am äußern Fußrande sehr stark, und gibt dann auch zur Bildung großer und sehr schmerzhafter Hühneraugen Veranlassung.

Soll nun die Entstehung der Hühneraugen an diesen beiden Punkten verhütet werden, so muß der Druck gegen die obere Fläche der Zehen und gegen den äußern Fußrand verhütet werden, welcher eintritt, wenn bei festem Auftreten die Zehen nach vorn und der äußere Fußrand nach der Seite geschoben und in beiden Richtungen gegen das Oberleder gedrängt werden. Man erreicht dies zum Theil dadurch, daß man den vordern Theil des Oberleders an den Schuhen und Stiefeln reichlich weit machen und der Sohle einen hinreichend nach außen ausbiegenden Raum für den äußern oder kleinen Zehenballen geben läßt. Dies allein genügt aber nicht, weil der Fuß bei jedem Schritt in dem Schuh oder Stiefel sich vorwärts schiebt, wie vorhin erklärt worden ist. Dies wird noch merklicher, wenn durch Absätze das Schuhwerk eine nach vorn abschüssige Neigung erhält, also der Fuß auf einer nach vorn abschüssigen Fläche steht. In beiden Fällen aber schiebt sich der Fuß (und zwar am meisten in recht weiten Stiefeln) bei jedem Auftreten in die vordere Partie des Schuhwerks hinein; die ganze Last des Körpers legt sich alsdann auf die Stellen, welche sich dem weitern Vorrutschen des Fußes widersetzen, nämlich da, wo die obere Fläche der Zehen und der äußere Fußrand sich gegen das Oberleder legen. Um dies zu verhüten, muß also das Vorrutschen in dem Stiefel oder Schuh verhindert werden. Dies kann nur dadurch geschehen, daß man den den sogenannten Fußrücken umfassenden Theil des Stiefels knapp anschließend machen läßt und dadurch den Fuß gegen die Ferse hin zurückhält. Es muß also das Schuhwerk zwar vorn in der die Zehen umhüllenden Abtheilung weit, hingegen aber in dem bei Fig. 4 durch Schraffirung bezeichneten Theile eng sein.

Dies wird bei den oben erwähnten besonders „weiten" Stiefeln vernachlässigt, und deswegen geben gerade diese letztern zur Entstehung schmerzhafter Hühneraugen ganz vorzugsweise Veranlassung.



Fig. 4.

2) Die falsche Richtung der großen Zehe, und infolge davon auch die der übrigen Zehen, ist lediglich Folge eines unzweckmäßigen Schuhwerks, namentlich während der Kinderjahre. In dieser

Zeit klagen wir besonders die bei Kindern noch allgemein gebräuchlichen Schuhe an, welche für beide Füße passen sollen, diese sind um so schädlicher, jemehr die Mode vorn abgerundete oder gar zugespitzte Schuhe verlangt. Es ergibt sich dies hinreichend aus Betrachtung der Fig. 5, welche auf einer normalen Fußsohle eines Kindes die Schuhsohle, durch punktirten Umriß angegeben, darstellt und dadurch zeigt, wie die Zehen durch das Oberleder auf dieser Sohle eine veränderte Lage bekommen müssen, wenn sie in diesem Schuh untergebracht werden sollen. Dadurch wurden dann endlich die Zehen zu einer verkrüppelten Lage gezwungen und umgebildet, wie sie Fig. 6 zeigt, wobei leicht einzusehen, daß solche Zehen nicht mehr im Stande sind, ihrer normalen Function zu genügen und dem Fuß eine Sicherheit gegen seitliche Schwankungen zu geben.



Fig. 5. Fig. 6.

Ohne nun auf die beschränkte Brauchbarkeit so verkrüppelter Füße hier weiter einzugehen, bemerken wir nur, daß auf den gegeneinander gedrückten Seitenflächen der Zehen durch den abnormen Druck ebenfalls Hühneraugen entstehen, welche schmerzhafter und schwerer zu heilen sind, als die auf der obern Fläche der Zehen befindlichen Hühneraugen, von welchen bereits die Rede war.

Eine weitere sehr ernste Folge dieser falschen Stellung der so stark nach außen gedrängten großen Zehe ist aber auch

3) der Knollfuß, eine eigenthümliche Anschwellung oder Wucherung des Knochens, welcher den innern Fußrand hinter der großen Zehe bildet. Es ist das vordere Ende dieses Knochens durch einen Knochenauswuchs zu einem dicken Knollen angeschwollen, der von den Franzosen gewöhnlich „oignon" genannt wird und bei uns den Namen „Knollfuß" verdient. Fig. 7 zeigt die Zusammensetzung des Knollens nach einem Durchschnitt, der in einer Abhandlung Froriep's abgebildet ist.



Fig. 7.

Dadurch wird nachgewiesen, daß die Grundlage der gewöhnlich blaurothen Knollgeschwulst ein Knochenauswuchs (a) an der innern Seite des sogenannten Mittelfußknochens (b) der großen Zehe (c) ist; über dieser Knochenwucherung (a) ist dann noch eine dickwandige Wasserbalggeschwulst (d) entwickelt, über welcher sich sodann eine Bedeckung von verdickter und empfindlicher Haut (e) ausbreitet. Die Veranlassung zur

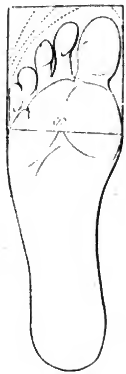
Entstehung dieser Knochengeschwulst gibt der Gebrauch von Stiefeln und Schuhen mit Sohlen, welche nicht nach dem Fuß geschnitten sind, wie sie fast durchgängig bei den Kindern angewendet werden. Dadurch wird, wie Fig. 5 zeigt, die große Zehe nach außen gedrängt; in dieser Lage ist sie nun nicht mehr im Stande, beim Gehen und Stehen ihre Function zu versehen, welche hauptsächlich darin besteht, mittels willkürlich gesteigerten Druckes gegen den Boden sowol das Gleichgewicht zu sichern, als auch die Vorwärtsbewegung des Körpers beim Gehen und Laufen durch verstärkten Abstoß zu befördern. Dazu ist die große Zehe an ihrer untern Fläche mit einem besonders starken Fettpolster versehen, welches der an die Stelle der nach außen verschobenen Zehe tretenden Ecke des innern Fußballens fehlt. Wenn daher diese vordere Ecke des innern Fußrandes oder das vordere Ende des nur von dünner Haut überkleideten Mittelfußknochens der großen Zehe jenen verstärkten Druck anstatt der Zehe übernehmen muß, so erleidet die Knochenfläche eine Reizung, welche zu einer Wucherung der Knochensubstanz Veranlassung gibt und eine wassersüchtige Anschwellung eines sogenannten Schleimbeutels bedingt. Diese beiden krankhaften Veränderungen sind aber eben, wie wir gesehen haben, die Grundlage der Knollgeschwulst, welche häufig das Gehen sehr schmerzhaft macht und es nicht selten im höchsten Grade erschwert.

4) Von derselben fehlerhaften Beschaffenheit der Schuhe und Stiefeln ist endlich auch der sogenannte ins Fleisch gewachsene Nagel herzuleiten. Dieses höchst schmerzhafte, häufig sogar gefährliche Leiden findet sich fast nur an der großen Zehe, und zwar am innern Rande des Nagels derselben. Es entsteht dadurch, daß die Weichtheile des innern Zehenrandes durch den öfters erwähnten seitlichen Druck des Schuhwerks an dem Nagel in die Höhe geschoben worden, sich durch die dauernde Reizung verdicken und nun als ein Wulst sich über den Nagelrand herüberlegen; kommt nun andauernder Druck beim Gehen oder ein zufälliger Stoß gegen einen Stein u. s. w. hinzu, so entzündet sich der den Nagelrand bedeckende Hautwulst; dieser wird wund, und nun wirkt der harte Nagelrand auf der entzündeten weichen Wulstfläche, wie ein daran reibender fremder Körper, so heftig reizend, daß die ganze Zehe dick anschwillt und der Nagel von sogenanntem wilden Fleisch überwuchert wird. Der Fuß ist der heftigen Schmerzen wegen alsdann gar nicht mehr zu brauchen. Auch dieses Leiden ist Folge des Druckes ungeeigneter Fußbekleidung, und auch hierbei kommt Alles darauf an, diesen Druck zu vermeiden. Das aber ist durch dieselben Vorkehrungen zu erreichen, welche bei 2) und 3) angewendet werden müssen.

Das Wichtigste zur Abhülfe der erwähnten Leiden ist: den seitlichen Druck auf die große Zehe zu verhüten. Dies erreicht man nur dadurch, daß man dem vordern Theile des Schuhwerks hinlängliche Geräumigkeit nicht blos für die Zehen überhaupt, sondern für die Zehen in ihrer normalen Lage gibt; daß man aber zugleich dafür sorgt, daß der Fuß in

dem nach vorn geräumigen Schuh nicht nach vorn rutschen könne, weil sich sonst die Zehen doch wieder gegen das Oberleder anlegen, reiben und nach der Seite biegen würden. Die hier gestellte Aufgabe wird durch die schon erwähnte und vor allem nöthige Einrichtung gelöst, daß der Schuh oder Stiefel den Fußrücken fest umfasse (s. Fig. 4) und jedes Vorrutschen des Fußes in dem Schuhwerk verhindere. Die normale Stellung der Zehen aber sichert man für alle Fälle dadurch, daß man nicht allein eine der individuellen Bildung der Fußsohle vollkommen entsprechende Schuhsohle anfertigen läßt, sondern dieser auch noch nach vorn hin einen reichlichen Ueberschuß an Flächenausdehnung gewährt, und zwar so, daß jedenfalls die Zehen in natürlicher Lage auf der Schuhsohle ruhen, ohne von innen nach außen oder von vorn einen Druck erleiden zu können.

Dies erreicht man am einfachsten dadurch, daß man die Sohle des Fußes, welcher bekleidet werden soll, auf einem Blatt Papier mit Bleistift genau umreißt, aber an die hierdurch erlangte Figur (8) nach vorn einen erweiterten Zehenraum hinzufügt. Zu diesem Zwecke läßt man von der Gegend des breitesten Querdurchmessers der Fußballen an (bei x) die Sohle in gleicher Breite bis ungefähr 1 Zoll über die vorderste Zehenspitze hinaus verlängern.


Fig. 8.

Wenn man sich dabei erinnert, daß auch bei normaler Lage der Zehen doch die Form der Sohlenzeichnung nach vorn sich etwas verjüngt, so behält die Mode immerhin noch Spielraum genug, die Schuhe vorn abzurunden oder zuzuspitzen, wie dies bei Fig. 8 durch die verschiedenen punktirten Linien angedeutet ist; es ist dabei nur immer festzuhalten, daß der normale Contour des aufgezeichneten Fußes und namentlich des vordern die Zehen umschließenden Theils desselben niemals von dem Umriß der Schuhsohle berührt oder gar beeinträchtigt werden darf.

Fassen wir nun den praktischen Schluß dieser Erörterung über die Art, wie man sich selbst ein zweckmäßiges Schuhwerk sichern könne, zusammen, so beschränkt sich Alles auf die Beobachtung von zwei Regeln: 1) jeder Schuh oder Stiefel muß über dem vordern Theil des Fußrückens (die schraffirte Partie der Fig. 4) so knapp gearbeitet sein, daß der Fuß zwischen Ferse und Fußrücken festgehalten wird und nicht nach vorn rutschen kann; 2) es muß von jedem Fuß der genaue Umriß genommen und nach diesem die Schuhsohle so zugeschnitten werden, daß dieselbe den Umriß genau wiedergibt bis auf das vordere Viertheil, welches in der Breite des Fußballens noch 1 Zoll über die vorderste Zehenspitze hinaus verlängert werden muß.

Hauschemie.

Die Gall'sche Weinverbesserung.

Wer den Wein verbessert, ist ein Wohlthäter der Menschheit, deren Herz sich am Wein erfreut. Wer den verbesserten Wein verwohlfeilert, ja ihn wohlfeiler macht als den schlechten, sauern, kaum trinkbaren Wein, ist ein Wohlthäter der bürgerlichen Gesellschaft, der von Tag zu Tag mehr Ausgaben zuwachsen, welche zu bestreiten sie Ersparnisse machen muß. Nun aber haben wir dem Dr. Ludwig Gall in Trier einen großen Antheil sowol an der Weinverbesserung als an der Weinverwohlfeilerung zuzuerkennen, wie sie sich für Jeden, der auch keine besonders feine Weinzunge hat, unverkennbar an den Tag legt, und erkannt zu werden verdient auch von denjenigen Millionen, welche aus Aerger, daß sie sauern, schlechten Wein, mit theuerm Geld bezahlt, trinken sollen, sich an den kunsterzeugten Gerstensaft halten und den Wein jenen Begünstigten überlassen, die gute Sorten zu bezahlen vermögen, oder den Wirthen, die da behaupten, nicht leben zu können, wenn sie nicht ein paar Hundert Procent am Weine verdienen.

Der Wein ist wirklich besser und wohlfeiler, mit Einem Worte trinkbarer geworden seit einigen Jahren, obgleich wir bis 1857 nur schlechte Weinjahre gehabt haben, und zwar weil sich verständige Menschen, worunter ganz besonders in diesem Falle die Weinerzeuger und Weinhändler zu zählen sind, eines einfachen Mittels bedient haben, um die in einem Wein zu sehr angehäufte Säure zu verdünnen und dessen zu schwachen Geist zu kräftigen, und zwar ohne Beeinträchtigung, ja unter Erhöhung des eigentlichen feinen Weingeschmacks. Dies Mittel besteht darin, daß man dem ausgepreßten Traubensafte vor der Gährung, oder auch schon fertigem Weine Zuckerwasser zusetzt und ihn dann noch einmal gähren läßt. Das ist das ganze Geheimniß, von dem längst die Klugen in der weinbereitenden Welt, hauptsächlich auch schon in den Klöstern vor manchen hundert Jahren und in den Kellern jener ehrwürdigen, alten Weinhändler, deren Söhne auf Ritterburgen saßen und noch sitzen, den wohlthätigsten, verschwiegensten Gebrauch machten, wie noch heute die ehrenwerthen Firmen U V W in X Y und Z, die der leichtgläubigen weintrinkenden Welt weismachen wollen, daß der Wein im Glase so am Rebstocke wachse, und es ein verdammenswerthes Vornehmen sei, wohlfeilen, gesunden und wohlschmeckenden Wein zu trinken, weil er vor der Gährung mit Zuckerwasser versetzt worden sei, wenn sie es auch selbst thun, aber im Stillen, um kein Aufsehen zu machen und die Weinpreise hoch zu halten.

Wir nennen dies Verfahren, nicht der Weinhändler, sondern das der Weinverbesserung und Weinvermehrung, woraus von selbst die Verwohlfeilerung des Weins folgt, das „Gallisiren des Weins". Denn Dr. Lud-

wig Gall war es, der durch seine Unterweisung in Wort und Schrift, mit Rath und That es den Leuten am Rhein und an der Mosel, in Ungarn, Oesterreich und Sachsen klar machte, wie sie es anzufangen hätten, aus ihren sauern Weinen einen angenehmen Mittelwein zu erzeugen. Er lehrte ihnen zu beurtheilen und zu prüfen, wieviel Säure ihr schon fertiger Wein oder ihr Most enthält und wieviel Zucker und wieviel Wasser sie zuzusetzen hätten, um daraus den möglich besten Wein herzustellen. — Man erhält für wenige Groschen von Gall in Trier eine solche „Praktische Anleitung", allenthalben und zu jeder Jahreszeit sowol den Most zu verbessern, als auch die geringern ältern Weine durch erneuerte Gährung in vorzügliche Mittelweine von fast unbegrenzter Haltbarkeit umzubilden und zugleich deren Menge beträchtlich zu vermehren. Außerdem lehrt auch Gall, daß sowol die Weinhefe als auch die Weintrester noch so viel edle Weinsäure als auch feines Aroma enthalten, daß sie durch Behandlung mit Zuckerwasser und nachfolgender Gährung in treffliche, trinkbare Weine verwandelt werden können. Ja er weist es an eigenen Versuchen, nach dem Vorgange französischer Weinbauern und Weinhändler, die uns mit Chateau-Margaux und Chateau-Laffitte versorgen, nach, daß man durch Zuckerwasserzusatz die Ohmzahl selbst der edelsten Bouquetweine, sagen wir z. B. Hochheimer, Johannisberger, Rüdesheimer u. s. w., mindestens zu verdoppeln vermöge, ohne deren Qualität zu verschlechtern. Das ist viel gesagt! Doch obgleich wir die Sache nicht selbst gesehen haben, so zweifeln wir, gestützt auf eine Menge unverdächtiger Zeugnisse, nicht an der Glaubwürdigkeit der Thatsache.

So veröffentlicht z. B. in der Bonner Zeitung ein durchaus glaubhafter Mann, der Herr Generalsecretär Thilmany, die Ergebnisse seiner Versuche nach Petiot's Verfahren. Er hat Trauben von Kessenich bei Bonn zu einer Ohm Wein abbeeren und mosteln lassen. Auf die Traubenrückstände hat er dann, nach vorgängiger richtiger Berechnung des Maßes, zu Erfüllung einer zweiten Ohm Wein Zuckerwasser aufgegossen. Von diesem Aufguß erhielt er nach gehöriger Gährung und Lagerung einen Wein, den drei anerkannt tüchtige Weinzungen nicht ungünstiger beurtheilten, als den Naturwein aus den Trauben, von denen die Trester herrührten. Aber Thilmany gab noch einen zweiten Aufguß von Zuckerwasser auf die Rückstände, und erzielte eine dritte Auflage von gleich guter Beschaffenheit. Er sagt, daß das Verfahren auf unsere deutschen Verhältnisse anwendbar sei. Wir befinden uns demnach in der Lage, unser Weinerzeugniß selbst in guten Jahren durch diese Methode wenigstens zu verdreifachen! Und wir glauben auch, daß darnach gehandelt wird, denn die meisten Traubenzuckerfabriken*), welche schon in großer Anzahl in Deutschland bestehen und den Zucker für die Weinbereitung liefern, haben im vorigen so gesegneten Herbst mehr Zucker abgesetzt, als in irgend einem der sieben seit Ein-

*) Fabriken, welche die Kartoffelstärke in Zucker umwandeln, der dem Zucker in der Weintraube ähnlich ist.

führung der Weinverbesserung vergangenen Jahre. Wir verzichten auf Schilderung des Einflusses dieser voraussichtlichen Vermehrung edler Bouquetweine in staats-volkswirthschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung, indem wir überzeugt sein dürfen, daß jeder unserer Leser sein Maß diesem Einfluß anzulegen wissen wird. Mit Sicherheit ist zu hoffen, daß guter, trinkbarer Wein sehr wohlfeil geliefert werden wird, nur die Gefäße werden steigen. Aber wir müssen den Wein auch noch wohlfeiler als jetzt bereiten, denn sonst bringt uns das Bier noch ganz unter seine Herrschaft. Was sie in Frankreich thun können, vermögen wir auch in Deutschland. In Cette wurde z. B. im Frühling dieses Jahres, nach unserm Gelde berechnet, die Ohm zu 8 Thlrn. verkauft, das ist etwa $1\frac{1}{2}$ Sgr. die Flasche, während deutsche Weine von etwa gleicher Güte nicht unter $7\frac{1}{2}$ Sgr. die Flasche im Großkaufe zu haben sind. Da sich aber jedenfalls die Weinbereiter und Weinhändler, trotz des öffentlichen Eiferns dagegen, die Verfahrungsweisen von Gall (Zusatz von Zuckerwasser zum Most oder zum fertigen Wein, der dann darauf wieder in Gährung versetzt wird) oder von Petiot (Vermehrung der Weinausbeute durch wiederholte Behandlung der Traubenrückstände mit Zuckerwasser)*) zu eigen machen und sie ausnutzen werden, so ist zu erwarten, daß selbst dermaleinst die Leipziger Wirthe die Flasche guten Wein für 10 Sgr. auf ihre Tafel stellen werden.

Man ist hie und da auf Gall sehr erzürnt. Er soll das Weingeschäft verderben, denn die Kundschaft wolle nun guten Wein wohlfeil haben, und da guter Naturwein nicht wohlfeil gegeben werden könne, so gäbe es genug Leute, die gallisirten Wein für Naturwein verkauften. Das ist Alles sehr wahr. Aber man wird es nicht ändern, ebenso wenig wie wir es ändern können, daß unsere ehrliche deutsche Waare, wie es das liebe Publikum nun eben verlangen mag, für französische, englische, türkische, chinesische, nur nicht für das, was sie ist, verkauft wird. Und die Hand aufs Herz, wächst in Hochheim ein Zehntel von dem Wein, der jedes Jahr als Hochheimer in die Welt hinausgeschickt wird?

Aber Petiot geht noch viel weiter als Gall! Vielleicht, daß nun der Deutsche wieder zu Ehren angenommen wird, weil der Franzose thatsächlich beweist, daß jener Recht hat.

Wir haben schon gesagt, daß das Gall'sche Verfahren nicht allein durch mehrere Frühere, wie z. B. durch Döbereiner, Lampadius, Leuchs bekannt gemacht worden ist, sondern daß es auch viele Weinbereiter vor ihm im Geheimen betrieben haben. Aber Gall hat dafür gewühlt und gewirkt mit einer Zähigkeit und Ueberzeugungstreue, die alle Hochachtung verdient.

Zeigen muß man es den Leuten, wie sie es machen sollen, mit dem bloßen Schreiben ist's allein nicht gethan. Wer da eine nützliche Erfindung einführen will, muß dafür wühlen, muß Vorstellungen geben, in Keller und Küche gehen und sich mit den Weinreisenden — schlagen? Nein, ihnen

*) Auch Gall hat schon längst die Bereitung von Tresterweinen gründlich gelehrt.

nachweisen, daß sie keinen guten gallisirten Wein als solchen zu kennzeichnen vermögen u. s. w.

Die neue Weinverbesserung ist aber für die höhere Einträglichkeit des Weinbaues von größter Wichtigkeit, denn nun wird es möglich, denselben mit Aussicht auf Nutzen zu betreiben. Und da dieser Nutzen unbezweifelt eintreten und sich vermehren wird, wenn man mit Verstand, Geschick und gehörigem Kapital die Sache angreift, so liegt es am Tage, daß Winzergenossenschaften ins Leben gerufen werden können, um durch Vereinigung der Kräfte alle Vortheile des Großbetriebs der kleinen Winzerei zufließend zu machen, und man wird der Winzergenossenschaften veredelte Naturweine mit Vergnügen abkaufen. Darum Hand ans Werk nach den Vorschlägen Thilmany's, wie folgt: Die Winzer besitzen einen gemeinschaftlichen guten Keller mit den nöthigen Lagerfässern zur Aufnahme ihrer ganzen Kressenz. Ueber dem Keller ist das Gährungslokal angebracht, darin befinden sich die erforderlichen Gährbottiche und Oefen, die Traubenpressen, eine Decimalwage, ein Lagerbuch und ein Destillirapparat.

Die Parzellen aller Winzer sind, je nach der Qualität des Weins, der darin wächst, in drei oder mehrere Weinklassen gebracht. Eine Commission ist gebildet, welche das ganze Weingeschäft von der Lese bis zum Verkauf selbständig leitet. Dieselbe bestimmt den Tag, wann in jeder Klasse die Lese vorgenommen werden soll. Alsdann und nicht früher sammelt ein jeder Winzer, welcher Rebstöcke in dieser Klasse stehen hat, die Trauben davon und bringt sie ins Kelterhaus zur Wage. Die Trauben werden gewogen, das gefundene Gewicht im Lagerbuche hinter den Namen des Winzers notirt und ihm eine Bescheinigung darüber ausgestellt. Die Trauben jeder Weinbergsklasse werden sortirt, jedes Sortiment für sich gekeltert und behandelt, und zur günstigsten Zeit durch die Commission verkauft. Der Erlös wird, nach Abzug der Kosten, an die Winzer nach Verhältniß der von jedem eingelieferten Pfunde Trauben vertheilt. „Winzergemeinden", sagt Thilmany, „welche sich so genossenschaftlich gliedern wollen, wären in der Lage, die Reinheit ihres Weinrufs vollständig zu bewahren, ohne auf die Vortheile verzichten zu müssen, welche aus der künstlichen Nachhülfe, zu der uns die Wissenschaft den Weg zeigt, zu ziehen sind, und von großen, umsichtigen Winzern und einsichtsvollen Weinhändlern so reichlich gezogen werden." Möge man sich aller Einzelheiten wegen getrost an Dr. Ludwig Gall in Trier wenden, man wird von ihm über Alles auf das uneigennützigste die belehrendsten Aufschlüsse erhalten.

Wir schließen mit dem Ausspruche unsers großen Liebig: „Die Natur erzeugt keinen Wein, es ist immer der Mensch, der ihn fabricirt, der durch die künstlichen Mittel der sogenannten Veredelung die Naturkräfte nach seinen Zwecken lenkt und wirken läßt."

Erfindungen und Verbesserungen.

Der Leviathan, das größte Dampfschiff der Welt.

Man darf wol behaupten, daß zu keiner Zeit der menschliche Geist in allen Zweigen des praktischen Lebens eine so große Thätigkeit entfaltet habe als gerade in der unsern. Die Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Industrie ist schon längst kein bloßer Wunsch mehr; Wissen und Können durchdringen einander auf das Innigste und bringen Werke hervor, von denen die frühern Zeiten keine Ahnung hatten. Die Wunderwerke des Alterthums, an deren Vollendung Jahrhunderte lang ganze Nationen arbeiteten, sinken gegen die Unternehmungen der Neuzeit zu bloßen Spielen einer üppigen Phantasie herab; denn selten hatten sie die praktische Bedeutung für das Leben, welche die Riesenwerke der Gegenwart auszeichnet. Die Felsentempel Indiens, die Pyramiden Aegyptens, was sind sie im Vergleich mit den Ueberbrückungen von Meeresarmen, mit manchen Riesenviaducten unserer Eisenbahnen? Sie verherrlichten nur die unbeschränkte Macht einiger Fürsten, welche im Sklavendienst die unterworfenen Völker herabwürdigten, während diese berechnet sind, die Segnungen des Friedens, der Bildung über alle Völker zu verbreiten.

Durch die erweiterte Thätigkeit des Handels und Verkehrs hat die Welt ein neues Antlitz gewonnen. Wissenschaften, die früher nur die enge Klause des Gelehrten füllten, sind auf den Markt des Lebens hinausgetreten und erfüllen die Welt mit steigender Bewunderung. Ein neuer Zweig der praktischen Thätigkeit, welchen man in frühern Jahrhunderten kaum dem Namen nach kannte: die Mechanik, hat das Bürgerrecht unter den Künsten des Friedens errungen, und entfaltet immer kräftiger und kühner seine Schwingen. Wir wollen die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein Werk dieser Art lenken, das eben jetzt aus der bildenden Hand der Meister glänzend hervorgegangen ist, und in sich die Kühnheit des Gedankens mit der Gemeinnützigkeit seines Gebrauchs verbindet. Wir meinen das Riesenschiff Leviathan, das vor kurzem bei London vom Stapel gelaufen ist.

Da die Entfernung der verschiedenen Länder nicht anders abgekürzt werden kann, als durch die Beschleunigung der Reise, so hat man schon seit geraumer Zeit darauf Bedacht genommen, Schiffe von möglichst großer Ausdehnung zu bauen, weil man, besonders bei Dampfschiffen, die Erfahrung gemacht hat, daß die Fahrt bei bedeutenden Entfernungen um so schneller ist, je größer das Schiff; denn nur solche vermögen sogleich bei ihrer Ausfahrt eine solche Menge Kohlen aufzunehmen, um möglicherweise für die ganze Reise damit auszureichen. Schiffe, welche dies nicht vermögen, sind gezwungen, unterwegs von neuem Kohlen aufzunehmen, und müssen daher häufig Umwege machen, um zu den Kohlenstationen zu gelangen, was,

verbunden mit dem Aufenthalt daselbst, einen großen Verlust an Zeit ergibt. Solche Schiffe von einer bisher ungewöhnlichen Ausdehnung waren das Linienschiff Wellington (240 Fuß lang und 60 Fuß breit), der Great Western (236 Fuß lang und 35 Fuß breit), der Great Britain (322 Fuß lang und 51 Fuß breit), der Persia (390 Fuß lang und 45 Fuß breit).

Diese großen Schiffe genügten aber noch immer nicht, eine ungehinderte Fahrt nach dem Indischen Meere und nach Australien zu unternehmen. Die Dampfschifffahrtsgesellschaft, welche vorzugsweise den Verkehr mit jenen weitentlegenen englischen Colonien unterhält, kam daher auf den Gedanken, ein Schiff von noch größern Verhältnissen zu bauen, und ihre Directoren, Mr. H. T. Hope und Mr. John Yates, theilten denselben dem Ingenieur der Gesellschaft, Mr. J. K. Brunel, mit, welcher nach einer Rücksprache mit dem Schiffsbaumeister Mr. Scott Russell einen Plan dazu entwarf, welcher auch die Genehmigung der Gesellschaft erhielt. Danach sollte das zu erbauende Dampfschiff eine Länge von 690 Fuß bei einer Breite von 80 Fuß und einer Tiefe von 60 Fuß erhalten, durch Schaufelräder und Schraube zugleich bewegt werden und eine Zelleneinrichtung gleich der Röhrenbrücke über die Menaistraße erhalten. Die Ausführung des Baues eines solchen Riesendampfschiffs ward dem Baumeister Mr. Russell übertragen und am 1. Mai 1854 begonnen.

Was den Bau insbesondere betrifft, so wurden zunächst die nöthigen Maßregeln getroffen, um mit Bequemlichkeit und Sicherheit daran arbeiten zu können. In den lockern Grund wurden 1500 Pfähle eingetrieben, auf denen sich das ungeheuere Bauwerk erheben sollte, und zwar standen diese Pfähle 10 Fuß auseinander und waren 4 Fuß hoch über den Boden erhoben, sodaß man etwas gebückt darunter hinweggehen konnte. Um den spätern Bau der obern Theile des Schiffes zu ermöglichen, ward ferner ein Gerüst errichtet und mit dem geeigneten Takelwerk von den besten Materialien versehen, auch von Zeit zu Zeit von kundigen Männern untersucht, ob es nicht schadhaft geworden. Diesem letztern Verfahren hat man es auch wol zuzuschreiben, daß während der Erbauung des Rumpfes, mit Ausnahme von einem oder zwei Fällen, die durch Sorglosigkeit herbeigeführt wurden, kein bedeutender Unglücksfall zu beklagen war.

Das Schiff selbst ist vollkommen aus eisernen Platten zusammengesetzt, hat aber keinen eigentlichen Kiel, sondern statt dessen läuft eine 2 Fuß breite und 1 Zoll dicke Eisenplatte die ganze Länge des Schiffes hin. Von ihr aus erheben sich die Seiten und der Boden des Schiffes, gebildet aus $^3/_4$ Zoll dicken eisernen Platten, die mittels starker eiserner Nieten aneinander befestigt worden sind, und zwar so, daß die glühenden Nieten in die dafür gelassenen Löcher eingeschlagen und darauf die vorstehenden Köpfe der Nieten abgetrieben wurden. Jede einzelne Platte, welche zum Bau des Rumpfes verwendet wurde, erhielt schon vorher genau die Form, die sie für die ihr bestimmte Lage haben mußte. Um diese Formen genau

nach dem jedesmaligen Bedarf bestimmen zu können, hatte man in einem großen, dicht am Bauplatze befindlichen Schuppen die Zeichnung einer Hälfte des Rumpfes in voller Größe entworfen, wonach die einzelnen Platten und Ecken erst in Holz geschnitten und dann in Eisen gegossen wurden. Zur Errichtung des Rumpfes wurden 30,000 eiserne Platten und 3 Millionen Nieten verwendet.

Bis zur Wassermarke ist der Rumpf mit doppelten Seiten versehen, welche 2 Fuß 10 Zoll auseinanderstehen; jede Seite ist, wie schon oben erwähnt, $^3/_4$ Zoll dick, und die Platten des Bodens sind 1 Zoll dick. Zwischen diesen doppelten Wänden laufen, in Zwischenräumen von 6 zu 6 Fuß, horizontale Fächer von Eisenplatten, welche die Widerstandskraft der beiden Wände wesentlich erhöhen. So besteht der Bau in der That aus zwei Schiffen, einem innern und einem noch größern äußern, wie unsere Abbildung unter Nr. 7 darthut. Die Erbauer beabsichtigten dadurch die Gefahr eines Zusammenstoßes zur See zu vermeiden; denn wenn auch die äußere Wand durchbrochen werden sollte, so muß doch die innere, wenn nicht ganz außerordentliche Umstände zusammentreffen, unberührt und die Sicherheit des Schiffes selbst ungefährdet bleiben. Auch kann, wenn Mangel an Ballast eintreten sollte, der Zwischenraum zwischen der innern und der äußern Wand mit Wasser gefüllt und so dem Schiffe ein Ballast von 2500 Tonnen gegeben werden.

Das Deck des Schiffs ist doppelt oder zellenförmig, nach dem Muster der Britannia-Röhrenbrücke Stephenson's, und besteht aus zwei Lagen von $2^1/_2$zölligen Platten, zwischen denen die ganze Länge des Schiffs entlang ein Gewebe von Zellen läuft. Das obere Deck erstreckt sich vom Vorder- bis zum Hintertheile des Schiffs in einer Breite von ungefähr 20 Fuß an jeder Seite, und gewährt auf diese Weise den Passagieren zwei angenehme Promenaden. Zwischen denselben befinden sich mehrere viereckige Oeffnungen mit niedrigen Brustwehren, die einen Blick in den innern Bau des Fahrzeugs gewähren. Diese Oeffnungen sind 42 Fuß breit und gegen 60 Fuß lang, die längste hat eine Ausdehnung von 100 Fuß. In ihnen befinden sich auch die Fenster, welche den Salons Licht geben. Das Deck ist übrigens so stark gebaut, daß es die ganze Last des Schiffes zu tragen vermöchte, wenn dasselbe an seinen beiden Enden sollte weggenommen werden.

Um die großen Lasten, namentlich die Kessel und Dampfmaschinen, in den Rumpf des Schiffes heraufzuheben, wurde ein wandelnder Dampfkrahn von bedeutendem Umfang errichtet, der die ganze Breite des Schiffes überragte und 120 Fuß Länge bei 36 Fuß Höhe maß. Aus ungeheuern Balken zusammengesetzt, vermochte er eine Last bis zu 80 Tonnen Gewicht zu tragen, und war daher um so eher im Stande, die Dampfkessel, deren Gewicht nur 38 Tonnen war, zu heben und in das Schiff zu versenken. Der erste Kessel wurde am 19. Oct. 1856 in den Rumpf eingefügt.

Wir haben schon früher gesagt, daß die beiden Systeme des Schaufel-

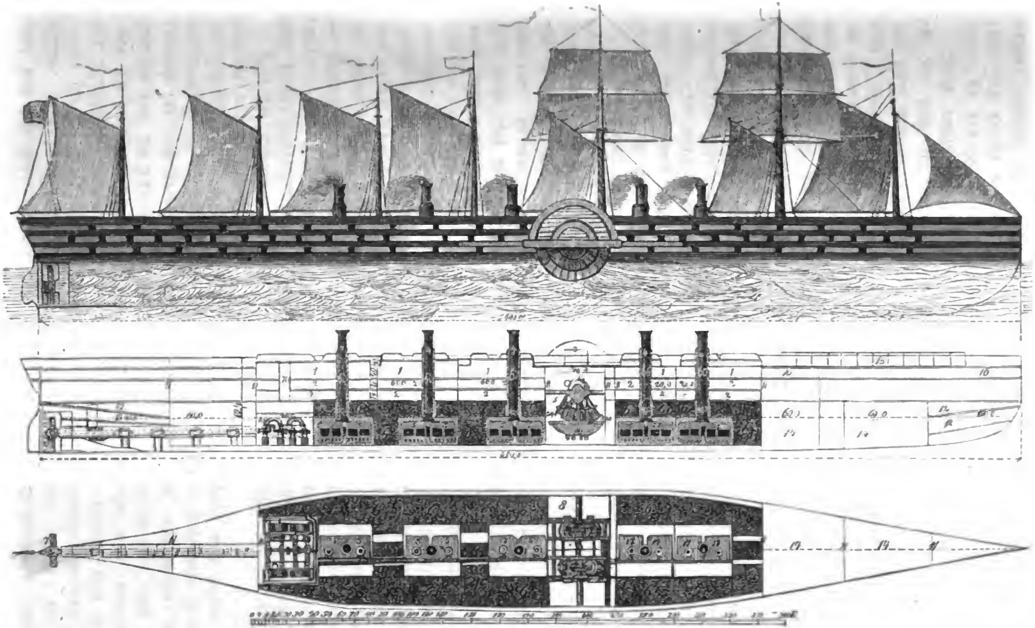
rads und der Schraube bei dem riesigen Schiffe in Anwendung kommen sollten. Die dazu gehörigen Dampfmaschinen sind weit größer, als sie bisher für die Seeschifffahrt üblich waren. Die Schaufelräder werden von vier Maschinen getrieben, welche oscillirende Cylinder haben, von denen jeder 18 Fuß lang ist und 6 Fuß 2 Zoll im Durchmesser mißt, sowie ein Gewicht von 28 Tonnen oder 62,720 Pfd. hat. Die Maschinen selbst sind ziemlich 50 Fuß hoch, haben bis zu 5000 Pferdekraft, vier Kessel, jeder mit zehn Oefen, und können gemeinsam oder getrennt gebraucht werden. Die Schaufelräder von 58 Fuß Durchmesser sind von Eisen und haben ein Gewicht von je 90 Tonnen.

Für die Schraube sind ebenfalls vier Maschinen bestimmt von zusammen 6500 Pferdekraft, deren Cylinder einen Durchmesser von je 84 Zoll haben. Sie sind aus der Werkstatt der Herren James Watt u. Comp. bei Birmingham hervorgegangen, die der Schaufelräder sind von den Herren Scott Russell u. Comp. gefertigt. Den Dampf liefern sechs Kessel, von denen jeder zwölf Oefen hat. Jede Reihe von Kesseln nimmt einen Raum von 9000 Quadratfuß ein und das Gewicht der Maschinen allein beträgt 500 Tonnen. Die Maschinerie ist übrigens so eingerichtet, daß jede der vier Maschinen völlig unabhängig von den übrigen ist, sodaß, wenn eine derselben ein Unfall treffen sollte, sie in Ruhe bleiben kann. Noch sind aber auch kleinere Maschinen aufgestellt, welche zu verschiedenen Arbeiten, namentlich dem Segel-Auf- und Einziehen, benutzt werden. Die Schraube selbst ist weit größer, als man sie bisher bei Schiffen anwendete. Ihr Durchmesser beträgt 24 Fuß, der Schaft 160 Fuß und dessen Gewicht beträgt 60 Tonnen.

Außer diesen beiden Systemen der mechanischen Kraft will man auch noch den Wind zum Fortbewegen des Riesendampfschiffs benutzen. Es wird daher sechs Maste erhalten, welche mit Ausnahme des Besanmastes, an welchem man die Kompasse befestigen will, um sie der Einwirkung des Eisens zu entziehen, sämmtlich aus Eisen gefertigt werden. Man berechnet die sämmtlichen Segel, welche das Schiff tragen wird, auf 6500 Quadratellen.

Mit dieser dreifach bewegenden Kraft hofft man dem Schiffe eine Schnelligkeit von 15 Knoten oder 18 Seemeilen in einer Stunde zu geben, und erwartet, daß es diese Schnelligkeit bei jedem Wetter wird beibehalten können. Auf diese Weise würde man künftig die Fahrt von England nach Ostindien um das Cap der guten Hoffnung in 30 bis 35 Tagen und nach Australien in 33 bis 36 Tagen vollenden können, während man bis jetzt mehr als das Doppelte der Zeit dazu bedurfte.

Noch erwähnen wir, daß das Riesenschiff 20 große Boote an Deck, sowie, an den Radkasten aufgehängt, zwei kleine Schraubendampfer von je 100 Fuß Länge und 60 bis 70 Tonnen Tragfähigkeit führen wird. Sie werden mittels der bereits erwähnten Hülfsdampfmaschinen herauf- und herabgelassen; die beiden kleinen Schraubendampfer werden stets zur Fahrt



Der Leviathan, das größte Dampfschiff der Welt.

völlig ausgerüstet gehalten und sollen namentlich die Passagiere mit all ihrem Gepäck an Bord oder ans Land bringen.

Daß ein Schiff von so gigantischen Verhältnissen auch zur Aufnahme einer großen Menge Reisender eingerichtet sein wird, versteht sich von selbst. Es enthält die nöthigen Bequemlichkeiten für 4000 Reisende, nämlich 800 der ersten, 2000 der zweiten und 1200 der dritten Klasse. Die für den Aufenthalt derselben bestimmten Salons, sowie die nothwendigen Schlafräume befinden sich in der Mitte des Schiffs und nehmen einen Raum von 350 Fuß ein, der vom Maschinenraum durch eine feste gewölbte Decke getrennt ist; über dieser und unter dem letzten Salondach werden die Kohlen ihren Platz finden. Die Salons sollen mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet werden, welche einen so langen Aufenthalt zur See angenehm machen können. Die Kajüte des Kapitäns befindet sich ziemlich im Mittelpunkte des Schiffs auf dem obern Deck, von wo aus er mit einem Fernglase nach den äußersten Punkten seines Fahrzeugs blicken und seine Befehle ertheilen wird, die aber nicht durch das Sprachrohr, sondern durch Signale gegeben werden. Mit den Maschinenräumen wird er mittels eines elektrischen Telegraphen in Verbindung stehen. Auch der Steuerapparat soll in der Mitte des Schiffes angebracht werden. Das Steuerruder selbst besteht aus zwei eisernen Blättern, welche an einer eisernen Ruderstange befestigt und deren Zwischenräume mit Holz ausgefüllt sind. Dem Schiffe werden zehn Anker beigegeben, deren jeder 55 Tonnen schwer ist; die Kette aber, an welcher sie laufen werden, wiegt 98 Tonnen und hat eine Länge von 800 Faden.

Wir sagten bereits, daß der Kompaß nicht auf dem Schiffe befindlich sein, sondern im Besanmaste in einer Höhe von 84 Fuß angebracht werden würde, um ihn vor der nachtheiligen Einwirkung des Eisens zu bewahren. Man wird ihm eine solche Einrichtung geben, daß seine Nadel ihren Schatten auf das Deck wirft und der Steuermann auf diese Weise die Bewegungen des Schiffes ohne Schwierigkeit nach den Weisungen des Kompasses wird lenken können. Uebrigens werden die Räume mit Gas erleuchtet, das an Bord selbst gefertigt wird, und auch ein elektrisches Licht wird an den Masten angebracht, das bei Nachtzeit und während Nebelwetter weithin sichtbar sein wird.

Fügen wir noch hinzu, daß das Schiff eine Tragfähigkeit von 22,500 Tonnen Last haben wird, genau übereinstimmend mit der Meilenzahl, die es auf der Hin- und Rückfahrt von und nach Australien zu durchmessen hat, so haben wir die Größenverhältnisse und Eigenthümlichkeiten dieses Riesenschiffes sämmtlich aufgezählt. Es bleibt uns nur noch die merkwürdige Geschichte seines vom Stapellaufens beizufügen.

Die Vollendung des Rumpfes fand Ausgang October 1857 statt, worauf denn sofort die nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden, um das Schiff vom Stapel laufen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurde eine über 400 Fuß lange, aus Balken, Steinen, Pfählen, Eisen und Cement be-

stehende Unterlage errichtet, stark genug, um unter der schwerfälligen Masse nicht nachzugeben. Auf dieser Unterlage, die eine Neigung von 12:1 hatte, ruhten die Eisenschienen und auf diesen die doppelten Wiegen, auf denen das Schiff allmälig nach dem Wasserspiegel hinabgleiten sollte. Außerdem waren noch eine Menge anderer Vorrichtungen getroffen worden, um das allzu rasche Vorwärtsgleiten des Schiffes zu verhindern. Dazu gehörten ein ganzes Heer kleiner stehender Dampfmaschinen, hydraulischer Apparate und Kettengewinde, die einander im Nothfalle unterstützen sollten. Elfhundert Menschen arbeiteten unter der Leitung des Ingenieurs Brunel an diesen Vorbereitungen Tag und Nacht.

Am 3. Nov. waren endlich diese Arbeiten glücklich beendet, und unter dem Zusammenströmen einer Menge von Menschen, im Beisein mehrerer fürstlicher Personen und vieler Schiffskapitäne, die aus Holland, Deutschland und Frankreich nach London gekommen waren, fand zuerst durch Miß Hope, der Tochter des Directors der Gesellschaft, die übliche Taufe des Kolosses statt, in welcher es den Namen „Leviathan" erhielt, worauf der Täufling sich in Bewegung setzen sollte. Die Lichterschiffe am Ufer zogen die Ketten und Stränge an, um das Schiff vorwärts zu schieben; es klirrten die riesigen Ketten, von denen jeder Ring 60 Pfd. wog, es knarrten die Taue, es stöhnten die Kolben in den hydraulischen Hebemaschinen, aber das Schiff rührte sich nicht. Noch ein Mal wurden die Maschinen in Bewegung gesetzt und siehe! der Koloß bewegte sich um 3 Fuß vorwärts. Lauter Jubel begrüßte dieses günstige Ergebniß. Da hatten aber die Arbeiter an einem der hintern Windeapparate das Commandosignal misverstanden. Das Zahnrad des Apparats brach, die Kurbel schlug zurück und streckte, wie sie sich blitzschnell im Kreise schwang, fünf Arbeiter zu Boden, die schwer verwundet ins Spital getragen werden mußten. Todesschrecken hatte sich der übrigen Arbeiter bemächtigt, und nur langsam faßten sie wieder Muth, die Arbeit abermals zu beginnen. Von neuem wurden die Maschinen in Bewegung gesetzt. Aber das Riesengebäude wankte nicht, und da zwei Maschinen unbrauchbar wurden und eine der Riesenketten sprang, mußte die Arbeit eingestellt werden.

Ein weiterer Versuch, den man mit dem Fortschieben des Schiffes am 19. Nov. unternahm, misglückte gänzlich, indem das Pfahlwerk unter dem ungeheuern Gegendruck zusammenbrach und eine der ungeheuern Ketten zerriß. Erst am 28. und 29. Nov., wo die Arbeiten wieder aufgenommen und fortgesetzt wurden, bewegte sich der Koloß im Ganzen um 23 Fuß vorwärts, aber auch jetzt mit unsäglicher Mühe und unter Verlust mehrerer Apparate und Ketten. Die Bemühungen wurden indeß in den darauf folgenden Tagen mit großem Eifer fortgesetzt. Am 4. Dec. rückte der Koloß um 31 Fuß weiter, sodaß er sich bei der Flut schon 4 Zoll im Wasser befand, brach aber auch zwei hydraulische Cylinder entzwei und zerriß mehrere Ketten; resultatlos blieben die am 7., 12. und 16. Dec. fortgesetzten Versuche, nur brachten sie weitere Verluste an unbrauchbar ge-

wordenen Maschinen und Apparaten, sodaß die Kosten des vom Stapellaufens, die man anfangs auf 25,000 Pfd. St. berechnet hatte, schon in der Mitte des December auf 70,000 Pfd. St. gestiegen sein sollen. Doch die vereinten Bemühungen brachten, wenn auch langsam, den Koloß seinem Ziele immer näher. Am 12. Jan. 1858 hatte er bereits 8 Fuß Wasser, und endlich, am 31. Jan. wurde er vollkommen flott gemacht, worauf er nach Deptford gebracht wurde, wo er seine vollständige Ausrüstung erhalten soll. Die Kosten seiner Herstellung sind freilich groß, denn einzig der Bau des Rumpfes wird schon auf 500,000 Pfd. St. berechnet, die weitere Ausrüstung wird 100,000 Pfd. betragen und die vermehrten Kosten des vom Stapellaufens haben diese Ausgaben noch um ein Beträchtliches erhöht.

Die Leichenverbrennung.

Die Auflösung jedes animalischen Körpers entwickelt der Gesundheit schädliche Dünste, welche um so gefährlicher auf die Lebenden einwirken, je größer die Zahl der dem Verwesungsproceß ausgesetzten Körper ist. Schon in den frühsten Zeiten des Christenthums eiferten daher Concilien wie weltliche Gesetzgeber gegen die Sitte, die Leichen Verstorbener in den Kirchen beizusetzen. Wir erinnern in dieser Hinsicht an die Verbote der Kaiser Theodosius und Justinian zur Zeit des byzantinischen Reichs, des Kaisers Karl's des Großen, sowie an die Verordnungen, welche das sechste Concilium zu Arles, das zu Nantes im Jahre 850 gegen diese Sitte erließ. Wenn sie sich dessenungeachtet Jahrhunderte lang erhielt, so geschah dies nur, weil andere Kirchenfürsten, wie Leo der Weise, sie in Schutz nahmen und der Letztere das Begräbniß der Leichen außerhalb der Stadt als eine Schändung derselben ansah. Die schädlichen Folgen dieses Gebrauchs blieben nichtsdestoweniger bestehen. Es ist durch Thatsachen erwiesen, daß die aus den Leichen sich entwickelnden Gasarten nicht blos der Gesundheit nachtheilig wirken, sondern öfters, gleich dem Kohlendampfe und andern plötzlich tödtenden metallischen Giften, selbst den Tod herbeigeführt haben, zumal wenn sie längere Zeit in geschlossenen Räumen angesammelt blieben; denn durch die Fäulniß thierischer Körper wird von der faulenden Substanz nicht nur eine beträchtliche Menge Sauerstoff verzehrt, sondern auch kohlensaures Gas und andere schädliche Gasarten an die umgebende Atmosphäre abgegeben. Der Verwesungsdunst wirkt unmittelbar oder mittelbar nachtheilig auf das Leben und die Gesundheit, unmittelbar durch plötzliches Einathmen des kohlensauern Gases (Stickluft), wodurch plötzliche Erstickungsfälle und Schlagfluß zu erfolgen pflegen, mittelbar durch die Entwickelung schädlicher Gasarten, wodurch Ansteckungsstoffe (Miasmen) erzeugt werden, welche typhöse Fieber zur Folge haben. Die

verheerenden Seuchen, von denen die Chroniken des Mittelalters erzählen, die erhöhte Sterblichkeit in einzelnen Städten, in denen dieser Gebrauch der Bestattung der Leichen innerhalb der Kirchen herrschend ist, sind großentheils diesem Umstande beizumessen.

Ganz in derselben schädlichen Weise wirken auf den öffentlichen Gesundheitszustand die Begräbnißstätten innerhalb der Städte. Wir führen in dieser Hinsicht das Beispiel Londons an, weil sich wol nirgends die Nachtheile dieses Gebrauchs in einem so hohen Grade gezeigt, aber auch nirgends Speculationssucht und Anhänglichkeit an alte Gewohnheit sich so hartnäckig dem Bessern widersetzt haben. Noch jetzt findet man in London noch zahlreiche Kirchhöfe mitten zwischen den Wohnungen der Lebenden. Wenn man aber bedenkt, daß die meisten Begräbnißplätze dieser Art eine verhältnißmäßig nur geringe räumliche Ausdehnung haben zu der Menge von Leichen, die sie aufzunehmen bestimmt sind, so darf man sich nicht wundern, daß sie nicht allein die wahren Ausgangspunkte ansteckender Krankheiten über die Hauptstadt des britischen Reichs sind, sondern auch, daß dort nach und nach die Ehrfurcht vor den Ueberresten Verstorbener, sonst überall bewahrt, der empörendsten Brutalität gewichen ist.

Der Begräbnißplatz in und neben der sogenannten Canon-Chapel hat nur eine Länge von 59 Fuß und eine Breite von 28 Fuß, sodaß die Gesammtoberfläche desselben nicht über 1700 Quadratfuß beträgt. Rechnet man nun auf ein Grab von Kindern und Erwachsenen 9 Quadratfuß, so kommen auf diesen Raum nur etwa 200 Leichen. Angenommen nun (aber nicht zugegeben), man könnte sechs Särge übereinanderstellen, wie dies auf andern Begräbnißplätzen Londons geschehen ist, so könnte dieser Raum höchstens 1200 Leichen fassen; man weiß aber mit ziemlicher Gewißheit, daß auf dem Raum dieses Kirchhofs in den letzten 16 Jahren nicht weniger als 10—12,000 Leichen beerdigt wurden. Bunhill-Fields, der 4 Morgen große Begräbnißplatz der Dissenter in Finsbury, hat nach den überdies noch sehr ungenau geführten Registern von 1713 bis 1832 überhaupt 107,416 Leichen aufgenommen. Der im Jahre 1746 eröffnete Begräbnißplatz von Bethnalgreen enthält bei einem Flächenraum von $2\frac{1}{2}$ Acres über 56,000 Leichen, weshalb der Verwesungsgeruch in der Nähe dieses Kirchhofs so stark ist, besonders wenn es nach langer Dürre regnet, daß der Geistliche bei Begräbnissen, um sein Amt nur nothdürftig verrichten zu können, sich immer vom Winde weg ans Grab stellen muß. Der Kirchhof um die St.-Annenkirche, der seit 160 Jahren zum Begräbnißplatz gedient, hat seit dieser Zeit nicht weniger als 110,240 Leichen aufgenommen, obwol er nur $\frac{1}{2}$ Acre groß ist. Es sind also im Durchschnitt auf diesem Kirchhof jährlich 689 Leichen begraben worden, während doch auf einem ganzen Acre höchstens 110 Leichen jährlich beerdigt werden können, wenn sie der Gesundheit der Ueberlebenden nicht nachtheilig werden sollen. In den Kirchengewölben waren während derselben Zeit 1920 Leichen beigesetzt worden (denn in England herrscht noch die Sitte, die Kirchen

selbst zum Begräbniß zu benutzen), und aus den Kirchenbüchern ergab sich, daß z. B. ein am 8. Febr. 1830 gemachtes Grab bereits am 22. März desselben Jahres geöffnet und mit mehr als 20 Särgen angefüllt worden ist. Um Raum zu gewinnen, zertrümmerte man mit Gewalt die noch nicht alten Särge, und soll sogar die Kirche mit dem aus Sargdeckeln gewonnenen Holze geheizt haben.

Wir haben hier einige wenige Thatsachen aus den Berichten der Commission zusammengestellt, welche 1852 vom Parlament niedergesetzt wurde, um die Verderblichkeit der Begräbnißplätze innerhalb der Stadt zu untersuchen. Es begreift sich von selbst, daß bei dieser Nichtachtung der Todten wie der Lebenden an eine würdige Bestattung der Verstorbenen, besonders aus den ärmern Klassen, nicht zu denken ist. Der Leichnam wird in geschäftsmäßigem Eifer durch die Straßen geschafft, der Geistliche verliest die Leichengebete mit geschäftsgewohnter Eile, das Grab wird zugeschaufelt und fast nie, auch nicht einmal durch einen Hügel, geschweige denn durch ein Kreuz oder dergleichen bezeichnet. Am eisernen Kirchhofsgitter bleiben während dieser Ceremonie einige neugierige Straßenbuben, vielleicht eine zerlumpte Irländerin stehen, und gehen dann gedankenlos weiter auf dem Pfade des Elends und des Lasters.

Wenn wir hier die Nachtheile der gegenwärtig in der christlichen Welt üblichen Begräbnißweise in ihrer größten Stärke hervorgehoben haben, so bekennen wir gern, daß sie sich fast nirgends anders in dem Maße wiederfinden, wie in London; aber vorhanden sind sie überall. Die Ausdünstung der Todten wird stets verderblich wirken, wenn die Kirchhöfe auch geräumiger sind, sobald die Wohnungen der Lebenden mit ihr in zu nahe Berührung kommen, was bei der Zunahme unserer Städtebevölkerung kaum zu vermeiden sein dürfte. Dr. Playfair hat nachgewiesen, daß das den Kirchhöfen entströmende Leichengas 52,261 Kubikfuß auf jeden einzelnen Acre und auf den ganzen Flächenraum der Kirchhöfe Londons von 218 Acres 2,572,580 Kubikfuß betrage. Rechnen wir nun auch wegen der Sonderstellung Londons einen bedeutenden Theil dieser Ausdünstungen ab, so wird doch für die Begräbnißplätze anderer Länder, namentlich Deutschlands, noch genug schädlicher, den Kirchhöfen entströmender Dünste übrig bleiben, um die Besorgniß zu rechtfertigen, daß sie den Lebenden großen Schaden bringen. Man muß nur bedenken, daß in den letzten Jahrzehnden fast alle größern und mittlern Städte einen beträchtlichen Zuwachs an Bevölkerung gewonnen haben, der immer noch anzudauern scheint, mit dieser Vermehrung der Bevölkerung aber auch die Sterblichkeit zugenommen hat. Wenn nun auch diese vermehrte Sterblichkeit nicht einzig der allzu nahen Berührung der Todten mit den Lebenden zuzuschreiben sein dürfte, so hat sie doch einen sehr großen Antheil daran. Wie wäre es z. B. möglich, daß in Breslau, welches ebenfalls die Kirchhöfe noch innerhalb der Stadt hat, das Sterblichkeitsverhältniß wie 1 zu 25, also ziemlich gleich mit dem weit bevölkertern Wien, sich stellt, da doch andere Städte, welche mit Breslau eine

gleiche Bevölkerung haben, einer weit längern Lebensdauer ihrer Bewohner sich rühmen dürfen? Doch auch abgesehen von diesem gesundheitsgefährlichen Einflusse unserer Begräbnißweise erfüllt sie nicht einmal den Zweck, zu dessen Erreichung sie angenommen wurde.

Es versteht sich von selbst, daß der große Trost, den die Ueberlebenden aus dem Gedanken schöpfen, denjenigen, welchen sie im Leben mit inniger Liebe zugethan waren, eine sichere Ruhestätte im Grabe bereitet zu haben, nur sehr unvollkommen erreicht werden kann. Wir haben gesehen, daß in England und namentlich in London die Unverletzlichkeit dieser Ruhestätte gar nicht mehr besteht. Nicht einmal während eines Jahres bleiben die Verstorbenen in Ruhe, indem die Nothwendigkeit, weitern Raum für die nachkommenden Leichen zu gewinnen, schon nach wenigen Wochen das stille Haus des Todes wieder in Bewegung setzt, um andern Verstorbenen einen Platz darin zu gönnen. Dadurch wird den Ueberlebenden aber auch der Trost entzogen, an dem Grabe ihrer Lieben zu beten, ihrer in Treue und Wehmuth zu gedenken und eine Art Gemeinschaft mit ihnen zu unterhalten. An andern Orten, wo für die Begräbnißstätten ein größerer Raum gegeben ist, erfolgt diese Störung der Todtenruhe nicht so schnell; aber auch hier kommt die Zeit, wo eine andere Generation die frühere verdrängt, wie auf dem wechselvollen Schauplatz des Lebens. Nur wenigen, dünn bevölkerten Gegenden ist der Vorzug gestattet, das Gedächtniß der Verstorbenen auf längere Zeiträume in ihren Gräbern aufrecht zu erhalten; in weniger bevorzugten Orten darf man annehmen, daß die frühern Gräber schon nach 30 Jahren, ja sogar nach kürzern Zeiträumen aufgegraben und zur Aufnahme jüngerer Todten bereit gemacht werden.

An sich ist damit nur einem Gesetze der Natur Genüge geleistet. Wie im Leben nur einzelne bevorzugte Menschen über die große Mehrzahl ihrer Mitmenschen hervorragen und ihrem Namen, ihrem Geschlecht einen höhern Glanz verleihen, wie in den Annalen der Geschichte selbst von diesen bevorzugten Männern und Frauen wieder nur die durch Rang, Reichthum oder geistige Kraft Ausgezeichnetern künftigen Geschlechtern als leuchtende Sterne ihrer Zeit genannt werden, so ist auch die sichtbare Erinnerung an Grabstätten nur bevorzugten Menschen vorbehalten. In den Felsengräbern Asiens, in den Pyramiden Aegyptens, in den glänzenden Grabgewölben Griechenlands und Roms, in den Todtenhügeln der Gallier, Germanen und nordischen Völker sind uns noch die Ueberreste großer Könige, Helden und Weisen aufbehalten, während von der großen Zahl Derer, welche diesen gehorchten, keine Spur mehr vorhanden ist. In den Katakomben von Paris, Neapel und Rom finden sich zwar zahllose Gebeine Verstorbener aus frühern Zeiten, ihr Gedächtniß selbst ist aber erloschen und Niemand gibt mehr Zeugniß von ihrem geistigen Streben, von ihren Tugenden oder ihren Lastern, von ihren Leiden oder ihrem Glücke. Aber auch selbst diese so große Anzahl von Ueberresten der Todten, die wir nach Hunderttausenden lebender Wesen berechnen dürfen,

ist doch nur ein kleiner Bruchtheil der ganzen Masse Verstorbener, welche nach und nach den Erdkreis bewohnte. Wo sind diese alle geblieben? „Sie sind zu Erde geworden, von der ihr Leib genommen war.“ Wie könnte auch die Erde alle die zahllosen Generationen von Menschen bergen, welche seit Erschaffung der Welt auf ihr gelebt haben? Die Oberfläche unsers Erdballs wäre viel zu klein zu ihrer Aufnahme, selbst wenn man die Gräber über Gräber errichten wollte. Nach einer gewöhnlichen Annahme berechnet man die Gesammtbevölkerung der Erde auf 1054 Millionen Menschen. Nehmen wir nur 900 Millionen als Durchschnittszahl an, weil die Bevölkerungen mit der Gesittung gestiegen sind, so muß man, nach einer andern ungefähren Annahme der Sterblichkeit, jährlich 30 Millionen Gestorbener berechnen, da in Europa wenigstens das Sterblichkeitsverhältniß sich im Durchschnitt wie 1 zu 30 stellt. Nehmen wir ferner die Dauer unserer bewohnten Erde auf 6000 Jahre an, so würde das eine Menge von 180,000 Millionen Verstorbener ergeben. Nach gewöhnlichem Gebrauch rechnet man auf das Grab Erwachsener und Kinder einen Raum von 9 Quadratfuß. Jene Anzahl von Verstorbenen würde also einen Flächenraum von 900 Millionen Quadratmeilen erfordern, während die Oberfläche der ganzen Erde deren nur 2,468,000 enthält. Selbst Europas Flächenraum würde zur Aufnahme seiner Gräber nicht ausgereicht haben, wenn diese auch nur seit der christlichen Zeit sollten unberührt bleiben. Zu den 14,400 Millionen Gräbern, welche man auf tausend Jahre annehmen muß, wäre ein Raum von 73 Millionen Geviertmeilen erfordert worden, während es doch nur 178,000 enthält.

Wenn aber nun die physische Unmöglichkeit erwiesen ist, das Gedächtniß der Todten in ihren Gräbern auch nur für Jahrhunderte zu erhalten, wenn die großen Nachtheile, welche die jetzige Bestattungsweise für die Lebenden herbeiführt, durch ärztliche Gutachten erwiesen ist, und sie zugleich in volkreichen Städten wie auf dem Lande die Ehrfurcht, die wir den Verstorbenen schuldig sind, auf eine empörende Weise untergräbt, so darf gewiß ein Vorschlag zu einer andern Bestattungsweise, der den größten Theil dieser Nachtheile vermeiden läßt, nicht ohne Weiteres von der Hand gewiesen werden. Dieser Vorschlag besteht darin, die Leichen zu verbrennen, statt zu bestatten.

Wir haben schon früher angedeutet, daß das Alterthum alle drei Begräbnißarten, die Einbalsamirung, die Beerdigung und das Verbrennen der Leichen kannte und ausübte; selbst von den Juden späterer Zeit glaubt man annehmen zu dürfen, daß ihnen der Gebrauch der Leichenverbrennung nicht unbekannt gewesen. Erst die Kirchenväter der christlichen Zeit gaben der Beerdigung den Vorzug in Berücksichtigung mehrerer Bibelstellen. Doch dürfte es nicht schwer sein, diesen letztern Einwurf zu beseitigen, sobald wir nur den wahren Begriff des Staubes, zu welchem der menschliche Körper werden soll, festhalten. Es ist doch nur das Zerfallen der äußern Form, die Auflösung derselben in die allgemeinen Stoffe, aus denen der Leib

zusammengesetzt war und welche zur Zeit des Auferstehungstages auf den schöpferischen Ruf des Herrn der Welten wieder ihre menschliche Gestalt annehmen soll. Ob dieses Aufhören der menschlichen Gestalt durch den Proceß der Verwesung oder durch den kürzern der Verbrennung herbeigeführt wird, kann an sich gleichgültig sein. Die Asche verbrannter Körper ist ebenso gut Staub wie die Ueberreste der Verwesung, und beide bilden fast dieselben Bestandtheile der Erde. Beide Stoffe kann und wird der göttliche Geist wieder beleben zu dem neuen Menschen, welcher leben soll in der Herrlichkeit des ewigen Lichts. Der Verstorbene selbst verliert also an seinen körperlichen Stoffen nichts, mag er verbrannt oder der langsamern Verwesung überlassen werden. Hier wie dort erleidet sein Leib die Zersetzung, welcher jeder Körper der Erde unterworfen ist; hier wie dort bleibt nur ein Häuflein Asche von seinem Dasein übrig, das sich mit den übrigen Bestandtheilen der Erde vermischt. Aber während der Verwesungsproceß von dem einzelnen Menschen keine Spur mehr zurückläßt, welche von dem körperlichen Dasein des Menschen nach einer Reihe von Jahren Zeugniß ablegen, das seinen zurückgelassenen Lieben als theure Erinnerung an ihn selbst dienen könnte, gewährt die Leichenbestattung durch Verbrennung diese Vortheile wirklich. Ueber Jahrhunderte und Jahrtausende haben sich die Aschenkrüge der alten Völker erhalten, da ihre Aufbewahrung, selbst in großer Anzahl, nur geringe Schwierigkeit darbietet, die leicht zu besiegen sein würden. Die Persönlichkeit des Menschen ist also hier weit mehr geschützt, und mit ihr würde auch die Moralität der Ueberlebenden eine größere Stütze erhalten.

Niemals erscheint der Tod in einer abschreckendern, das moralische Gefühl abstumpfendern Gestalt als zur Zeit verheerender Krankheiten. Wir selbst haben es ja erlebt, als die Cholera Tausende und Tausende plötzlich aus dem Kreise des Lebens riß, wie alle Verehrung gegen die Verstorbenen erlosch, ja nicht einmal derjenige Grad von Schonung übrig blieb, welcher sich in jeder Menschenbrust beim Anblick eines plötzlich Dahingeschiedenen regt. Gefühllos wurden die an der Cholera verstorbenen Menschen aus den Häusern geschleift, wo sie, verlassen von den Ihrigen, ihre letzten Seufzer ausgeathmet hatten, in großen Gruben aufeinandergehäuft, ungelöschter Kalk auf sie gestreut und die Stätte geflohen wie ein mit tödtlichem Gift geschwängerter Ort. Und er war es auch. Denn die Ausdünstungen der verwesenden Leichname verfolgten die Lebenden, und rissen sie durch ansteckende Krankheiten in ein frühes Grab. Die Sitte der Leichenverbrennung würde selbst in solchen trostlosen Zeiten, wo das Gefühl der Selbsterhaltung die edelsten Regungen des Menschenherzens ertödtet, dem Tode sein Grauen nehmen, während sie die Ueberlebenden vor seinen gefährlichen Nachwirkungen schützt. Das Verbrennen der Leichen kann niemals so entsittlichend wirken, wie das Verscharren derselben in einer Grube. So hätten wir denn einen doppelten Nutzen von der Leichenverbrennung: sie streitet nicht gegen den Glauben an eine persönliche

Fortdauer des Menschen nach dem Tode, unterstützt ihn im Gegentheil, und erhebt das sittliche Gefühl, indem sie dem Tode seine Schrecken nimmt.

Aber, wird man uns einwerfen, wie ist die Einführung der Leichenverbrennung möglich, selbst wenn man allem hier Gesagten zustimmen wollte? Steht ihr nicht ein großes materielles Hinderniß entgegen in dem nutzlosen Verbrauch des Holzes, der dadurch herbeigeführt werden würde? Auch dafür hat unsere Zeit mit ihren großen Fortschritten in der Chemie gesorgt, wodurch es möglich wird, die Verwandelung der Leichen in Asche



Eine Leichenverbrennung.

auf wohlfeilere und das kostbare Material des Holzes weniger verschwendende Weise zu erzielen. Diese Erfindung, von der wir beistehend eine Abbildung geben, besteht darin, daß man, statt des sonstigen Feuerungsmaterials, dünne Metallplatten anwendet, die, wenn man einen dünnen Strom entzündetes Gas (a) darauf wirken läßt, eine außerordentliche Hitze verbreiten und glühend roth werden. Die Flamme, welche durch eine geeignete, aber sehr einfache Einrichtung des Gases erzeugt wird, das mit der Metallplatte vereint wirkt, hat das Ansehen eines hellen Kohlenfeuers, und dasselbe kann durch den Hahn der Gasröhre regulirt, nach Willkür verstärkt

und ausgelöscht werden. Die Verbrennungsproducte werden theils durch Abzugsrohre (b) aufgesaugt, theils in Gefäßen (c) mit Schwefelsäure absorbirt und concentrirt. — Auch andere Vorrichtungen dieser Art sind seitdem bekannt geworden, von denen wir hier folgende genauer anführen*). Sie besteht aus einem Apparat, welcher in der unmittelbaren Nähe einer Kapelle unter freiem Himmel aufgestellt werden kann, damit das Publikum dem letzten Segen sowol als der Einäscherung ungestört beizuwohnen vermag.

Bei der Operation wird der Kamin über dem Herde, worin die Verbrennung geschehen soll, ebenso umgelegt wie bei einem Dampfschiffe, welches Brücken zu passiren hat, um die Vase aus dem Innern des Apparats herausheben zu können. Diese wird dann in das Haus gebracht, worin die Leiche sich befindet, die letztere wird in ein Leintuch gehüllt und sitzend zusammengekauert in eine Vase gethan, welche an ihrem obern Theil eine kreisförmige Vertiefung hat, in welche der Rand des kuppelförmigen, massiven Deckels genau hineinpaßt, um durch vorheriges Hineinstreuen von Schwefelblüte, gemischt mit etwas feingesiebter Asche oder feingemahlenem Gyps, die Vase hermetisch zu verschließen. An die Oehren am obern Rande der Vase wird ein Tuch befestigt, worauf Name und Alter des Verstorbenen steht. Während der Leichenceremonien steht die Vase auf einem Postament, von dem sie nach beendigten Ceremonien abgehoben und in den Apparat so versenkt wird, daß die unter den Oehren befindlichen konischen Mündungen sich in die trichterförmigen Obertheile von Röhren hineinlegen. Diese Röhren sind an einen Cylinder festgeschraubt und müssen hinlänglich fest sein, um die Last der Vase sammt der Leiche tragen zu können. Hierauf wird der Kamin aufgerichtet und das Feuer in dem darunter befindlichen Herde angefacht. Durch einen hornförmigen Trichter werden die Kohlen unter das brennende Material mit Druck hineingeführt und so eine sehr gleichförmige und möglichst rauchlose Flamme erzielt. Durch zwei Thüren wird anfangs das Feuer entzündet, und während der Operation zeitweise Asche und Schlacken aus dem Herde entfernt. Die Roste des Herdes sind an dessen beiden Seiten fast senkrecht angebracht, weshalb der Herd die Gestalt einer gestutzten umgekehrten Pyramide erhält. Die die Flamme nährende Luft tritt zwischen zwei Cylinder, und bis sie zu deren Oeffnungen gelangt, erwärmt sie sich von dem innern Cylinder, dessen innere Wände von der Flamme bestrichen werden; nachher gelangt sie durch die eben erwähnten zwei Oeffnungen und zwei Roste unter das Brennmaterial. Die aufsteigende Flamme wird vorerst, bevor sie noch in den weitern Raum des Apparats gelangt, durch einen massiven thönernen Kranz concentrirt, auch soll an einem be-

*) Eine Abbildung derselben befindet sich in der Illustrirten Zeitung, Bd. 28, S. 88, auf welche wir Diejenigen verweisen, die sich über diesen Gegenstand noch gründlicher unterrichten wollen.

stimmten Punkte die Hitze durch die Ausstrahlung des thönernen Kranzes möglichst intensiv werden, um die Dämpfe und Gase, welche sich in der Vase nach und nach bilden und durch die zwei Röhren in den Herd geleitet werden, zu verbrennen. Durch einen Hahn kann der Hergang der Operation genau beobachtet werden. Der Hahn steht nämlich mit einer der zwei erwähnten Röhren, somit auch mit dem Innern der Vase in Verbindung. Er kann von der kleinsten Dimension, und die nach oben gekehrte Ausströmungsöffnung braucht nicht größer zu sein als der Durchmesser einer gewöhnlichen Nähnadel. Beim öftern Oeffnen des Hahns wird anfangs aus diesem Dampf aufsteigen, der nicht brennt, später brennbare Gase. Aus der Stärke dieser Gasflamme kann man auf das mehr oder weniger energische Entwickeln der Gase schließen. Bei einer vorgeschrittenen Abnahme der Entwickelung dieser letztern wird die Erfahrung zeigen, welchen Grad der Verkohlung der Körper erreicht hat. Nach dem Wunsche der Hinterbliebenen kann man diese auch nur so weit treiben, bis der Körper vollkommen eingetrocknet ist, sodaß er ohne Gefahr aufbewahrt werden mag, ohne künstlich einbalsamirt zu werden.

Man sieht, diese Vorrichtung hat den Zweck, beiden Bestattungsweisen, der Einäscherung wie der Vertrocknung der Leichen, zu dienen, um reichern Leuten die Aufbewahrung der Leichen möglich zu machen. Wir unsererseits würden der Verbrennung mehr beistimmen, auch sie gibt der Verehrung der Todten in der Asche der Verstorbenen einen sichtbaren Gegenstand, an den vielleicht mehr als bei dem vertrockneten Leichnam das Bild des Hingeschiedenen sich knüpfen, der Lichtglanz seines Lebens und Wirkens sich würdigen und begreifen läßt. Auch läßt sich recht gut eine Einrichtung denken, wonach die Urnen mit der Asche unserer Todten die einen freundlichen Platz umschließenden Hallen oder Colonnaden, gleich den Cinerarien der Alten, zieren könnten, deren Anblick vielmehr dazu einladen würde, das Andenken an die Dahingeschiedenen durch fromme Besuche zu erneuern und lebendig unter uns zu erhalten. Und das Andenken des Aschenkruges ist für alle Zeiten, denn nicht leicht wird es an Platz zu ihrer Aufstellung über der Erde fehlen, wol aber, wie wir gesehen haben, an Platz, um beerdigten Todten ihre Ruhe im Grabe zu sichern.

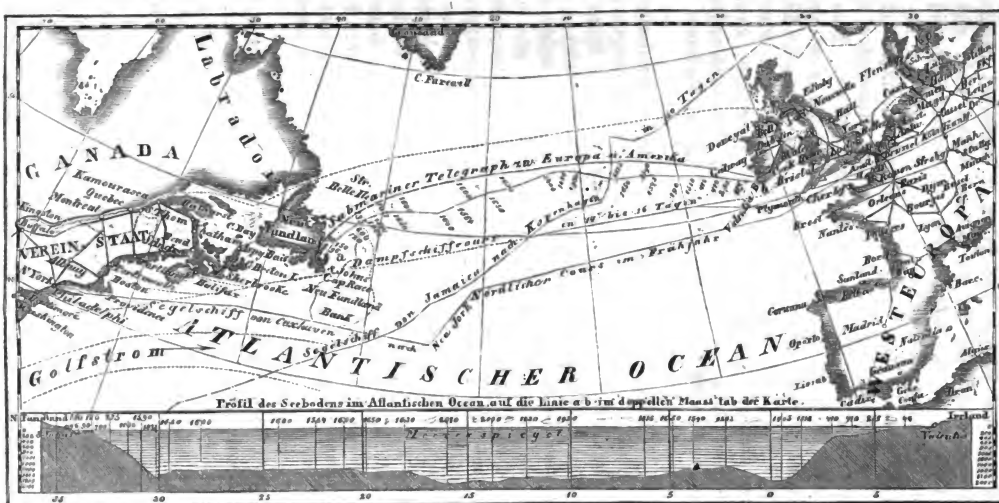
Der große submarine atlantische Telegraph.

Unter den großartigen Unternehmungen, zu denen sich die neueste Zeit mehr als jede andere geneigt und geschickt zeigt, ausgerüstet wie sie ist durch die großartigen Fortschritte in der Mechanik und den praktischen Wissenschaften, nimmt gewiß die Idee einer directen telegraphischen Verbindung zwischen Europa und Amerika eine der ersten Stellen ein.

Die elektrischen Telegraphendrähte, welche durch eine sinnreiche Einrichtung auch für die Versenkung in die Meerestiefen brauchbar gemacht wurden, regten diese Idee zunächst an. Anfangs nur zur Verbindung naher Küstenpunkte benutzt, fand man bald, daß die Entfernungen kein wesentliches Hinderniß zur Legung unterseeischer Telegraphenverbindungen darboten, und so wurden nach und nach England mit Frankreich, Belgien mit England, das sardinische Festland mit der Insel Sardinien, in der neuesten Zeit auch Frankreich mit Algerien in telegraphische Verbindung gesetzt. Die Construction der Telegraphentaue erreichte immer größere Vollkommenheit, und diese Verbindungen selbst immer größere Sicherheit und Dauer.

Wenn man bedenkt, welchen großartigen Aufschwung der Handel auf dem Festlande durch Eisenbahnen und Telegraphie gewonnen, so wird man sich nicht wundern, daß die Handelswelt gar bald darauf sann, die Erfindung der unterseeischen Telegraphen auf die weitesten Entfernungen auszudehnen. England und Amerika namentlich fühlten das immer dringender werdende Bedürfniß, die beiden durch den Atlantischen Ocean getrennten Erdtheile in eine unmittelbare Verbindung miteinander zu setzen. Die Möglichkeit dazu war bereits gegeben; es kam nur noch auf die zweckmäßigste Weise der Ausführung an. Mancherlei Gedanken wurden darüber laut. Schon im Jahre 1854 tauchte ein großartiger Plan in Amerika auf, angeblich von einem dort lebenden Deutschen J. P. Scheffner entworfen, welcher nichts Geringeres beabsichtigte, als die ganze Erde mit einem elektrischen Telegraphenorganismus zu umgeben. Scheffner hatte, wie damals berichtet wurde, eine Reise um die Erde unternommen, die speciellsten Untersuchungen angestellt und angeblich auch mit verschiedenen Regierungen bereits Unterhandlungen zur Ausführung seines Planes angeknüpft. Dieser bestand darin, von Dänemark aus das telegraphische Tau über die Faröer, Island und Grönland nach Nordamerika zu führen. Mit Norwegen und Rußland sollten ebenfalls schon Unterhandlungen begonnen worden sein. Von Grönland sollte der Telegraph nach Labrador, von Nordamerika durch das Oregongebiet nach Californien und nach den Küsten des Stillen Oceans, diesen entlang nach dem russischen Amerika, den Aleutischen Inseln und nach China, und von da über Ostindien nach Australien u. s. w. gehen. Die Verbindungslinien über die verschiedenen festen Erdtheile waren ebenfalls gezogen und genau bestimmt. Von dem weitern Schicksale dieses großartigen Planes, der besonders auf Rußlands und Amerikas thätige Mithülfe rechnete, haben wir nichts weiter vernommen.

Dagegen wurde die Idee, Amerika und Europa in unmittelbare Verbindung zu bringen, immer lebhafter besprochen und durchdacht. Zunächst entwarf man einen Plan, die Legung eines unterseeischen Telegraphen durch verhältnißmäßig kürzere Entfernungen zu sichern. Die Verbindungslinie sollte von Canada aus beginnen und durch Uebergänge von einer der dazwischenliegenden Inseln nach der andern, Grönland, Island, die Shetländischen und Orkney-Inseln erreichen und dann den Weg zugleich



Karte des atlantischen Telegraphen.

nach Schottland und der Küste von Norwegen einschlagen. Die Taue waren überall von der stärksten und besten Beschaffenheit gedacht, die Zwischenentfernungen von Station zu Station sollten nicht mehr als 500 Meilen betragen, wodurch man ein etwa eintretendes Hinderniß leicht zu entdecken und zu entfernen hoffte.

Inzwischen waren die von der Regierung der Vereinigten Staaten unternommenen Untersuchungen über die Tiefen des Atlantischen Meeres und die Beschaffenheit seines Bodens immer weiter gediehen. Man hatte gefunden, daß der Meeresboden in directer Linie zwischen England und den Vereinigten Staaten verhältnißmäßig eben sei und aus einer festen Muschel- und Sandlage bestehe, daß also ein darauf liegendes Tau keineswegs einer besondern Gefahr, durch Reibungen zerstört zu werden, unterliege. Daher entschied sich denn die bereits organisirte Telegraphengesellschaft für den Plan, das Tau mit Umgehung von Zwischenstationen direct zwischen den beiden großen Festlanden zu legen.

Bei der Verfertigung des Taues wurde die größte Sorgsamkeit beobachtet. Es erhielt namentlich da, wo es auf dem Meeresgrund aufliegen sollte, eine Dicke von $^3/_4$ Zoll im Durchmesser. Der Mittelstrang bestand aus sechs Kupferdrähten Nr. 22 (feine Nähnadeldicke). Dieser Strang erhielt eine dreifache Umhüllung von Gutta-Percha, welche wieder von Pechdraht umsponnen wurde, und um das Ganze vor jeder äußern Verletzung zu schützen, wurde das Tau mit Drahtbändern spiralisch umwunden. Auf diese Weise glaubte man die größtmögliche Festigkeit mit der nothwendigen Biegsamkeit und Leichtigkeit verbunden zu haben. Dies war besonders deshalb nöthig, weil das Tau bei größerer Schwere und bei seiner Länge von 1640 Seemeilen mehrere Schiffe zur Fortschaffung erfordert hätte und seine Legung schwieriger geworden wäre. Schon jetzt wog es mehr als 800,000 Ctr. und kostete gegen $1^1/_2$ Millionen Thaler. Die obern Eisendrähte wurden weder verzinnt noch verzinkt, weil man erwartete, das zerfressende Seewasser werde durch Rost und Schlamm eine bessere Bedeckung bilden.

Auch über den Ausgangspunkt in Europa und Amerika war man bereits einig geworden, indem dort das Cap Valentia in Irland, hier St. John in Neufundland dazu ausersehen war. Zur größern Sicherheit der Operation wurde von der amerikanischen Telegraphencompagnie überland eine Leitung nach der Insel Cap Breton, an der Küste von Neuschottland, geführt, und von der Neuyork-Neufundland- und London-Telegraphencompagnie ein Tau unter dem St. Lorenzgolf nach Neufundland, und von da weiter entlang der südlichen Küste nach St. John gelegt; der Hafen von St. John aber mit Hülfe unterseeischer Sprengungen ausgetieft, und für die größten Dampfer ankerbar gemacht, um sofort zur Hülfe herbeieilen zu können, wenn am Telegraphen etwas Ungünstiges sich ereignen sollte.

So glaubte man alle die nöthigen Vorarbeiten getroffen zu haben,

um das Unternehmen zu einem glücklichen Ausgange zu führen. Das ungeheuere Tau, von Kuper in Greenwich und Newall in Gateshead gefertigt, war vollendet, und wurde bereits im Juni vorigen Jahres aufgerollt und auf die zu seiner Aufnahme bereiten Schiffe, den amerikanischen Dampfer Niagara und den englischen Agamemnon, gebracht, denen noch der Susquehannah beigegeben war. Die Schwierigkeit der Operation verzögerte die Vollendung des Werks bis Anfang August, wo endlich die Schiffe zum Auslaufen bereit waren. Anfangs hatte man die Absicht gehabt, das Tau auf die Mitte des von ihm einzunehmenden Raumes in die See zu bringen und erst von dort aus das Tau theils nach Amerika, theils nach Europa abzurollen. Später kam man davon aber zurück und zog es vor, von Valentia aus die Legung allmälig bis St. John auszudehnen. Schon hatte man eine Länge von ungefähr 300 Meilen durchmessen, da gerieth am 11. August eine Walze ins Stocken und das Tau riß.

Die Legung des unterseeischen atlantischen Telegraphen war somit für den Augenblick unterbrochen, aber keineswegs die Hoffnung damit aufgegeben; und am 5. August 1858 endlich gelang das schwierige Werk nach wiederholtem Mislingen den Dampfern Agamemnon und Niagara, die, in der Nacht des 28. Juli inmitten des Oceans voneinander abfahrend, fast zu gleicher Zeit ihre Zielpunkte, den irischen Hafen Valentia und die Trinitybai in Neufundland, erreichten.

Ueber den Einfluß, den diese telegraphische Verbindung der beiden Festlande auf die politischen und Handelsverhältnisse derselben auszuüben im Stande sein wird, wagen wir noch nichts Bestimmtes zu äußern. Schon war die Entfernung zwischen Nordamerika und Europa durch die Dampfkraft wesentlich verkürzt, indem man zu einer Reise, welche früher viele Wochen in Anspruch nahm, jetzt höchstens 11—15 Tage bedarf. Der erleichterte Gedankenaustausch wird nun die Verhältnisse noch mehr umgestalten, und der verhältnißmäßig billige Preis der Depeschen, zu 1 Dollar das Wort, den Nutzen dieser Erfindung unverhältnißmäßig erhöhen, und für die vielseitigsten Zwecke dienstbar machen.



VIII.

Am Kamin.

Der fromme Soldat.

Eine Erzählung.

Es ist nicht lange nach der Einnahme von Rangun im Jahre 1824. Die letzten Strahlen der glühenden Sonne Indiens vergolden die schwankenden Palmen der Gärten dieser durch ihre Tempel und Klöster prächtigen Stadt, blitzen auf den Kuppeln der mannigfachen Pagoden der verschiedenen Götter, welchen unter den blinden Heiden Birma's Altäre geweiht sind. Vor allem prachtvoll strahlt die glanzvolle Shoe Dagong, zweifellos der schönste Buddhatempel im weiten Umkreise, der Stolz Ranguns, der Ruhm der eifrigen Buddhisten, zu deren tiefem Schmerze sie freilich jetzt ihrem eigentlichen Zwecke entrissen, den gelegentlichen Besuchen, dem beliebigen Gebrauche der Eroberer offen steht. Die Riesenglocke der Pagode,

der 300 Fuß hohe Thurm mit seiner goldenen Krone, sie sind in den Händen der „Ungläubigen“, die, aus fernen Landen gekommen, mit dem Donner ihrer Geschütze die Grundvesten Birma's erschüttert, die „goldfüßige Majestät“ wie ihres Gleichen zu achten gewagt haben.

Und jetzt schlenderten diese fremden Eindringlinge durch die engen, krummen Straßen, ließen sich auf den Kanälen rudern, als seien sie im guten Rechte, ja ihr Wort mußte schweigend vernommen, emsig vollführt werden. Auch an diesem Abende ging ein Trupp junger „rothröckiger Barbaren“ lachend und plaudernd die Straße hinauf, auf wenige Augenblicke ihren Schritten Halt gebietend, um die blendende Pracht der Shoe Dagong zu bewundern; eine Pracht, die um so augenfälliger war, als die Umgebung meist nur ärmliche Hütten, Bambushäuschen u. dergl. aufzuweisen hatte, wie denn die Herrlichkeit der Birmanenstadt wesentlich in der reichen Menge glanzvoller Gebäude für den Götzendienst und in den gefälligen Formen der Klöster mit ihren Kuppeln und Portalen besteht. Noch weidet sich das Auge an dem mehr und mehr verschwimmenden Farbenspiel, als das scharfe Ohr des Einen dieser fröhlichen Schar die ernsten Weisen heimischer Psalmen, hinter den starken Mauern der Pagode hervordringend, vernimmt. „Was ist hier? Dem müssen wir auf die Spur kommen.“ Und rascher als bisher, erwartungsvoll, eilen sie dem Portal zu. Nach kurzem Suchen stehen sie am Ziel ihres Wunsches, höchst verwundert, wie wir aus abgerissenen, halblauten Sätzen abnehmen dürfen. „Ach, old phlos (der alte Philosoph) mit seinen Heiligen!“ — „Was? Hier ist der fromme Harry alle Abend? So lösen sich die Räthsel?“ — „Das hätten wir uns denken können! O über die alte Betschwester!“ — Nun, sehen wir uns die Betschwester an, indessen die Herren Leutnants vom 13. Regimente trotz ihrer spöttelnden Mienen ernster gehen, als sie gekommen.

In einem mäßig weiten und hohen Gemach sitzt eine andächtige Versammlung. Alle tragen den Waffenrock; mancher tiefernste Zug auf den wettergebräunten, zum Theil sorgenvollen Gesichtern zeugt vom ergreifenden Eindruck des Wortes, das von den Lippen eines etwa dreißigjährigen, mit kräftiger, wohllautender Stimme zum Herzen redenden Mannes strömt, als wäre es die geweihte Zunge eines hochbegabten Kirchenfürsten, die den 115. Psalm auslegt. Nichts als die bekannte Uniform des 13. Regiments erinnert daran, daß ein Leutnant seiner Compagnie das Wort des Heiles verkündet. Rings an den Wänden hängen zahlreiche Lämpchen, an den Ohrläppchen häßlicher Götzenbilder befestigt, den Zauber eines milden Lichtes wohlthuend durch den sonst düstern Raum ausströmend. Welch ein wunderbarer Gegensatz. Diese Zeugen der Nacht menschlichen Geistes als Lichtspender für den Aufgang der Heilssonne in den Herzen harter Krieger! Ein Mann, dem Schwertesdienste geweiht, mit dem zweischneidigen Schwerte des Gotteswortes eindringend durch die starre Rinde, welche ein langjähriger Verwüstungskrieg um Menschenherzen zu legen versucht hat. — Noch ein

Wort der herzlichen Mahnung, auch im Heiden den Bruder zu achten, noch eine heiße Fürbitte für die Erleuchtung der Armen, die ohne Christus sind — und die Männer gehen, mancher eine Thräne von der Wange wischend, mit festem Händedruck auseinander, eine Schar, dem Kriege unter den Fahnen des Kreuzes geweiht.

Und Havelock — denn das ist der Name dieses Mannes mit dem freien Blick aus dem mit fast schwärmerischer Glut leuchtenden Auge, mit der edlen Stirn, dem schöngeformten Haupte voll großer Gedanken, dem Herzen voll heiligen Empfindungen —, er liest noch ein Wort seines theuern Erlösers, schließt das Buch und überläßt sich auf Augenblicke seinen Gedanken.

Eine lange Reihe von Jahren geht an seinem innern Auge vorüber. Er sieht sich selbst, den kleinen Schulbuben, frisch zur Schule trotten, tritt wieder mit hoher Erregtheit in das Charterhouse-College. Hier weilen die Gedanken mit ganz besonderer Lebhaftigkeit. War es doch hier, wo seiner theuern Eltern christliches Leben, ihre sorglichen Lehren und Ermahnungen mit starker Gewalt vor seiner Seele auftauchten. Brach doch hier der nach Heiligung ernst ringende Geist zuerst die Schranken einer schweigsamen, in sich zurückgezogenen Natur, sodaß er, so frisch und fröhlich als Spielkamerad, so herzlich und hülfereich in jeder Noth er immer war, doch mit unerbittlicher Strenge von Allen, die ihm näher standen, ein Christenleben forderte, in steten Disputationen gegen jeden Zweifler zu Felde zog, und ob er sich gleich bald „Methodist“, bald „singenden Heuchler“ nennen hörte, doch unermüdet nach seiner anfangs kleinen Kraft für seinen Heiland stritt.

Wohl mag ihm da auch manches trübe Bild aus früher Zeit aufstehen: der Fall des väterlichen Hauses, die unwillkommene Nöthigung, dem Studium der Rechte Zeit und Kraft zu widmen, darnach die lange, durch so viel freudlose Stunden gezeichnete kriegerische Bahn, die ihn von der Heimat, aus den Armen seiner Theuern nach dem fernen Indien leitete. — So oft jedoch auch Wolken über seine edle Stirne ziehen, stets bricht der freudvolle Sonnenblick innern Friedens wiederum hervor. Was er erstrebt, erreicht, was ihm entrissen, was er erduldet, in allem hat er glaubensvoll den Einen erkannt, dessen Hand auch hier wie in der Heimat über ihm waltet, dessen Auge mit gleicher Treue dem Säugling wie dem reifenden Jüngling überall zu folgen wußte. Ein Dankesblick voll demüthiger Ergebung und doch friedreicher Freude — er beugt sein Knie .... Lassen wir ihn mit seinem Gott allein.

Jahre sind hingegangen, lange Jahre eines buntbewegten, wechselvollen Lebens. Nur eben erst den Jünglingsjahren entschritten, verließen wir Den, dem wir jetzt wieder begegnen als einem alternden Manne, gebeugten Körpers, wie er Heilung sucht, fern von Indiens glühendem Himmel, im heimischen England. Kaum mögen wir den kraftvollen Mann wiedererkennen, wäre nicht der Ausdruck seines Angesichts der gleiche geblieben, zwar wol gemilderten Feuers, aber noch ganz dieselbe Energie des Willens,

dieselbe Klarheit des Geistes, denselben unantastbaren Frieden des Herzens verkündigend, ein lebendiges Zeugniß, daß „Die in Ihm leben, die können nicht sterben". In unerschütterter Kraft des innern Menschen gehen sie über diese ihre Bildungsstätte hin, bis Er sie abruft in das Heimatland.

So ist denn auch Havelock gegangen durch gute Tage und durch böse Tage, daß er immer mehr reife zu einem vollkommenen Menschen Gottes.

Kurze Zeit nachdem wir ihn verließen, fand er die Gefährtin seines Lebens. Miß Hannah Shepherd, die jüngste Tochter des hochwürdigen Dr. Marshman aus Serampore war es, die im Jahre 1827 Vater und Mutter verließ, ihm anzugehören. Wahrlich, ein köstliches Band war es, das diese reinen Naturen verband. In ihrer Liebe zu Dem, der ihnen Leben und Odem gab, begegneten sich ihre Herzen. Es ward keine jener gewöhnlichen Ehen, da das Eine das Andere ungestört seiner Wege gehen läßt, oder wo Eins das Andere argwöhnisch überwacht. Alles ward gemeinsam berathen, was zum Wohl der Brüder geschehen sollte. Jeder Morgen und Abend fand sie Beide im offenen Bekennen untereinander, in gemeinsamem Aufblick nach oben. Der Mann war, was ihm obliegt, zugleich der Hohepriester seines Hauses. Da gedeihet Alles wohl, nichts ist unerträglich, und wir lernen ein Bild voll Schmerz und doch voll wunderbarer Erhebung verstehen, das uns vor Augen tritt. Das liebe heimische Bungalow in Asche, das theure Weib beim Retten ihrer Kinder schwer, sehr schwer verletzt, sein jüngstes Kind verbrannt, dem grauenvollsten Tode überliefert. Ach, wir begreifen seine sorgenvollen Fragen, die Tag um Tag aus dem Lager an die Freunde gehen, wir fassen wohl, wie er Hiob's Wort der genesenden Gattin in Erinnerung rufen kann, und begreifen, daß solchen Seelen von Herzen ging das seelenstarke Wort des tiefsten Schmerzes: „Sein Name sei gelobt!" Und welche köstliche Erfahrung macht das Brudergefühl des Mannes, als die Soldaten des Regiments ihm, ihrem Adjutanten, der sich in Christenliebe eines Jeden annahm, mit freudigem Herzen das Opfer einer Monatsgage bringen wollten, damit er wenigstens den Verlust zeitlichen Gutes nicht schmerzlich empfinde!

Und wieder kommen böse Tage. Das gleiche Jahr entriß Havelock seinen alten, tief eingeschriebenen Vater, das folgende den zweiten Vater, Dr. Marshman. So tief erschüttert er war, er selbst trug Alles fest, ein Fels und Trost den Seinen. Und dabei sehen wir ihn voller Eifer an seinem Regimente. Wo irgend Gelegenheit, da hält er einen Feldgottesdienst; Feldkirchlein bauen seine „Heiligen", er weiß es ihnen klar zu machen, ein rechter Soldat sei zuerst ein Knecht Gottes.

Wie oft wird er verlacht, wie schmerzlich berührt durch die traurige Prophezeiung seiner Kameraden: „Laß doch das Predigen, es hilft Dir nichts. Soldat bleibt Soldat, dem sind Himmel und Hölle gleich." Er verliert nicht Lust noch Muth, und ob er hundert Mal vergeblich anklopft, endlich thun sich ihm doch die Herzen auf, und mit echter Christenfreude kann er seiner Hannah von Ghuznee (1839) aus melden: „Die Entscheidung

des Sturmes hat mich die Gnade Gottes durch meine Compagnie geben lassen. Sie war die einzige ganz nüchterne im rechten Augenblick und — danke mit mir dem gnädigen Herrn — der Name Christi ward nicht geschändet, kein Einziger ist irgend einem Weibe unehrbar begegnet . . . ." Und diese That ist nicht die einzige ruhmvolle, die den langen Zwischenraum ausfüllt. Auf kurze Zeit nach England beurlaubt, kehrt er zurück, um neue Lorbeern zu sammeln am Knoord-Cabulpaß. Das Regiment, dem er angehört, hat von ihm gelernt, den Pfad der Pflicht zu wandeln, und ob Mann nach Mann fällt, sie ersteigen den Paß, fast lothrecht aufwärts klimmend; wissen sie doch, daß die da fallen, die stehen auf zu jenem Leben.

Stets voran, stets der Umsichtige, Ruhige, in sich selbst Feste, ist er es, dem wesentliche Erfolge bei der Vertheidigung Jellalabads zufallen, und das Kreuz des Bathordens, das wir seine Brust schmücken sehen, das Brevet als Major hat er sich dort geholt. Seine Freunde, denen er oft erzählen muß von jenen Tagen, wissen wohl, daß er ein viel köstlicheres Zeichen erwarb, das Zeichen, das ihn als treuen Jünger seines Herrn schmückt. Das hat er sich erworben, als er, vor seiner Front stehend, in Erwartung des Angriffbefehls, erst noch mit seinen Treuen ins Knie sank: „Laßt uns beten." Ja wahrlich, das ist ein seltsamer Soldat, wie es seit Gustav Adolf's Zeiten, seit Ziethen wenige gegeben hat. Kein Werk ohne Gebet, kein Tag ohne Seelsorge an seinen Untergebenen, ohne religiöse Uebungen, deren Abhaltung ihm ganz zur andern Natur geworden, daß er davon nicht lassen kann.

Ja, man sieht es diesem ernsten und so friedvollen Antlitz an, daß ein ganzer Mann, ein „Soldat Jesu", wie ihn die Freunde nennen, in ihm lebe. Und wo er hinkommt, überallhin bringt er Trost und Hülfe. So krank er selbst kommt, kein Kranker ist, dem er nicht etwas Liebes zu bieten wüßte. Mit seinen Freunden spricht er Jugenderinnerungen durch. Gar Mancher dankt ihm sein minder schuldbeladenes Herz, gar Mancher erinnert ihn an Wohlthaten, die er von ihm empfing.

Und wenn er wiederkehrt von seinen Ausflügen, oder vom Besuche eines Kranken, vom Schmerzenslager, wo er Friede und Seelenbalsam spendete, da sitzt er dann im Kreise der Lieben, die ihm sein Gott geschenkt.

Da erzählt er den bittenden Knaben wieder und wieder von der mörderischen Schlacht bei Maharajpore, von Moodkee, wo ihm zwei Pferde unter den Füßen fielen, von Jerozeskah; da soll er dem Jüngsten die Satteldecke versprechen, durch welche bei Sabraon eine ihm bestimmte Kanonenkugel ging, das treue Thier zerschmetternd. Das Töchterchen fragt nochmals darnach, ob es denn wahr sei, was die Brüder sagten, daß ihn in Moodkee vergeblich das Pferd gewarnt vor jenem tückisch wirkenden Trunk aus vergiftetem Brunnen, der ihm seine Gesundheit so schwächte, daß er nun hier seine Heilung suchen müsse? Und sein treues Weib wendet kummervollen Blickes das Auge auf ihn, der freundlich tröstend auf die wunderbaren Wege Dessen weiset, der Alles herrlich hinausführt, der

auch ihm wieder Leben und Gesundheit stärken werde, wenn es anders in seinem Willen gelegen sei.

Solch Hoffen läßt ihn nicht zu Schanden werden. Zwar gehen Monde hin, aber gleich wirksam wie die Freude des Wiedersehens, der erhebende Umgang mit den Jugendfreunden, vor allem mit seiner Schwester, äußert sich an ihm das milde, erfrischende Klima im Westen Englands, sodaß er zuversichtlichen Herzens mit Weib und Kind den Kanal überschreitet, um volle Genesung in den gesegneten Fluten des deutschen Bades Ems zu suchen.

Und hier in Deutschland verlassen wir ihn, wie er, hergestellt von seinem Uebel, frischer als er sich seit Jahren fühlte, mit seinem theuern Weibe und den jüngern Kindern rheinauf- und abgeht, hie und da sich kürzere Zeit niederläßt, bis endlich das freundliche Bonn von ihm ausgesucht wird, um dem Liebsten, was er auf Erden besitzt, auf längere Zeit als Aufenthalt zu dienen. Hier sollten seine Kinder ihre Ausbildung erhalten, hier sollten sie seiner gehofften Rückkehr aus Indien entgegensehen; und was auch seine Gattin dagegen sagen will, sie muß ihm endlich doch rechtgeben, er muß sich auch von ihr trennen, die ihm so eng verbunden war; denn wer anders hätte so ganz in seinem Sinne die christliche Führung des Hauses übernehmen können?

O welche Trennung! Da geht er hin, den Seinen eine Zukunft zu sichern auch nach seinem Abscheiden. Wol mag sein Herz ahnen, daß es das letzte Mal ist, daß er Weib und Kind herzt; allein die Pflicht ruft, und mag auch der tiefe Schmerz seine Seele zerreißen, er hat einen Helfer auf diesem harten Pfade — der tröstet ihn.

„Gott segne Euch, Ihr meines Lebens köstliche Güter!“ — Ein Kuß, das Tuch trocknet eine Thräne. Die Glocke läutet, der Dampfer stößt ab. In weitem Bogen furcht er die grüne Flut des Rheins, und der Gatte, der Vater hat zum letzten Mal sein Auge in liebevoller Zärtlichkeit auf den Seinen ruhen lassen. Gott wird der Witwe und der Waisen Vater sein.

Und wieder ist Jahr um Jahr vergangen. Kein Schiff brachte ihm die ersehnten Lieben aus Europa, des Helden Ahnung eilte der Erfüllung nah und näher. Bild um Bild entrollt sich vor den Blicken des Beschauers, stets ist es derselbe zärtliche Gatte und Vater, der feste, christlich-ernste Mann, der gottvertrauende Krieger. Posttag für Posttag sendet er Zeichen der Liebe an den Rhein, ermahnt, tröstet, belehrt. Scherzend meint er, er gleiche, ganz Bart geworden, jetzt dem guten Grauchen, das ihn in die Schule trug, und fragt das Söhnchen, ob es wol sicher im Sattel sitze? Die Gattin bittet er, dem „künftigen Feldherrn“ den Sieg am Malakoff zu deuten, und erzählt ihr wieder, wieviel besser sie es habe als er, der für 18 Pence eine Tasse Milch erhandelt habe, während er auf der Rückseite seines Feldspiegels den letzten Brief an sie geschrieben. Aengstlich forscht er, ob sie das Unwohlsein, von dem sie meldet, über-

wunden; schreibt als glücklicher Vater von den Kriegerehren, deren sich sein Henry Marshman würdig zeige; gedenkt als dankbarer Unterthan der Ehren, die ihm selbst zu Theil werden; wie er von Stufe zu Stufe steige, und erwähnt in rührender Bescheidenheit kaum der großen Thaten, die er unter Gottes Beistand ausgeführt.

Und wie er hier die liebenswertheste Seite seines Wesens, die Innigkeit seines Familienlebens, enthüllt, mit treuem Auge Aller Bedürfnisse überwachend, keinen Geburtstag übersehend, jede Gelegenheit nutzt, der Gattin seine Liebe darzulegen, so bleibt er sich im Dienste gleich als treuer Seelsorger seiner Untergebenen.

Wie er zur Feier des persischen Friedensschlusses Kirchenparade abhält, so wirkt er emsig für Aufrechthaltung innerer Zucht und guter Sitte, befördert und erweitert die Mäßigkeitsvereine seiner Brigade, tritt zum Bett der Kranken, tröstet die Sterbenden, und mehr als einer fordert von ihm den Liebesdienst, den Seinen Nachricht zu geben von seinem Ende, das Wenige, was er verläßt, an sie zu senden. Mit echter Samariternatur legt er selbst Hand an, die Verwundeten aus dem Feuer zu tragen. Die Kugeln, die wie Hagel fallen, scheinen ihn nicht zu treffen.

So wirkt er als Held und Christ. Das gibt gerade seinen Truppen jene sittliche Stärke, jenes unerschütterliche Vertrauen zu ihm, wodurch sie nicht nur in neun Schlachten gegen Nena Sahib Sieger werden, sondern sich den Anspruch darauf erwerben, unter eines solchen Mannes Führung Khanpur wiederzuerobern, Lucknow zu entsetzen. Nur seine Heldenruhe, sein klarer Blick, seine christliche Freiheit von eitler Ruhmbegier befähigt dazu; denn man weiß, so sehr er Alles daran setzen wird, den Brüdern in Lucknow zu helfen, so wenig wird er, blos um seiner Soldatenehre ein neues Relief zu geben, auch nur Einen Mann unnöthig opfern.

Das ist sein letzter Feldzug. Er hat nur einen Weg dabei: den Pfad der Christenpflicht. So dringlich ihm Sir Outram, der freiwillig ihm das Obercommando abgetreten hat, nachdem man vier Mal die feindlichen Kräfte zu durchbrechen suchte, entgegenhält, „es ist unmöglich“, so ernst antwortet er: „Nur Eins ist unmöglich: den Elenden in seiner Noth verlassen.“ Das ist sein Geist, das ist auch der Geist, der seine Truppen beseelt. Mit 1500 Mann, von denen viele der Cholera erliegen, überrascht er zwei Mal an Einem Tage den Feind, erbeutet nach und nach fast 50 Kanonen, dringt durch Dschengeln wie durch Sandwüsten gleich siegreich. Er selbst, rastlos beschäftigt, sorgt doch väterlich für seine Truppen, denkt liebevoll an Weib und Kind, sodaß er mitten im Feuer, weil der Bote harrt, in wenig Zeilen zugleich den Dank für alle Liebe und die Ahnung nahen Todes zum Rheine entsendet.

„Nicht uns, Herr, nicht uns; nur Deinem herrlichen Namen gib Ehre!“ Das ist sein Wahlspruch, das der Grundton seiner Anrede, als er zum letzten Sturme gegen die Belagerer von Lucknow anfeuert.

Hatte er sich gegen die Spottfrage, die aus Nena Sahib's Jubel über

soviel mislungene Pläne heraustönte: „Wo ist nun Euer Gott?“ mit dem festen Glauben getröstet: „Unser Gott ist im Himmel!“ wie hätte er nicht glaubensvoll das große Werk angreifen sollen? Hatte er doch den Schlüssel zur Stellung in seine Hand bekommen, Allumbagh. Zwar war er noch immer durch die Rücksicht auf seine Kranken und Verwundeten vom letzten Schritte abgehalten worden; er hatte aber durch die gewöhnlichen königlichen Salutschüsse den Brüdern in Lacknow ein freudebringendes Zeichen seiner siegreichen Annäherung gegeben.

So naht der 13. Nov. 1857. Am frühen Morgen ordnet Havelock die zwar verstärkten, aber noch immer nicht recht ausreichenden Truppen. Ein Morgengottesdienst; jetzt die Befehle für die einzelnen Angriffscolonnen und „drauf und dran“. Es gilt, die Stadt zu nehmen, die, überfüllt mit Feinden, den Zugang zu den Brüdern in der Residenz hindert. Schlag auf Schlag fallen die Außenwerke der Feinde; ihre Kanonen verstummen. In getheilten Colonnen dringen die Truppen vor. Jedes Haus, jeder Garten speit Hunderte von Kugeln. Von den Wällen des Königspalastes regnet es Granaten, gehacktes Blei, schwere Kugeln. Schwer und schwerer werden die Verluste. General Outram selbst wird in die Schulter getroffen. Keiner aber weicht, Keiner zaudert — Straße um Straße wird genommen. Kurze Rast — und es beginnt von neuem. Sechs Stunden furchtbarer Anstrengung, ununterbrochenen Marsches unter der glühenden Sonne Indiens, steten Wechsels zwischen Laden und Feuern, zwischen Sturmschritt und langsamem Vordringen, zwischen Jubelruf und Todesseufzern — endlich wird der Königspalast besetzt. Die Nacht bricht herein — was thun?

An 50,000 Feinde schwärmen in den Umgebungen der Residenz, gut bewaffnet, blutdürstig, wuthentbrannt durch die gehabten Niederlagen. Jede Stunde Verzug kann die Greuel von Khanpur wiederholen. Soll man die so oft getäuschten Brüder abermals ihrem fast unvermeidlichen Tode überliefern? Die Nacht bricht ein. Endlich schlägt Havelock's klare Einsicht in die Lage der Dinge durch. „Mit Gott zum Heil der Brüder!“ Er selbst führt ein Regiment, Sir Outram das andere. Durch Nacht und Grauen vorwärts. Wie ein riesiges Feuerwerk blitzen Tausende und Tausende von Gewehren auf. Die Nacht wird buchstäblich erhellt von den glühenden Massen, welche der Feind herabschleudert, von unten, von vorn, von den Seiten sprühen läßt. General Neill fällt. Die Wuth seiner Leute kann nur Havelock zügeln mit seinem Ruf: „Zur Pflicht!“ Vorwärts, unaufhaltsam vorwärts! Tod und Verderben rings. Die Braven denken nur nach vorn. Endlich ist der Weg frei, das Thor der Residenz vor ihnen. Es fliegt auf. Ein donnernder Jubelruf begrüßt die armen Eingeschlossenen, die triumphirende Vorhut von Havelock's Entsatzcolonne. „Weinend und lachend, auf die Knie gesunken, bald betend, bald jauchzend, so empfingen sie uns.“

Ach, derselbe Brief, der diese Worte enthielt, er meldete der angstvollen Mutter auch die Verwundung ihres Henry, des Stolzes seiner

Eltern; erzählte, wie der Gatte einer nahen Verwandten den Verwundeten zu retten die dringendste Gefahr gering achtet, aus den sichern Wällen der Residenz geht, zwar sein Ziel erreicht, aber, selbst zum Tode getroffen, nur noch das Lebewohl der Gattin flüstern kann, nun einer trostlosen Witwe.

Noch sieben Wochen steter Unruhe, steten Kampfes gegen den drängenden Feind, eine so aufreibende Zeit, daß der sorgsame Arzt, der die Unmöglichkeit begriff, hier das Eine zu schaffen, was retten könnte, das nahe Ende voraussah. Die große Stunde ward ihm noch, Sir Colin Campbell auf den Mauern von Lacknow die Hand zu drücken, das Werk, woran er Leben und Gesundheit wagte, vollendet zu sehen, mit Gottes sichtbarer Hülfe die Frauen, Kinder und Verwundeten der Besatzung, die nun ihm anvertrauten ungeheuern Schätze des ehemaligen Königs von Audh mitten durch tausend Gefahren, durch die Reihen der grausamen Feinde glücklich hindurchzuführen.

Da aber, als er seine Christenpflicht, seine Heldenaufgabe erreicht, da brach die Kraft des treuen Mannes. Nicht seiner Königin Gnade, nicht seiner Kameraden Bewunderung, nicht der Menge Liebe und Verehrung, so sehr sie seinem Herzen wohl thaten, vermochten seinem Leben einen Tag hinzuzusetzen. Sein Herr rief — wie hätte er nicht freudig hören sollen?

Sir Outram's Klage unterbricht des Helden frohes Bekenntniß: „Ich habe seit mehr als vierzig Jahren so zu leben versucht, daß ich dem Tode ruhmvoll ins Antlitz sehen möchte. Sterben ist mir Gewinn."

Des Sohnes Thräne wischt er hinweg: „Ich sterbe glücklich und befriedigt. Siehe, Christentod ist Eingang zum lieben Herrn." Die fast mütterliche Zartheit, die ihm sein Henry widmet, der seine Wunden vergißt, um Tag und Nacht dem theuern Manne nahe zu sein, er lohnt sie durch den Druck der Hand, der ihm die Mutter und Geschwister ans edle Herz legt. Seinem Henry gilt das letzte Wort: „Komm, komm, mein Sohn — sieh, wie der Christ stirbt."

Und der Held schied.

„Er sank zum letzten Schlummer, nachdem er Gottes Willen zum Segen seiner Mitwelt treu befolgt."

Am 25. Nov. 1857 begleitete ihren Führer eine thränenvolle Schar zur letzten Ruhestatt.

Und seine treue Hannah? Seine lieben Söhne, seine zärtlich geliebte Tochter?

Ach, die ehrende Bewunderung des Landes, die reiche Gnade ihrer Fürstin, die dem Sohne den Adelstitel lieh, der den Vater nicht mehr am Leben traf — den Mund kann ihnen nichts mehr öffnen, der so oft in heiliger Weihe wie in überströmender Liebe zu ihnen sprach. In ihren Herzen tief eingegraben steht aber doch das Trosteswort des Scheidenden: „Lebt wohl! In schönerm Leben sehen wir uns wieder!"



Die Campbells kommen!

Die Residenz von Lacknow war von den Meuterern des indischen Heeres belagert, und trotz aller Bitten konnte der britische Obergeneral Sir Colin Campbell nicht so rasch, als er gewollt hatte, Hülfe bringen. Endlich traf er in Khanpur ein, ging einige Tage später über den Ganges und vereinigte sich am 11. Nov. 1857 mit den in Allumbagh, dem Lustschlosse des Königs von Audh, stehenden englischen Streitkräften, welche aus einer Abtheilung des Havelock'schen Corps und aus der früher von Greathed geführten Colonne bestanden. Am 13. Nov. rückte das gesammte Heer gegen das nur einige Stunden von hier entfernte Lacknow vor, aber die Rebellen waren so gut aufgestellt und sie vertheidigten sich so hartnäckig, daß es sechs voller Tage bedurfte, bevor der Sieg erfochten war.

In dieser Zeit saßen, als die Noth am höchsten gestiegen, zwei Frauen von den Belagerten an einem vor dem Feuer der Meuterer geschützten Orte, hingen traurigen Gedanken nach und waren nahe daran, zu verzweifeln. Da fährt die Eine plötzlich in die Höhe, lauscht nach der einen Seite, horcht aufmerksamer, und ein Lächeln der Ueberraschung und der Freude verbreitet sich über ihre Züge. „Horch, horch, das ist er!“ sagt sie zu ihrer erstaunten Freundin. Die Letztere versteht nicht, was die gute Jessie meint, und glaubt, daß diese in der Aufregung ihrer Nerven durch
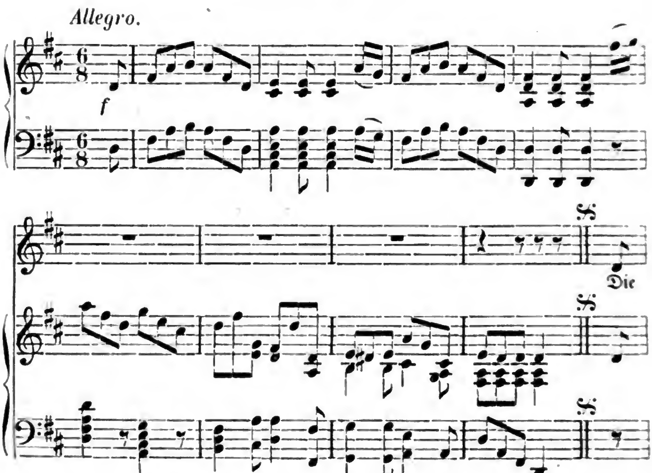
die Angst und Noth der letzten Wochen irre rede. Sie redet aber nicht irre. Jessie ist aus den schottischen Hochlanden. Sie weiß, was sie sagt. „Horch, da ist's wieder! Wieder! Wieder!" ruft sie mit gehobenem Zeigefinger und nach der Richtung von Allumbagh gewendetem Ohre. „'s ist der Slogan! Der Slogan (Kriegsgesang) des 93. Regiments! Die Campbells kommen! Wir sind gerettet!"
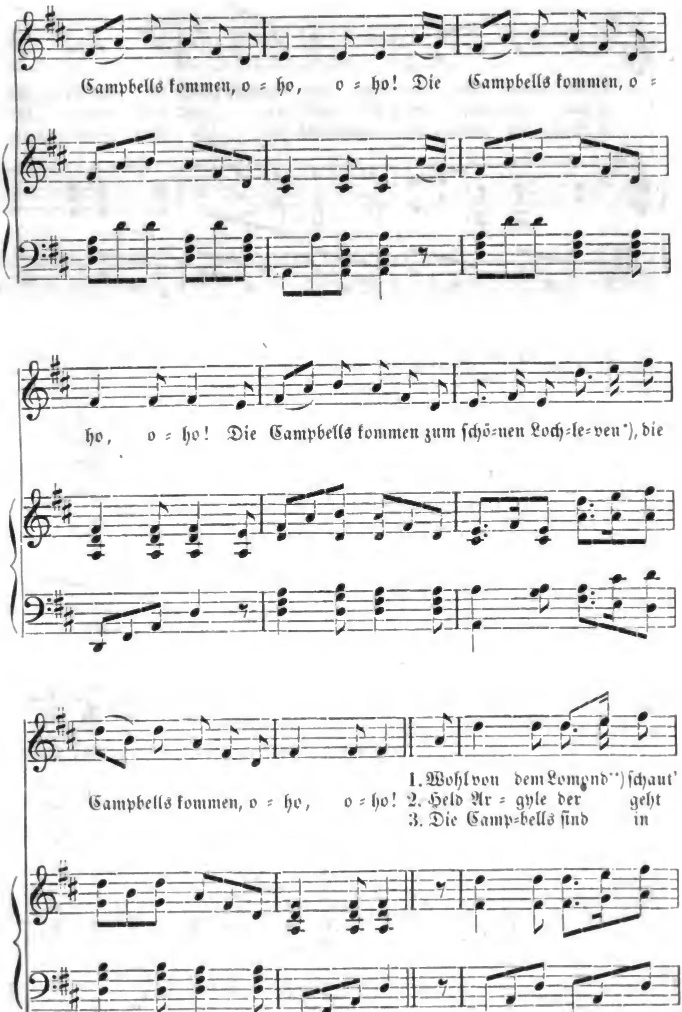
Und jetzt hört es auch die Andere. Deutlicher und immer deutlicher lassen sich die Dudelsäcke vernehmen, welche den unter Havelock's und Outram's Führung anmarschirenden Hochländern das wilde Nationallied „The Campbells are coming" aufspielen. Auch Andere haben die Töne vernommen, welche ihnen die nahende Erlösung verkünden. Sie kommen wirklich, die Campbells! Kanonendonner vor den Thoren, in den Gassen Musketensalven, Geschrei von Stürmenden, Pulverdampf über den Gärten und Palästen, endlich, sich durcharbeitend durch die ingrimmig sich wehrenden Meutererscharen, die von Bajonneten starrende Sturmcolonne selbst mit der englischen Fahne.

Dies die Erläuterung des vorstehenden Bildes, und nun lassen wir das Lied folgen, das so großes historisches Interesse in Anspruch nimmt.
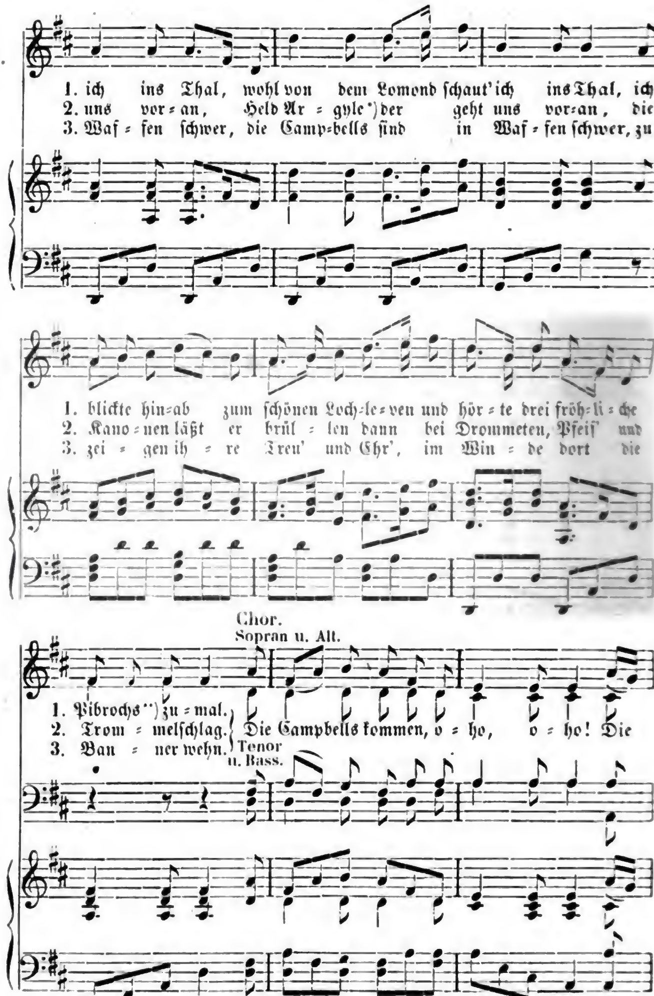
Die Campbells kommen!

(Schottisches Volkslied.)
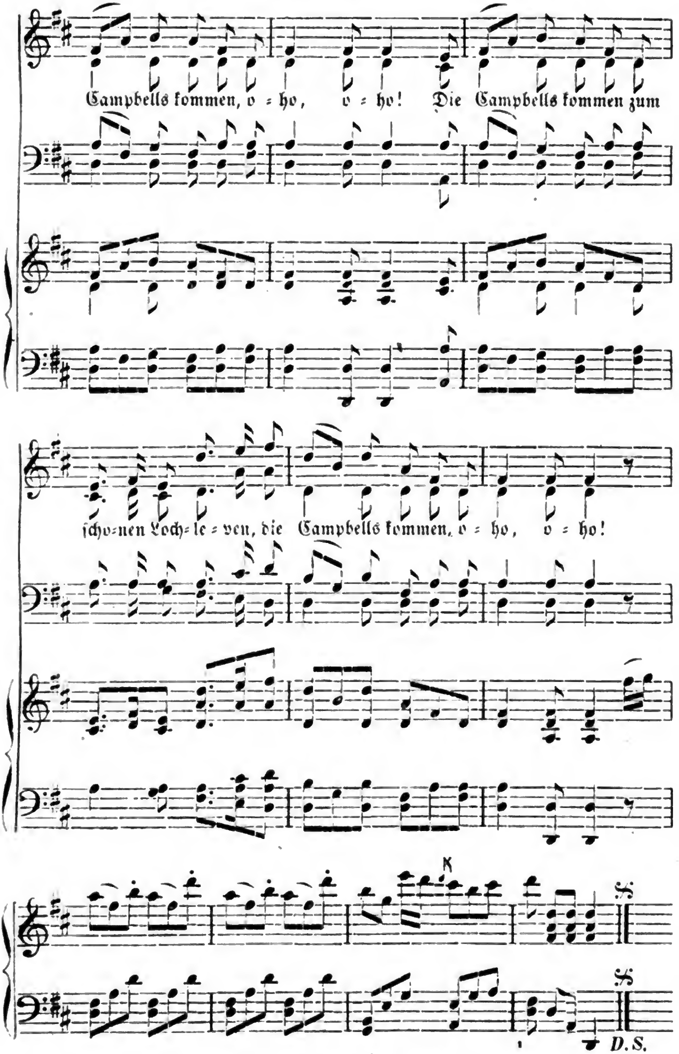




*) Leven-See.
**) Berg in der Grafschaft Fife.



*) Ein Zweig der Familie Campbell sind die Herzöge von Argyle.
**) Dudelsack.


Campbells kommen, o = ho, o = ho! Die Campbells kommen zum
scho=nen Loch=le = ven, die Campbells kommen, o = ho, o = ho!
D.S.

Heraldik der deutschen Bundesstaaten.

(Fortsetzung.)

Das große Staatswappen des Königreichs Württemberg.

Das große Staatswappen des Königreichs Württemberg besteht aus einem der Länge nach getheilten Mittelschilde und aus einem Rückenschilde, welches drei Mal quer und in den obern drei Reihen ein Mal, in der vierten untern Reihe aber drei Mal der Länge nach getheilt ist. Der Mittelschild hat somit, wie jede der obern drei Reihen des Rückenschildes, zwei Felder, ein rechtes und ein linkes, die untere Reihe des Rückenschildes dagegen, sowol rechts wie links, ein geviertes Feld und zwischen beiden noch zwei Felder. Je nachdem die gevierten Felder zu 1 oder 4 gerechnet werden, enthält der Rückenschild somit 10 oder 16 Felder. Der mit einer Königskrone gekrönte Mittelschild zeigt rechts in Gold drei übereinander quergelegte, die Enden nach oben, die Spitze einwärtskehrende, schwarze Hirschgeweihstangen, von welchen die beiden obern vier, die untere aber drei Enden hat (Württemberg, Stamm- und Hauswappen) und links ebenfalls in Gold drei übereinander gestellte, nach einwärtsschreitende, schwarze Löwen mit rothausgeschlagener Zunge, rothen Pranken und hochaufgeworfenem Schweife (Herzogthum Schwaben). Der Rückenschild gestaltet sich wie folgt: obere Reihe, rechts (Feld 1), schräglinks von Schwarz und Gold geweckt (Herzogthum Teck) und links (Feld 2) die rothe Pfalz- oder dreizöpfige Fahne (ehemalige Pfalzgrafschaft Tübingen); zweite Reihe, rechts (Feld 3) in Silber eine goldene Prälateninful (ehemalige Reichspropstei Ellwangen) und links (Feld 4) in Roth zwei nebeneinander aufgerichtete, auswärtsgekrümmte, goldene Barben (Fürstenthum Zwiefalten, ehemalige Grafschaft Mömpelgard); dritte Reihe, rechts (Feld 5) in Blau eine schrägrechts gelegte, mit einem schwarzen Adler bezeichnete, goldene Fahne (Reichssturmfahne, Grafschaft Gröningen) und links (Feld 6) ebenfalls in Blau ein schrägrechter, silberner Balken, auf beiden Seiten mit drei aufwärtsgehenden, abgewechselten Aesten (Herrschaft Justingen), und untere Reihe, rechts (Feld 7 oder Feld 7 bis 10, Limburg) geviert: 1 und 4 (Feld 7: 1 und 4 oder Feld 7 und 10) von Roth und Silber quer getheilt mit drei in das Roth aufsteigenden, mittelmäßigen Spitzen (Herzogthum Franken) und 2 und 3 (Feld 7: 2 und 3 oder 8 und 9) in Blau fünf (3 und 2) silberne Heerkolben (Grafschaft Limburg); in der Mitte, rechts (Feld 8 oder Feld 11) in Gold das Brustbild eines bärtigen, rechtssehenden Mannes mit rother, blauverbrämter, den Zipfel nach links und unten kehrender Mütze, silbernem Halsbande und rother, blau ausgeschlagener Kleidung (Herrschaft Heidenheim), und links (Feld 9 oder Feld 12) in Roth ein quergelegter, die Hörner nach oben kehrender, silberner Mond (Bönnigheim), und links (Feld 10 oder Feld 13 bis 16) geviertet, und zwar 1 (Feld 10: 1 oder Feld 13) in Blau ein schwebendes,

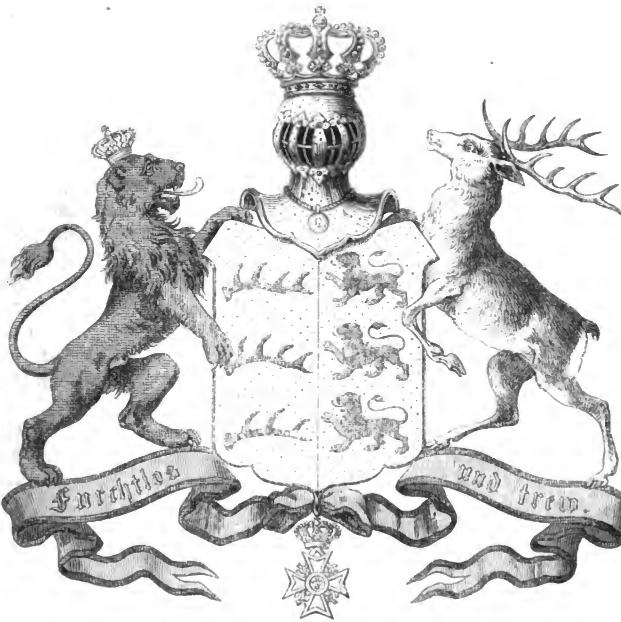
erhöhtes, silbernes Kreuz (ehemalige Reichsstadt Rothweil); 2 (Feld 10: 2 oder Feld 14) in Roth ein silberner Querbalken, welcher mit dem schwarzen Reichs-Doppeladler, in den Klauen mit Scepter und Reichsapfel, belegt ist (ehemalige Reichsstadt Eßlingen); 3 (Feld 10: 3 oder Feld 15) in Blau eine aufrechtgestellte, die innere Fläche vorwärtskehrende, silberne Hand (ehemalige Reichsstadt Hall) und 4 (Feld 10: 4 oder Feld 16) leer (Regalien). Den Rückenschild — welchen rechts ein einwärtssehender, mit einer Königskrone gekrönter, schwarzer Löwe mit rothausgeschlagener Zunge und hochaufgeworfenem Schweife, und links ein einwärtssehender, goldener Hirsch mit achtendigem Geweihe, jeder Schildhalter mit einer, mit einem schwarzen Adler bezeichneten, goldenen Fahne, hält — umziehen die Orden des Königreichs: der Orden der württembergischen Krone und der Friedrichsorden, und das Ganze umgibt ein aufgeschlagener Hermelinmantel, auf dessen oberm, mittlerm Theile sich eine königliche Krone befindet.

Das gewöhnlich in Gebrauch gezogene Wappen des Königreichs Württemberg zeigt dagegen in einem goldenen Schilde den obenbeschriebenen, der Länge nach getheilten Mittelschild des großen Staatswappens; rechts die drei schwarzen Hirschgeweihstangen des Haus- und Stammwappens Württembergs, und links die drei schwarzen Löwen des Herzogthums Schwaben. Auf dem Schilde ruht ein mit einer königlichen Krone bedeckter Helm, und den Schild halten die beschriebenen Schildhalter, welche, ohne die angegebenen Fahnen, auf einem rotheingefaßten, schwarzen Bande mit der Devise „Furchtlos und trew“ in Gold stehen.

Der Ursprung der Grafen von Württemberg liegt im Dunkel der Vorzeit. Der älteste historisch erweisliche Stammvater des Hauses ist Ulrich I. (nach Andern VI.) mit dem Daumen, Graf von Württemberg, ein stattlicher schwäbischer Ritter, welcher von 1226 bis 1265 lebte, und sich in Deutschland im sogenannten großen Zwischenreiche (von 1254 bis 1273) mit fortdauerndem Glück erhob. Mit dem Falle des Hauses Hohenstaufen wurden die Besitzungen desselben zerstückelt, das Herzogthum Schwaben hatte aufgehört und die deutschen Könige mußten, wollten sie in Schwaben etwas gelten, die Gunst der tapfern schwäbischen Grafen suchen. Um diese Zeit kam wol Hohenstaufen mit Göppingen an Württemberg. Ulrich erhielt von Konradin von Schwaben 1249 das Marschallamt in Schwaben, die Voigtei über Ulm und das Landgericht in der Birs; doch verloren die Nachkommen diese Rechte wieder. Er kaufte halb Urach, und die andere Hälfte kam später hinzu. Auf Ulrich I. folgten die Söhne desselben, Graf Ulrich II. (VII.), welchen einige Schriftsteller nicht nennen, wodurch für die übrigen Ulriche andere Zahlen kommen, und Graf Eberhard I. (nach Andern II., auch VI.), erst gemeinschaftlich und nach jenes Tode (1279) dieser allein. Eberhard I. oder der Erlauchte (bis 1325) war ein unruhiger, kriegerischer Ritter, der im herrenlosen Deutschland mehrere Güter an sich zog, dem die Wiedererstattung derselben fordernden Kaiser Rudolf I. kühn sich wiedersetzte, demselben aber, nachdem Stuttgart einmal vergeblich belagert worden war,

bei der zweiten Belagerung sich unterwerfen mußte. Nach Rudolf's I. Tode lehnte Eberhard sich gegen Kaiser Adolf von Nassau auf, und im Streite Adolf's und Albrecht's von Oesterreich um die deutsche Krone hal[f] derselbe treulich dem Letztern. Bei der Wahl Heinrich's von Luxemburg zum deutschen Könige war auch Eberhard unter den Candidaten; doch er hatte sich den Ständen, namentlich den schwäbischen Reichsstädten, verhaßt gemacht, und wurde sogleich bei dem neuen Könige Heinrich VII. verklagt, welcher ihn aus allen seinen Städten und Burgen verjagte. Doch Heinrich VII. starb 1313 plötzlich, in Deutschland brachen neue Unruhen aus, und Eberhard, unterstützt von seinem Schwager, Rudolf von Baden, eroberte seine Länder wieder und zwang die Städte zu reichem Schadenersatz. Einige Jahre vor seinem Tode (1320) hatte er seine Residenz von der Stammburg Württemberg auf dem Rothenberge bei Kanstatt nach Stuttgart verlegt. Der Nachfolger war sein Sohn, Graf Ulrich III., gestorben 1344, der, vom Kriege sich fernhaltend, durch Sparsamkeit und Käufe sein Haus vergrößerte. Derselbe brachte die Güter der Grafen von Vaihingen, der Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafschaft Gröningen u. s. w., welche verkauft werden mußten, an Württemberg. Die Söhne desselben, Graf Eberhard II., der Greiner (Zänker) oder der Rauschebart, und Ulrich IV., erhielten vom Könige Karl IV. die Landvoigtei über Schwaben und regierten lange gemeinschaftlich, entzweiten sich aber später, theilten dann, schlossen aber bald einen Hausvertrag, der die Untheilbarkeit des Landes festsetzte, und Ulrich, der sich gewisse Einkünfte vorbehielt, mußte das Recht der Mitregierung an Eberhard abtreten, dessen stete Händel mit den Reichsstädten u. s. w. ihm den Beinamen des Zänkers zuzogen und der 1392 starb. Ihm folgte der Enkel, Graf Eberhard III. oder der Milde, gestorben 1417, welcher es wol seiner Prachtliebe verdankte, daß bei Absetzung des Königs Wenzel auch auf ihn gestimmt wurde. Derselbe mußte manches Stück Land verpfänden, trug aber durch Verheirathung seines Sohnes Eberhard IV. mit der Erbin der Grafschaft Mömpelgart, Henriette von Mömpelgard, zur Vergrößerung seines Hauses bei. Graf Eberhard IV. regierte nur zwei Jahre, und nach seinem Tode übernahm die Gemahlin als Vormünderin der beiden Söhne, Ludwig's I. und Ulrich's V. oder des Vielgeliebten (an dessen Statt Einige einen Eberhard VI. nennen, wodurch auch in Bezug auf die Eberharde von einander abweichende Zahlen entstehen), die Regierung. Später theilten die Brüder: Ludwig I. erhielt das Land ob der Steig und residirte zu Urach, Ulrich V. aber das unter der Steig und residirte zu Stuttgart. Die Linie des Erstern kommt gewöhnlich unter dem Namen der Uracher, die des Letztern unter dem der Linie von Neufen vor. Auf einmal aber entstanden Familienzwiste im Hause Württemberg, welches sich durch ungetheilten Besitz, Sparsamkeit, Güterkauf, langes Leben der Regenten u. s. w. zu ansehnlicher Macht erhoben hatte. Ludwig regierte nur acht Jahre, starb 1450 und hinterließ zwei unmündige Söhne, den Grafen Ludwig II. und Eberhard V.

oder den Aeltern, deren Vormund Ulrich der Vielgeliebte wurde. Ludwig starb schon 1457 ohne Erben, Eberhard aber wurde später einer der trefflichsten Regenten. Ulrich der Vielgeliebte hatte Kummer an seinen Söhnen, Eberhard VI., dem Jüngern und Heinrich IV., und war auch in dem aus Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich III. gegen Bayern und die Pfalz geführten Kriege unglücklich. Im J. 1473 schloß Ulrich mit seinem Neffen Eberhard V. einen Vertrag, nach welchem Ulrich's zweiter Sohn, Heinrich, mit



Das gewöhnlich in Gebrauch gezogene Wappen des Königreichs Württemberg.

Mömpelgard abgefunden wurde, und er und seine Nachkommen erst dann erben sollten, wenn von dem Mannesstamme der beiden Eberhard kein Erbe übrig sei. Nach Ulrich's Tode (1480) kam zwischen den beiden Eberhard (V. und VI.) zu Münsingen, am 14. Dec. 1482, ein Vertrag zu Stande, in welchem der jüngere Eberhard seinen Landesantheil dem ältern überließ und festgesetzt wurde, daß allemal der älteste Herr aus der Eberhard'schen Linie allein Regent sein sollte. Eberhard V., der Aeltere, führte

nun ruhmvoll die Regierung des ganzen Landes, stiftete die Universität Tübingen, und wurde den 21. Juli 1495 ganz unvermuthet vom Kaiser Maximilian I. für sich und seine Nachkommen zum Herzog erhoben. Dabei wurden die alten Rechte des erloschenen herzoglichen Hauses Teck, dessen Güter durch Kauf und Tausch an Württemberg gekommen, wieder hervorgesucht; der Kaiser erlaubte ihm, Wappen und Titel der Herzoge von Teck zu führen und sich aller Rechte jenes Hauses zu bedienen. Die Allodien wurden zu einem großen Reichslehen gesammelt u. s. w.; auch wurden die Hausverträge wegen Untheilbarkeit des Landes und Erstgeburtsrechts und die Privilegien, welche die Grafen ehemals vom Kaiser erhalten hatten, bestätigt. Eberhard V. nannte sich nun Herzog Eberhard im Bart I. Derselbe starb 1496, also im ersten Jahre nach seiner Erhebung zum Herzoge, und ihm folgte sein Vetter, Eberhard der Jüngere, älterer Sohn Ulrich's des Vielgeliebten, als Herzog Eberhard II.; doch schon 1498 versagten demselben die Landstände den Gehorsam, der Kaiser billigte dies Verfahren und der zehnjährige Ulrich I., ein Sohn des dem Blödsinne verfallenen Heinrich's IV., zweiten Sohnes Ulrich's des Vielgeliebten, wurde nun unter Vormundschaft der Räthe Herzog von Württemberg. Herzog Ulrich I. ward 1503 im 16. Jahre seines Alters mündig erklärt und zog bald in dem Landshuter Erbfolgekrieg gegen Bayern, wodurch er sechs Städte und mehr als siebzig Dörfer an Württemberg brachte. Ein Aufstand wegen erhöhten Weinzolles u. s. w. wurde 1514 durch den bekannten Tübinger Vertrag gedämpft; doch währte die Ruhe im Hause nicht lange, da Ulrich's Gemahlin, Sabine, Tochter des Herzogs Albrecht IV. von Bayern, nach Bayern zurückging, wo Feinde gegen den Gemahl aufstanden. Der Herzog von Bayern, Anführer des Schwäbischen Bundes, überfiel wegen der Händel mit der Reichsstadt Reutlingen den Herzog Ulrich und vertrieb ihn aus dem Lande. Er eroberte zwar dasselbe bald wieder, doch der Bund vertrieb ihn zum zweiten Mal und Württemberg wurde an Kaiser Karl V. verkauft. Vierzehn Jahre lang stand das Land unter österreichischer Administration, während welcher Ulrich flüchtig umherirrte. Da kam Hülfe von Hessen, Geld von Frankreich und die Württemberger waren der österreichischen Statthalter müde. Der Statthalter wurde am 12. Mai 1534 bei Laufen geschlagen, und Ulrich gelangte wieder zum Besitz des Landes, welchen der Vertrag zu Kadan sicherte; doch mußte Württemberg Afterlehn von Oesterreich werden. Durch Unglück belehrt, erwarb sich Ulrich nun die Liebe des Volks. Er führte die Reformation ein und trat zum Schmalkaldischen Bunde, weshalb der Kaiser ihn von neuem vertrieb, im Vertrage von Heilbronn (1547) aber wieder einsetzte. Drei Jahre später (1550) starb Ulrich, und sein Sohn, Herzog Christoph, folgte und wurde, durch seine Jugend zum großen Manne gebildet, in den achtzehn Jahren seiner Regierung der Gesetzgeber des Landes. Er hinterließ 1568 einen vierzehnjährigen Prinzen, Ludwig, der unter Vormundschaft folgte, erst im 24. Jahre zur Regierung kam, sich den Namen des Frommen erwarb und 1593 kinderlos starb. Mit Ludwig, welcher das Land

durch Mezingen, Höpfigheim u. s. w. vergrößerte und viele Stiftungen und Baue machte, wäre das Haus Württemberg erloschen, hätte nicht Graf Georg, Sohn des obengenannten Heinrich von Mömpelgard, einen Sohn, Friedrich, gehabt. Derselbe folgte dem Vetter als Herzog Friedrich I. Dieser brachte durch Kauf mehrere Güter an Württemberg, verwandelte die österreichische Afterlehnsherrlichkeit in eine bloße Anwartschaft, machte den Neckar schiffbar u. dergl., und starb 1608 nach einer kräftigen, auf vielen Widerspruch der Stände stoßenden Regierung, mit Hinterlassung von fünf Söhnen, von welchen Herzog Johann Friedrich I. die Regierung antrat. Drei dieser Söhne stifteten besondere Hauptlinien: Johann Friedrich die regierende oder Stuttgartische Linie, welche die 1742 ausgestorbene Neustädtische Nebenlinie in sich begriff, Ludwig Friedrich die apanagirte Mömpelgardische Linie, welche 1723 erlosch, und Julius Friedrich die Julianische, welche sich wieder in die Schlesische und Weiltingische Nebenlinie schied. Letztere ging 1705 aus, erstere aber trieb in den Häusern Oels und Bernstadt neue Nebenzweige. Bernstadt starb aber 1745 gänzlich und Oels im Mannesstamme 1792 aus, worauf Oels, auf welches Bernstadt übergegangen, durch Vermählung der Erbtochter an Braunschweig-Wolfenbüttel kam. Die Regierung des Herzogs Johann Friedrich I. fiel in die Verheerungen des Dreißigjährigen Kriegs, und die Stände kamen wieder empor. Nachdem er 1628 gestorben, folgte im 14. Lebensjahre der ältere Sohn, Herzog Eberhard III., dessen jüngerer Bruder, Friedrich, die obengenannte Neustädtische Nebenlinie gründete. Wallenstein's Heere hausten in Württemberg, der Herzog hatte sich nach Strasburg geflüchtet. Die meisten württembergischen Domänen wurden von den Oesterreichern verschenkt. Die gänzliche Restitution des Landes war Folge des Westfälischen Friedens. Württemberg hatte über 118 Mill. Gulden und in sieben Jahren allein 345,000 Menschen verloren, sodaß 1641 im ganzen Lande nur 48,000 Einwohner lebten. Eberhard III. regierte bis 1674. Aus zwei Ehen waren 25 Kinder entsprossen. Der nachfolgende Sohn, Wilhelm Ludwig, regierte nur drei Jahre und hinterließ einen unmündigen Prinzen, Eberhard Ludwig, der bis 1693 unter Vormundschaft eines Oheims stand. Unter Eberhard Ludwig wurde Württemberg in den französischen und in den spanischen Erbfolgekrieg verwickelt. Die Residenz Ludwigsburg wurde erbaut, und die Regierung zeigte Pracht und übeln fremden Einfluß. Der einzige Sohn starb vor dem Vater und Letzterer 1733 ohne Kinder. Es folgte daher des Vaters Brudersssohn, Karl Alexander, der in k. k. Diensten als General sich ausgezeichnet hatte und zur katholischen Kirche übergetreten war. Die Regierung währte nur vier Jahre, die Finanzen waren immer mislicher geworden. Karl Alexander hinterließ drei noch minderjährige Prinzen, welche alle zur Regierung kamen. Der älteste, Karl Eugen, der 1744 dem Vater folgte, verschönerte die Residenzen, förderte Kunst und Wissenschaft, war im Siebenjährigen Kriege mit Preußens Gegnern verbunden und machte große Erwerbungen, durch welche das Land über 100,000 Einwohner gewann. Spätere Unruhen

wurden 1770 unter preußischer Vermittelung in einem Vertrage mit den Ständen beigelegt. Nach seinem Tode (1793) folgte der Bruder Ludwig Eugen, und diesem nach anderthalb Jahren der dritte Bruder, Friedrich Eugen. Die Regierung desselben fiel in die traurigste Zeit des französischen Revolutionskrieges, und das Land wurde ganz verheert. Der Herzog starb 1797, und sein Sohn, Herzog Friedrich II., folgte, welcher das alte württembergische Haus zu neuem Glanz und zu neuen Würden erhob. Durch den Lüneviller Frieden ging die Grafschaft Mömpelgard mit einigen im Elsaß und der Franche-Comté gelegenen Herrschaften mit 50,000 Einwohnern und 300,000 Gulden verloren, doch der Reichsdeputationsschluß gewährte 1803 Entschädigungen. Zugleich erhielt der Herzog die kurfürstliche Würde, behielt aber als Kurfürst den Namen Friedrich II. bei. Durch den Frieden von Presburg wurde 1805 das Land um 49 Quadratmeilen erweitert, wozu noch reichsritterschaftliche Enclaven von 16 Quadratmeilen kamen, und zugleich nahm der Regent (1. Jan. 1806) die Königswürde mit voller Souveränetät an. Der König, als solcher Friedrich I., befand sich unter den ersten Verbündeten des Rheinbundes. Einige Aemter wurden an Baden vertauscht, und Bayern trat die Herrschaft Wiesensteig ab. Viele mediatisirte Fürsten- und Grafenhäuser wurden württembergische Vasallen, und durch spätere Verträge mit Baden und Bayern und die Folgen des Wiener Friedens wurde der Staat noch mehr abgerundet und gewann 125,948 neue Unterthanen. Der Monarch theilte den Staat in zwölf Landvoigteien und gab dem Reiche, nicht ohne Widerspruch, eine der Uneingeschränktheit sich nähernde Constitution und Verfassung. Nach der Völkerschlacht bei Leipzig, nach welcher der König sich den Verbündeten näherte und durch den Vertrag zu Fulda die sämmtlichen Staaten garantirt erhielt, entstand offene Spannung zwischen Herrscher und Ständen, doch wurde die Eintracht wieder hergestellt. König Friedrich I. starb den 30. Oct. 1816, und ihm folgte der Sohn, Wilhelm Friedrich Karl, geboren 27. Sept. 1781, welcher wesentliche Verbesserungen in der Regierung und Verwaltung des Landes vornahm, sich allerseits thätig und fürsorgend bewies, und dem durch ihn glücklichen Lande, welches seit 1815 einen Theil des deutschen Bundes ausmacht, im engern Rathe desselben die sechste Stelle einnimmt und im Plenum vier Stimmen hat, am 25. Sept. 1819 eine die Rechte des Volkes schützende neue Verfassung gab. Aus zweiter Ehe mit Königin Pauline, Tochter des Herzogs Ludwig von Württemberg, geboren 4. Sept. 1800, stammt der Kronprinz Karl, geboren 6. März 1823, vermählt am 1. Juli 1846 mit Kronprinzessin, Großfürstin Olga, Tochter des Kaisers Nikolaus I. von Rußland, geboren 11. Sept. 1822.



IX.

Vor hundert Jahren.

Die Schlacht bei Roßbach am 5. November 1757.

Die Seelengröße jedes Mannes, insbesondere aber eines Fürsten und Feldherrn, muß sich im Unglück bewähren. Schlachten zu gewinnen und glückliche Erfolge geschickt auszubeuten, ist Vielen gelungen; doch unter den härtesten Schicksalsschlägen nicht zusammenzubrechen, einer Lage, welche gewöhnliche Menschen für verzweifelt und hoffnungslos halten, sich zu entringen und mit überlegener Geisteskraft den Dingen wieder eine günstige Wendung zu verschaffen, dazu sind erhabene Eigenschaften erforderlich, wie solche König Friedrich der Große von Preußen im Laufe des Siebenjährigen Kriegs wiederholt bethätigt und sich dadurch die Bewunderung von Mit- und Nachwelt gesichert hat.

Den Feldzug von 1757 eröffnete der König durch den glänzenden Sieg bei Prag am 6. Mai, der ihn zu den kühnsten Erwartungen berechtigte. Um die Belagerung der böhmischen Hauptstadt mit Sicherheit betreiben zu können, war es nöthig, auch den österreichischen Feldmarschall Grafen Daun zu schlagen, der zwar nicht zum Entsatz von Prag herbei-

eilte, allein seitwärts in einem stark befestigten Lager auf den Höhen von Kollin stand. Der König unternahm den gewagten Versuch, mit geringern Streitkräften den Feind aus dieser vortheilhaft gewählten Stellung zu vertreiben, erlitt aber nach den rühmlichsten Anstrengungen am 18. Juni eine so schwere Niederlage, daß seine eigenen Offiziere ausriefen: „Kollin ist unser Pultawa!" Friedrich dem Großen blieb solche Verzagtheit fremd. Er konnte sich in Böhmen nicht behaupten, die Heerabtheilungen, welche er nicht selbst anführte, erlitten noch auf dem Rückzuge Nachtheile, und Daun folgte ihm nach Sachsen. Der Schlacht, welche ihm der König anbot, wich der vorsichtige österreichische Feldherr aus, der den frisch erworbenen Lorbeer nicht auf ein gewagtes Spiel setzen mochte und das Lager bei Eckartsberge bezog, welches für unangreifbar galt. Dem König blieb nichts übrig, als gleichfalls auf den Höhen bei Jauernick ein Lager aufzuschlagen; doch durfte er hier nicht müßig stehen bleiben, da er sich auch anderwärts von Gefahren bedroht sah.

Friedrich's einziger Verbündeter in diesem schweren Kriege war König Georg II. von Großbritannien und Hannover. Das von ihm gestellte Heer sollte den Preußen die Franzosen und Reichstruppen vom Halse halten. Der tapfere Erbprinz von Braunschweig, der zu den Anführern gehörte, hatte auch wirklich am 26. Juli bei Hastenbeck, unweit Hameln, den Franzosen ein glückliches Treffen geliefert; desto unfähiger und feiger war aber der Sohn des Königs Georg, der Herzog von Cumberland, welcher den Oberbefehl führte. Er gab dem Drängen Friedrich's V., Königs von Dänemark, nach, und schloß am 8. Sept. 1757 in Kloster-Zeven mit dem Feldherrn der Franzosen, Herzog von Richelieu, eine Uebereinkunft, wodurch die Feindseligkeiten eingestellt und die deutschen Regimenter im englischen Hülfsheere in ihre Heimat entlassen werden sollten.

So stand der kurz vorher geschlagene Friedrich seinen zahlreichen Feinden plötzlich allein gegenüber, und war genöthigt, einen Stoß nach jener wehrlos gewordenen Seite zu thun, um das Vordringen der Franzosen und Reichstruppen, sowie ihre Vereinigung mit den Oesterreichern zu hindern.

Er ließ 56,000 Mann in dem Lager bei Jauernick unter den Befehlen des Herzogs von Bevern und des Generals von Winterfeld zurück und hatte nur 18 Bataillone Fußvolk und 30 Schwadronen Reiterei bei sich, als er nach Thüringen aufbrach. Der tapfere Generalmajor v. Seydlitz flog ihm voraus. Er hatte die Franzosen aus Leipzig und Halle vertrieben und jagte ihnen nach Gotha nach. Dort saß Marschall Soubise mit seinen Offizieren eben an der herzoglichen Tafel, als der Schreckensruf zu ihnen drang: „Die Preußen kommen!" In scheuem Entsetzen entfloh die Tischgesellschaft, an deren Stelle nun Seydlitz mit seinen Begleitern das bereitete Mahl genoß, nachdem er vorher 150 Franzosen nebst einem Troß von Lakaien, Köchen, Friseurs, Komödianten und liederlichen Dirnen gefangen genommen hatte. Diese Sippschaft schickte Seydlitz dem Feinde

in Eisenach zu, indem er sagte: „Je mehr solches Pack die Franzosen bei sich haben, um so ungefährlicher sind sie mir."

Friedrich hatte inzwischen von seiner Straße abweichen und die Richtung nach Berlin einschlagen müssen, da der österreichische General Haddik am 16. Oct. die Hauptstadt überfallen und um 200,000 Thaler gebrandschatzt hatte. In Torgau angekommen, erfuhr jedoch der König, daß der Oesterreicher mit seiner Beute bereits verschwunden sei, dagegen hatte Soubise von Richelieu, dem jetzt kein Feind gegenüberstand, Verstärkungen erhalten, wollte nun die in Gotha erlittene Schmach rächen und war bis Leipzig vorgerückt. Wie Haddik aus Berlin, so entfloh Soubise vor dem nahenden König aus Leipzig und zwar mit solcher Eilfertigkeit, daß mehrere Brücken zu früh verbrannt wurden und den Preußen bei Weißenfels einige französische Abtheilungen in die Hände fielen. Der Uebergang über die Saale wurde dem Könige nicht streitig gemacht, doch traf er den drei Mal zahlreichern Feind in einer starken Stellung und schlug daher rückwärts sein Lager bei Roßbach auf. Diese Bewegung machte Soubise so übermüthig, daß er nach Paris schrieb: „Um die Neugierde meiner Landsleute zu befriedigen, werde ich ihnen den Marquis von Brandenburg nächstens gefangen zuschicken."

Am 5. Nov. sollte dieser Streich ausgeführt werden. In weitem Bogen umspannte der Feind das preußische Lager, um es einzuschließen. Friedrich sah der ungeschickt ausgeführten Bewegung gelassen zu, speiste ruhig mit seinen Generalen zu Mittag, und erst um halb drei Uhr gab er den Befehl, das Lager abzubrechen. Mit Blitzesschnelligkeit wurde dieser Befehl ausgeführt und in einer halben Stunde standen die Preußen in Schlachtordnung. Seydlitz führte die Reiterei zum Kampfe; von einer Hügelreihe gedeckt, überflügelte er unbemerkt den Feind und erreichte die Höhen, ehe dieser seine Schwadronen aufgerollt hatte. „Kinder!" rief der preußische Held, „jetzt ist's Zeit, die Pfeife ausgehen zu lassen." Damit schleuderte er seine Pfeife den Berg hinab, und wie eine Lawine wälzte sich sein Reitergeschwader in die Ebene. Unwiderstehlich warf er Alles vor sich nieder und trieb den Feind an einen Hohlweg, wo der Sieger zahlreich Gefangene machte; was sich retten konnte, floh im Galopp bis zur Unstrut.

Durch dieses Manöver war Seydlitz zugleich dem französischen Fußvolke in den Rücken gekommen, das Friedrich von vorn mit seinen Bataillonen und Geschützen angriff. Derselbe panische Schrecken ergriff auch hier den Feind, und in zwei Stunden errangen 22,000 Preußen mit einem Verlust von 376 Mann den glänzendsten Sieg über das verbundene Heer der Franzosen und Reichstruppen, das 700 Todte, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene und eine Menge Kanonen und Fahnen verlor. Die wilde Flucht endete erst am Rhein, und die verfolgenden preußischen Husaren fanden die Straßen mit Pudermänteln, Haarbeuteln, Pomadebüchsen, Schlafröcken und ähnlichem Kram der herrschenden Verweichlichung

bedeckt. Bei dieser völligen Auflösung fielen noch eine Menge Gefangene den Husaren in die Hände.

Friedrich beförderte den ebenso tapfern wie geschickten Seydlitz auf dem Schlachtfelde zum Generalleutnant, verlieh ihm den Schwarzen Adlerorden und sagte ihm, daß er der wahre Held dieses ruhmreichen Tages sei.

Wir wissen, daß Friedrich schleunigst nach Schlesien aufbrach, am 5. Dec. bei Leuthen dem Grafen Daun den Tag bei Kollin heimzahlte und Schlesien befreite. Da sangen die Leute:

„Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann;
Dann schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann!"

Am hundertsten Jahrestage der Schlacht bei Roßbach ist auf diesem Ehrenfelde der Grundstein zu einem Denkmal gelegt worden, und Kalkar bei Cleve, wo Friedrich Wilhelm von Seydlitz am 3. Febr. 1721 geboren wurde, beschloß, seinem berühmten Mitbürger ein Standbild zu errichten, wofür an demselben Tage die Grundsteinlegung erfolgte und das der Bildhauer Julius Bayerle in Düsseldorf ausführt. Seydlitz starb am 7. Nov. 1773 auf seinem Landgut Minkowski in Schlesien, wo ein einfacher Denkstein sein Grab bezeichnet. Das marmorne Standbild, das ihm der König auf dem Wilhelmsplatze in Berlin errichten ließ, ist verwittert, und Professor Kiß hat es neu modellirt, worauf es in Erz gegossen worden ist und den frühern Platz wieder einnehmen wird. Unvergänglicher aber als Marmor und Erz ist das Denkmal, welches die Geschichte dem Sieger bei Roßbach gesetzt hat, dessen Namen überdies im Munde des Volks fortlebt.

Die Schlacht bei Zorndorf am 25. August 1758.

Die Siege Friedrich's des Großen bei Roßbach und Leuthen hatten seine Lage in aller Hinsicht wesentlich verbessert. Die Begeisterung für den kühnen Preußenkönig und sein kriegerisches Genie flammte in Deutschland und England hoch auf. In letzterm Lande feierte man diese Siege wie selbsterrungene durch Beleuchtungen und Volksfeste, und die öffentliche Meinung sprach sich mit solchem Nachdruck aus, daß die Regierung sich veranlaßt fand, die Uebereinkunft von Kloster-Zeven nicht zu bestätigen. Die Regimenter wurden wieder zusammengezogen und König Georg ersuchte seinen Verbündeten, diesem Heere einen Anführer zu geben, wozu Friedrich den Herzog Ferdinand von Braunschweig bestimmte.

Wo auch in Deutschland die preußischen Werbetrommeln gerührt wurden, war der Zulauf gewaltig. Es wurde ein Ehrenpunkt, unter den Fahnen des sieggekrönten Königs zu dienen, und so kam es, daß Friedrich den Feldzug von 1758 an der Spitze von 208,466 Mann Fußvolk und 54,058 Mann Reiterei eröffnen konnte. Es geschah dies sehr früh, und die Einnahme von Schweidnitz am 15. April, der einzigen schlesischen Stadt, welche in österreichischen Händen geblieben war, bildete das erste glückliche Ereigniß dieses Kriegsjahres. Dagegen mislang die Belagerung von Olmütz, und nur der geschickte Rückzug, der ohne Verlust und mit Rettung des ganzen Geschützparkes bewerkstelligt wurde, fügte dem Ruhme des Königs einen neuen Glanz bei. Man sagte von ihm, er habe nicht nur den Cäsar, er habe auch den Xenophon studirt.

Die Verhältnisse gestalteten sich inzwischen wieder trübe. Feldmarschall Graf Daun wich jeder Schlacht aus, folgte aber dem Könige nach Schlesien, und während Letzterm hier starke Streitkräfte gegenüberstanden, verwüsteten Schweden und Russen andere Provinzen. Schweden führte zwar unter der schwachen Regierung Adolf Friedrich's den Krieg nicht mit Nachdruck, und beschränkte sich auf Streifzüge, die von Stralsund aus gegen das preußische Pommern und die Uckermark unternommen wurden. Eine freiwillige Miliz schloß sich an die wenigen Truppen an, welche Friedrich diesem Feinde gegenüberzustellen hatte, und diese Landwehr reichte nothdürftig zum Schutz der heimgesuchten Gegenden hin.

Gefährlicher waren die Russen. Im Juni 1757 war Marschall Graf Apraxin mit 83,000 Mann verwüstend in Ostpreußen eingefallen, während eine russische Flotte die Häfen sperrte. Der zweiundsiebzigjährige preußische Marschall Lewald kämpfte gegen diese Uebermacht bei Großjägerndorf am 30. Aug. mit Ruhm, aber nicht mit Erfolg. Zum Glück für Preußen erkrankte die Kaiserin Elisabeth, und Apraxin, der ihren Tod fürchtete und die Gesinnungen ihres Nachfolgers Peter III. kannte, der schwärmerisch für den großen Preußenkönig eingenommen war, führte sein Heer im Einverständnisse mit dem Kanzler Bestuschef (welcher dafür mit Verbannung nach Sibirien bestraft wurde, sobald Elisabeth genesen) nach Polen.

Schon im Januar 1758 kehrte General Graf Fermor mit beträchtlicher Macht nach Preußen zurück und zwang die Stände dieser Provinz, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen. Obwol dies nur gezwungen geschah, hat der König diesen Schritt der Provinz doch nie verziehen; Fermor drang in die Mark vor, belagerte Küstrin, verwandelte die Stadt in einen Aschenhaufen und drohte, die Besatzung über die Klinge springen zu lassen, wenn er die Festung mit Sturm nehmen müsse, konnte sich ihrer bei der muthigen Vertheidigung derselben aber doch nicht bemächtigen. Graf Dohna, der sich mit den Schweden herumschlug, eilte zum Entsatz von Küstrin herbei, war jedoch gegen die Uebermacht der Russen, die überdies den Schweden Verstärkungen nach Pommern zuschickten, viel zu schwach.

Berlin, von Schweden und Russen zugleich bedroht, und die verwüstete

Mark ließen ihren Nothschrei in das Lager des Königs zu Grüssau im Riesengebirge dringen, und Friedrich, obgleich von Laudon und Daun bedrängt, entschloß sich, die Mark dem grausamen Feinde zu entreißen. Er hielt aber seine Lage für so ernst, daß er sein Testament errichtete und dasselbe seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, welcher das Heer in Sachsen befehligte, zuschickte, um danach zu handeln, falls er in dem Kampfe gegen die Russen fallen sollte.

Mit nur 14,000 Mann brach der König am 11. Aug. von Grüssau auf, legte in 11 Tagen die 36 Meilen bis Küstrin zurück, und vereinigte sich hier mit dem Grafen Dohna, sodaß die Streitmacht aus 32,000 Mann mit 170 Geschützen bestand, welche gegen Fermor und seine 50,000 Russen in den Kampf treten sollte.

Am 25. Aug. beleuchtete der Morgenstrahl den Aufmarsch der Preußen zur Schlacht von Zorndorf. Den Russen sprachen zuerst die Popen, dann die Branntweinvertheiler Muth ein, aber die Preußen riefen: „Hoch, Friedrich!" und griffen mit Begeisterung an. Fermor steckte Zorndorf in Brand, doch als wäre es der Zorn des Dorfes, der an den Barbaren Rache suchte, so heftig blies der Wind Glut und Rauch den Russen ins Gesicht. Hinter diesen Wolken bildete der König seinen Angriff auf den rechten Flügel des Feindes nach demselben Plan und mit demselben Erfolg wie in der Schlacht bei Leuthen. Es geschah dies nach den Regeln der schiefen Schlachtordnung, denen Epaminondas seine Siege bei Leuktra und Mantinea verdankt hatte. Die russischen Bataillone wurden gegen die Mitte des Treffens zurückgedrängt, und hier schwankte das Gefecht für einige Zeit, dennoch blieben zuletzt die Preußen mit ihrem Hurrahgeschrei und ihren Bajonetten unwiderstehlich. Wie bei Roßbach gab auch bei Zorndorf Seydlitz wieder die Entscheidung; sein Angriff mit den Kürassierregimentern warf die russische Reiterei auf ihr Fußvolk zurück und brachte es in Verwirrung. Die fliehenden Feinde stürzten sich auf ihre eigene Wagenburg, plünderten die Branntweinfässer, und bewiesen durch diese schändliche Trunksucht, wovon weder Befehlwort noch Knute sie zurückbringen konnte, auf was eigentlich ihr Durst gerichtet war und daß er nicht dem Blute der Preußen galt. Bei Wilkersdorf hielt sich inzwischen das russische Fußvolk besser, bis auch auf diesem Punkte Seydlitz mit seinen gepanzerten Reitern erschien und den Feind in die Sümpfe trieb. Den ganzen Tag hatte die Schlacht gewüthet, und an dem Ehrgeiz der russischen Generale lag es nicht, wenn sie verloren ging; noch am Spätabend griffen sie den König an, der so ins Gedränge kam, daß zwei seiner Adjutanten verwundet in feindliche Gefangenschaft fielen. Selbst die Nacht kühlte diesen Eifer nicht ab, und Kanonendonner erschütterte abermals die Morgenluft, ehe Fermor nach vierstündigem Gefecht den Rückzug antrat, um sich nach Ostpreußen zu wenden. Er hatte 20,000 Mann, 5 Generale, 921 Offiziere, 103 Kanonen und 27 Fahnen verloren; doch auch der König mußte diesen Sieg theuer erkaufen: er kostete ihm 11,061 Mann, 324 Offiziere und

26 Kanonen, die bei dem anfänglichen Erfolge der Russen unweit Wilkersdorf verloren gegangen waren. Großmüthig überließ Friedrich auch hier den Ruhm des Tages dem trefflichen Seydlitz, indem er zu dem englischen Gesandten, Sir Mitchell, der ihm Glück wünschte, äußerte: ohne Seydlitz würde es übel ausgesehen haben.

Als dem Könige gefangene Kosaken vorgeführt wurden, die sich damals in sehr zerlumptem Zustande befanden, sagte er zu seiner Umgebung: „Da seht, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen!“

Die Bewohner der Mark empfingen ihren König und Erretter mit einer Wärme der Dankbarkeit, der Liebe und Verehrung, die keine Grenzen kannte; aber lange konnte der Held nicht unter ihnen weilen, da die Feinde auf andern Punkten seine Abwesenheit benutzt hatten. Daun stand, wie gewöhnlich in fester Stellung, in der Lausitz; die Reichsarmee lagerte bei Pirna, und Laudon schwärmte an der Oder. Vor dem anrückenden Könige wichen alle diese Heere zurück, und sein bloßes Erscheinen befreite Sachsen. Niemand wagte eine offene Feldschlacht gegen Friedrich, und so entschloß er sich zum Zuge nach Schlesien, um Neisse zu entsetzen. Verwöhnt durch das Glück, und in der Meinung, daß kein Feind kühn genug sein werde, ihn zu beunruhigen, bezog er am 10. Oct. bei Hochkirch in der Oberlausitz ein völlig ungeschütztes Lager. Hier wurde er in der Nacht vom 13. zum 14. Oct. durch Laudon und Daun überfallen und erlitt einen schweren Verlust. Rascher, als seine Feinde es erwarteten, erholte sich der König von diesem Schlage und setzte zehn Tage später seinen Marsch nach Schlesien fort, das der österreichische General v. Harsch augenblicklich räumte. Daun's Unternehmen gegen Dresden schlug fehl, und der Feldzug von 1758, in welchem auch Herzog Ferdinand von Braunschweig im Reiche mit Erfolg gestritten hatte, ging zu Ende, ohne daß die zahlreichen Feinde des Königs sich eines bleibenden Vortheils zu rühmen hatten.

Die Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759.

Friedrich der Große hatte den Krieg mit guten Hoffnungen und mit der Absicht begonnen, durch kühn geführte Schläge seine Gegner rasch zu demüthigen und zum baldigen Frieden zu zwingen, jedoch wiederholt die trübe Erfahrung gemacht, daß das Glück wechselt. Seine Länder waren verwüstet, sein Schatz erschöpft, sein Heer gelichtet. Obgleich er im Winter auf ein neues Kriegsmittel Bedacht genommen und die reitende Artillerie eingeführt hatte, beschloß er doch, von nun an mehr vertheidigungsweise zu verfahren, und eröffnete daher den Feldzug spät. Während seine Generale erfolgreiche Einfälle theils nach Böhmen, theils nach Fran-

ken unternahmen, bezog der König ein Lager bei Schmottseifen unweit Landshut in Schlesien.

Dem Grafen Dohna ertheilte Friedrich den Befehl, die Russen, welche wieder die Mark überfielen, in ihren einzelnen Abtheilungen anzugreifen und zu schlagen, ehe sie sich sammeln konnten. Das mislang dem alten General, doch war es wichtig, daß er die Magazine des Feindes zerstörte. Mit diesem Erfolge war dem Könige nicht hinreichend gedient; er sagte, das Alter habe den Grafen Dohna zaghaft gemacht, und ersetzte ihn im Befehl durch einen jüngern Mann, den General v. Wedell, der sich bei Leuthen vortheilhaft ausgezeichnet hatte. Mit seinen 26,000 Mann sollte dieser den russischen General Soltikoff angreifen, wo er ihn träfe. Dem Befehl gehorsam und von Ehrgeiz gespornt, lieferte Wedell den Russen am 23. Juli bei Kay in der Nähe von Züllichau eine Schlacht, die verloren ging und den dritten Theil des Heeres kostete.

König Friedrich gestattete es nicht, daß Andere seine Anordnungen bekrittelten, und durfte daher die getroffene Wahl auch selbst nicht tadeln. Er tröstete vielmehr den geschlagenen General in einem freundlichen Schreiben und versprach ihm, die Scharte auszuwetzen. Prinz Heinrich wurde mit 16 Bataillonen und 25 Schwadronen aus Sachsen nach Schmottseifen berufen und mit dem Befehl über das schlesische Heer betraut, das die Bestimmung hatte, die Vereinigung des Grafen Daun mit den Russen zu verhindern. Gegen Letztere brach der König selbst auf, vereinigte sich mit Wedell und hatte so etwa 48,000 Mann unter seinem Befehl.

Laudon hatte dem General Soltikoff eine bedeutende Verstärkung zugeführt, und der König traf das vereinigte Heer der Russen und Oesterreicher, das auf 70,000 Mann angeschwollen war, in einer befestigten Stellung bei Kunersdorf und auf der Hügelreihe, die sich östlich von Frankfurt a. d. O. hinzieht. Diese wohlverschanzte Stellung beschloß Friedrich der Große am 12. Aug. anzugreifen. Da der Boden von Seen und Bächen durchschnitten ist, konnte der Feind nur auf Umwegen erreicht werden. In der Nacht um 2 Uhr brach der König auf, durchzog die Neudorfer Haide und erreichte mit seinen schon ermüdeten Truppen um 11 Uhr bei drückender Hitze den Saum des Waldes. Die Preußen befanden sich dem linken russischen Flügel gegenüber, den der König sogleich aus 60 Geschützen begrüßte, die er auf zwei Hügeln aufstellen ließ. Nachdem seine ermatteten Soldaten sich mit Branntwein gelabt hatten, benutzte der König die Erschütterung, welche seine Batterien auf den Feind hervorgebracht hatten, um unter dem Schutze der Kanonen den Sturm durch acht Grenadierbataillone zu beginnen. Die ersten Schanzen wurden glücklich genommen und die Russen auf den Kirchhof von Kunersdorf getrieben. Sogleich wurde ein allgemeiner Angriff befohlen, und die Preußen, welche auf einen raschen Sieg hofften, drangen mit solcher Begeisterung vor, daß kein Hinderniß sie zurückzuschrecken, kein Graben sie aufzuhalten vermochte. Sieben Schanzen mit 180 Geschützen fielen in ihre Hände;

die wichtigsten Punkte des Feindes befanden sich in der Gewalt des Siegers, und Abends um 6 Uhr schickte der König die Kuriere mit dieser glücklichen Botschaft ab.

Der Erfolg hätte ihm auch nicht mehr entrissen werden können, wenn der König sich damit begnügt und den erschöpften Truppen die Nachtruhe gegönnt hätte; allein er wollte für den nächsten Tag nichts übrig lassen und befahl, auch noch den Judenberg zu stürmen, den Laudon besetzt hielt. Die Oesterreicher waren noch nicht im Kampfe gewesen und mithin bei frischen Kräften. Von ihrem kühnen und geschickten General angeführt, brach die Reiterei aus einem tiefen Grunde hervor, und ihrem Anpralle wichen die Preußen. Vergebens feuerte der König den Muth seiner Truppen an, vergebens theilte er ihre Gefahren: zwei Pferde wurden unter ihm erschossen, ihn selbst traf eine Kugel, dennoch wollte er nicht weichen. Die körperliche Kraft der Soldaten war jedoch gebrochen, sie blieben zu weitern Anstrengungen unfähig; jeder gewonnene Vortheil ging verloren, die Niederlage wurde vollständig und der Rückzug artete endlich in wilde Flucht aus. Der König rief in Verzweiflung: „Gibt es denn keine Kugel mehr für mich!“ Er sieht der allgemeinen Flucht auf einem Sandhügel zu und stößt den Degen in den Boden. Ein Ziethen'scher Husar erkennt den Monarchen und ruft seinem Rittmeister, v. Prittwitz, zu: „Dort steht der König!“ Prittwitz flog auf ihn zu; halb mit Bitten, halb mit Gewalt brachte er seinen Kriegsherrn von der Stelle. Kosaken sprengen heran; der Rittmeister schießt den feindlichen Offizier vom Pferde, jagt mit dem König davon und erreicht ein Dorf, wo er den geistig und leiblich ermatteten Helden in einer armseligen Hütte unterbringt.

Auch hier dachte Friedrich nicht an sich; er befahl dem Rittmeister, mit seinen Husaren die Fliehenden zu sammeln, und behielt nur seinen Pagen und einen Bedienten bei seiner Person. Einige Verwundete, die sich gleichfalls in dieses Dorf geflüchtet hatten, schleppten sich, als sie des Königs Anwesenheit erfuhren, herbei, um ihn zu bewachen.

Friedrich, obgleich er sich für verloren hielt, gewann dennoch Seelenstärke wieder, um die nöthigen Anordnungen zu treffen Er ertheilte den schriftlichen Befehl, daß seinem fünfzehnjährigen Thronerben gehuldigt werden, Prinz Heinrich, des Königs Bruder, aber als Oberfeldherr den Krieg zu Ende führen solle. Während die Zukunft des Staats ihn beschäftigte, blieb sein Mitgefühl für die Leidenden in seiner nächsten Umgebung rege; er trug Vorsorge, daß die Verwundeten verbunden wurden, und richtete sie mit Worten des Trostes auf.

Der Blick des Königs erheiterte sich, als ihm am nächsten Morgen die Nachricht gebracht wurde, daß doch noch einiges Geschütz gerettet worden sei. Die erschöpften Russen, deren Verlust auch nicht gering war und 16,000 Mann betrug, hatten an keine Verfolgung gedacht, und Soltikoff schrieb an die Kaiserin Elisabeth: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen, und gewinne ich noch einen solchen Sieg,

so muß ich mich allein aufmachen, um Eurer Majestät die Nachricht davon zu bringen.“ Die Feinde ernteten überhaupt keine Früchte aus diesem Siege; Oesterreicher und Russen veruneinigten sich, und als Letztere anfingen, an Lebensmitteln gänzlichen Mangel zu leiden, gingen sie nach Polen zurück, ohne daß der König sie dazu zwingen durfte.

Der König hatte aber mehr als die Hälfte seiner Truppen und 172 Geschütze eingebüßt; Generalleutnant v. Seydlitz gehörte zu den Verwundeten, der als Dichter bekannte Major v. Kleist zu den Todten. In den nächsten Tagen nach der Schlacht hatten sich 18,000 Mann zusammengefunden, mit denen der König die Oder, deren Brücke er hinter sich abbrechen ließ, überschreiten und zwischen Frankfurt und Küstrin ein Lager beziehen konnte. Der Oberst Moller trat hier den König an und sagte zu ihm: „Majestät, bei Leuthen ging es anders, dort sangen aber auch die Leute nicht Zotenlieder, sondern priesen Gott; ich rathe Ew. Majestät, jetzt auch wieder einen Feldgottesdienst abhalten zu lassen.“ Und der König befolgte diesen Rath, was auf die Gemüther der Soldaten nicht ohne gute Einwirkung blieb. Von den Versprengten fanden sich so viele freiwillig ein, daß das Heer des Königs auf 28,000 Mann anwuchs, auch führte ihm General v. Kleist aus Pommern 9000 Mann zu.

Der Doppelsieg, den der Herzog Ferdinand und der Erbprinz von Braunschweig am 1. Aug. bei Gohfeld und Minden über die Franzosen unter Brissac und Contades erfochten hatten, diente dem Könige ebenfalls und um so mehr zum Troste, als die Franzosen nichts Ernstliches weiter in diesem Feldzuge unternahmen; dagegen widerfuhr dem Könige noch das Unglück, daß General v. Schmettau am 4. Sept. in Dresden capitulirte, wodurch ein Schatz von 5,600,000 Thlrn. und Vorräthe für 35,000 Mann verloren gingen; sowie ferner, daß der General v. Fink bei Maxen, zwei Meilen von Dresden, am 21. Nov. mit 13,000 Mann in Gefangenschaft gerieth. Zum Ersatz schickte Herzog Ferdinand 12,000 Mann Verstärkung, und so schloß der Feldzug von 1759 zwar nach schweren Unfällen, aber auch ohne erheblichen Nutzen für den Feind. Dresden ausgenommen, war dem Könige keine Festung oder wichtige Stadt verloren gegangen, und die Feinde hatten seine Länder geräumt. Es konnten daher im Winter die Mittel für den Krieg im kommenden Jahre wieder vorbereitet und beschafft werden.

X.

Chronik.

Rückblick auf das Jahr 1857.

Januar.

3. Der Bundesrath in Bern theilt dem Schweizervolke den Stand des Streits mit Preußen wegen Neuenburg mit und ruft die Wehrmänner zu ihrer Pflicht.
— Der Erzbischof Sibour in Paris wird durch den Priester Jean Louis Berger ermordet.
4. Die neapolit. Kriegsdampffregatte „Karl III." wird in die Luft gesprengt.
5. Die französische Regierung übernimmt die von der Schweiz nachgesuchte Vermittelung in der Streitsache mit Preußen.
6. Der spanische General Prim Graf v. Reus wird wegen Beleidigung der Civil- und Militärbehörden von Barcelona in Madrid verhaftet.
7. In Konstantinopel wird der Ferman zur Einberufung der Divans in der Walachei und der Moldau formulirt.
8. Der schweizerische Bundesrath nimmt die französischen Vermittelungsvorschläge an.
12. Ein Theil der Städte und Vorstädte von Kanton wird von den Engländern in Brand geschossen, was sich drei Tage später wiederholt.
15. Der schweizerische Nationalrath erklärt sich für die vom Bundesrath beantragte Freilassung der Neuenburger Gefangenen und die Niederschlagung des Processes.
— Eröffnung der Berathungen über ein allgemeines deutsches Handelsgesetzbuch in Nürnberg.
16. Preußen erklärt seine Bereitwilligkeit, nunmehr in Unterhandlungen zur Beilegung des Neuenburger Streits einzutreten.
18. Der Erzbischof von Matera in Neapel wird durch einen Priester in der Kirche meuchlings angefallen.
24. Unterzeichnung des deutschen Münzvertrags in Wien.
25. Allgemeiner Gnadenact des Kaisers von Oesterreich für politische Vergehen im lombardisch-venetianischen Königreiche.

Februar.

1. Die Engländer besetzen die Insel Perim im Rothen Meere am Ausgange der Straße Bab el Mandeb.
5. Die österreichischen Truppen räumen Parma.
7. Die Franzosen beginnen mit der Räumung der Besatzung des Hafens Piräus bei Athen.
— Russischer Ukas über Erbauung von vier großen Eisenbahnlinien.
8. Niederlage der Perser bei Kusch-ab durch den englischen General Sir James Outram.
9. Einführung eines freisinnigen Paßwesens in Oesterreich.
11. Buchanan zum Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgerufen.
14. Abreise des Fürsten Danilo aus Cettinje nach Paris.
16. Eröffnung der beiden französischen Staatsförder in Paris durch den Kaiser.
20. Vollendung der russisch-moldauischen Grenzberichtigung.
23. Auflösung der schleswigischen Stände wegen verweigerter Aufbringung einer außergewöhnlichen Steuer.
25. Das 19. Sipahiregiment zu Berhampur in Ostindien empört sich.
27. Die österreichischen Truppen fangen an, die Donaufürstenthümer zu räumen.
28. Die englischen und französischen Truppen verlassen Griechenland vollständig.

März.

2. Das österreichische Kaiserpaar tritt in Mailand die Rückreise nach Wien an.
4. Zwischen England und Persien wird in Paris ein Friedensvertrag unterzeichnet.
5. Eröffnung der Conferenz von Bevollmächtigten Frankreichs, Oesterreichs, Englands und Rußlands in Paris zur Schlichtung des preußisch-schweizerischen Streits.
7. Zweite Conferenz in dieser Sache unter Theilnahme des preußischen Gesandten.
8. Verkündigung des Fermans zur Berufung des walachischen Divans in Bucharest.
12. Der spanische General Prim wird in Madrid kriegsrechtlich zu sechs Monat Festungsstrafe verurtheilt.
14. Unterzeichnung des Staatsvertrags über Ablösung des Sundzolls in Kopenhagen.
21. Auflösung des englischen Unterhauses wegen seiner Misbilligung des chinesischen Kriegs.
23. Oesterreich beruft seinen Gesandten aus Turin ab; der diplomatische Verkehr wird unterbrochen.
25. An der vierten Conferenzsitzung in Paris nimmt der Bevollmächtigte der Schweiz Dr. Kern theil; die Tags vorher gemachten Vorschläge Preußens werden ihm bekannt gemacht.
26. Ohne den geschlossenen Frieden zu kennen, schlagen die Engländer die Perser bei Mohammera und erstürmen diese Stadt.
30. Der sardinische Geschäftsträger in Wien zeigt seine Abberufung an.
— Beendigung der Räumung der Donaufürstenthümer seitens der österreichischen Truppen.

April.

1. Oesterreichisches Rundschreiben, das völlige Einverständniß der beiden deutschen Groß-

mächte über die Rechte der deutschen, der Krone Dänemark gehörigen Herzogthümer betreffend.

3. Der Reichsrath in Kopenhagen tritt zur Berathung über Verwendung der Gelder für Ablösung des Sundzolls zusammen.

6. Tod des Grafen Karl Ludwig Ficquelmont zu Venedig.

8. Das dänische Ministerium beantragt seine Entlassung.

— Unterzeichnung des württembergischen Concordats in Rom.

13. Der König von Dänemark nimmt die Entlassung des Ministeriums v. Scheele an.

14. Der Schah von Persien bestätigt den zu Paris geschlossenen Frieden mit England.

16. Eröffnung des gemeinschaftlichen Landtags in Gotha zur Berathung der Vereinigung der Herzogthümer Coburg und Gotha.

19. Das dänische Cabinet mit Ausnahme des Herrn v. Scheele bleibt im Amte.

20. Großfürst Konstantin von Rußland landet in Toulon.

25. Schluß der außerordentlichen Sitzung des dänischen Reichsraths.

28. Protest der moldauischen Einwohner gegen die Vereinigung mit der Walachei.

29. Der Bundesrath in Bern nimmt die Vergleichsvorschläge der Pariser Conferenz an. Preußen lehnt sie ab.

30. Eröffnung des neugewählten Unterhauses in London.

Mai.

1. Der Freibeuter Walker begibt sich, um seiner Gefangennehmung in Nicaragua zu entgehen, auf die amerikanische Kriegsschaluppe St. Mary.

2. Tod des französischen Dichters Alfred de Musset in Paris.

4. Der Kaiser und die Kaiserin von Oesterreich treten die Bereisung von Ungarn an.

7. Tod des ausgezeichneten Bürgermeisters von Bremen, Dr. Joh. Smidt's, 84 Jahre alt.

8. Der Kaiser von Oesterreich verkündet in Ofen eine allgemeine Begnadigung für politische Verbrechen und Vergehen in der Monarchie, und die Rückgabe der mit Beschlag belegten Güter.

9. Eröffnung der Ausstellung an der Jubelfeier der niederösterreichischen Landwirthschaftgesellschaft.

12. Schluß des preußischen Landtags durch den Ministerpräsidenten.

13. Der dänische Cultusminister Hall wird zugleich zum Ministerpräsidenten, und Kammerherr Unsgaard, Minister des Innern, einstweilen auch zum Minister für Holstein und Lauenburg ernannt.

17. Schluß der landwirthschaftlichen Ausstellung in Wien.

19. Der Belagerungszustand in Ancona und der Romagna wird aufgehoben.

20. Tod des magyarischen humoristischen Schriftstellers Ladislaus Beöthy.

24. Sieg der Franzosen in Kabylien, der die Unterwerfung der Stämme der Beni-Raten und Arb-Ducia zur Folge hat.

25. Der englische Commodore Elliot zerstört 27 chinesische Dschunken im Kantonflusse.

26. Abschluß der Uebereinkunft zwischen Preußen und der Schweiz unter Vermittelung der übrigen Großmächte in Paris, wodurch Neuenburg unabhängig und ein selbständiger Canton der Schweiz wird.

27. Die Vereinigung der Herzogthümer Coburg und Gotha wird durch die Stimmen der Gothaischen Abgeordneten auf dem gemeinsamen Landtage entschieden.

— Ausbruch von Unruhen in Belgien wegen des Wohlthätigkeitsgesetzes.

29. Auflösung des franz. gesetzgebenden Körpers.

30. Vertagung der belgischen Kammer. — Rückkehr des österreichischen Kaiserpaars von der ungarischen Reise nach Wien.

Juni.

1. Admiral Sir Michael Seymour erstürmt ein chinesisches Fort im Fatschanflusse, vernichtet 72 Dschunken; den Rest der feindlichen Flotte verfolgt Commodore Keppel bis zur Stadt Fatschan und zerstört noch 17 Dschunken.

2. Im Herzogthum Altenburg wird das Wahlgesetz von 1831 einseitig hergestellt.

8. Der Bundesrath in Bern genehmigt den in Paris mit Preußen geschlossenen Vertrag.

— Tod des badischen Geheimraths und frühern Ministers Dr. Karl Friedrich Nebenius in Karlsruhe, durch seine Bemühungen für Gründung des Zollvereins bekannt.

10. Schluß der Sitzung des franzöf. Senats.

11. Die schweizerischen Räthe genehmigen den Vertrag wegen Neuenburg.

13. Der König der Belgier erklärt die Kammersitzungen von 1856—57 für geschlossen.

14. In Petersburg wird ein Handelsvertrag zwischen Frankreich und Rußland unterzeichnet der am 14. Sept. in Kraft zu treten hat.

16. Die Pariser Conferenz schließt ihre Thätigkeit wegen Neuenburg mit dem Austausch der bestätigten Verträge.

17. Verkündigung der Amnestie in Neuenburg.

19. Der König von Preußen entbindet die Neuenburger von ihren ihm geleisteten Eiden.

— In Paris wird der Vertrag wegen der bessarabischen Grenze von den Bevollmächtigten der Conferenzmächte unterzeichnet.

20. Tod des Fürsten Tschernytschew zu Castellamare in Neapel.

21. In Neuenburg wird eine Durchsicht der Verfassung mit 5289 gegen 142 Stimmen beschlossen.

22. Der Kronprinz von Schweden erhält die Stellvertretung des Königs, und wird der Würde als Vicekönig von Norwegen enthoben.

24. Sieg des russ. Generals Fürsten Orbeliani über Schamyl, Emir der Tscherkessen, in der Sjalatawia.

25. Zwischen Preußen und Persien wird in Paris ein Handelsvertrag unterzeichnet.

27. Oberst Pisaccane überfällt mit einer Schar von Aufrührern die neapolitanische Insel Ponza, landet am 29. in Sapri, und wird an den folgenden Tagen bei Padula und Sanza vernichtet.

28. Wahlen der Abgeordneten in Frankreich.

29. Tod des Consistorialraths, Superintendenten, Domherrn und ord. Prof. der Theol. in Leipzig, Dr. Christ. Gottl. Leber. Großmann, Gründers der Gustav-Adolfstiftung.

30. Aufruhr in Genua und in Livorno.

Juli.

1. Die kurhess. Zweite Kammer genehmigt die Abfassung ihrer Beschlüsse in Verfassungssachen.

2. Jubelfeier der Befreiung von Kolberg. — Vertrag zwischen Frankreich und Baden we-

gen Erbauung einer stehenden Rheinbrücke bei Kehl.

4. Eröffnung der Schifffahrt zwischen dem Eriesee und dem Kanal an den Fällen des Niagara.
5. Eröffnung des großen Schützenfestes in Bern.
6. Bei den Nachwahlen in Paris werden im dritten, vierten und siebenten Stadtbezirk die Gegner der Regierung: Cavaignac, Olivier und Darimon, gewählt.
8. Eröffnung der Zollconferenz in Berlin zur Berathung einer Erhöhung der Steuer von Rübenzucker. — Der König von Preußen trifft zum Besuche des österreichischen Hofes in Wien ein.
10. Das britische Oberhaus verwirft mit 173 gegen 138 Stimmen die Bill zur Aenderung der Parlamentseide, d. h. die Judenbill.
11. Die letzten entscheidenden Gefechte in Kabylien haben die Unterwerfung des ganzen Landes unter die französische Herrschaft zur Folge. — Sir Colin Campbell wird zum Oberfeldherrn in Ostindien ernannt, und geht schon folgenden Tages dahin ab.
12. Der Großherzog von Baden begnadigt alle wegen politischer Verbrechen und Vergehen 1848—49 eingezogenen Gefangenen mit Ausnahme der Militärpersonen.
16. Tod des französischen Liederdichters Pierre Jean Béranger.
18. In Konstantinopel unterzeichnen die Gesandten von Oesterreich und England eine Acte, worin der Pforte Schutz gegen alle Folgen verheißen wird, die ihre Weigerung, die Wahlen in der Moldau zu vernichten, haben könnte.
20. Berufung der holsteinischen Stände für den 15. August.
23. Vertagung der deutschen Bundesversammlung bis Mitte October.
27. Eröffnung der Eisenbahn von Triest nach Laibach. — Räumung von Herat seitens der Perser.
29. Tod Karl Bonaparte's, Fürsten von Canino.

August.

1. Der Sonderlandtag von Coburg lehnt die Vereinigung mit Gotha ab, und wird vertagt.
2. Anfang der Säcularfeier der Universität Freiburg, 1457 von Erzherzog Albrecht von Oesterreich gestiftet.
3. Tod des Schriftstellers Eugène Sue zu Anneci in Savoyen.
4. Abfahrt des Geschwaders aus Queenstown nach Valencia in Irland, zur Legung des unterseeischen Telegraphentaues nach Amerika.
5. Der französische Gesandte Thouvenel in Konstantinopel zieht seine Flagge ein.
8. Blokade des Hafens von Kanton durch die englische Flotte unter Admiral Michael Seymour.
10. Zusammentritt des durch Neuwahlen ergänzten Landtags in Oldenburg.
11. bis 13. Versammlung des norddeutschen Apothekervereins in Breslau.
12. Beim Legen des unterseeischen Telegraphentaues nach Amerika zerreißt dasselbe und 300 engl. Meilen Draht gehen verloren.
— Blutige Angriffe gegen die Juden in Tunis, wobei auch der Christen nicht geschont und das englische Consulat beschimpft wird.
15. Eröffnung des holsteinischen Landtags in Itzehöe. — Aufhören des Freihafenrechts von Odessa.
16. Eröffnung der Sitzung der Rheinschifffahrts-Commission in Mainz.
19. Schluß des oldenburgischen Landtags nach Verwilligung der Militärkosten.
23. Der Kaiser von Oesterreich tritt den letzten Theil seiner ungarischen Reise an.
24. Die türkische Regierung ermächtigt den Kaimakam der Moldau, eine Reform der Wahllisten zu veranlassen und nach 15 Tagen neue Wahlen vorzunehmen, um dadurch den Anforderungen von Frankreich, Preußen und Rußland zu genügen.
26. Selbstmord des Fürsten Gregor Ghika, frühern Hospodars der Moldau, auf seinem Schlosse bei Melun in Frankreich.
29. Herstellung der diplomatischen Beziehungen der Pforte mit den Gesandten von Frankreich, Preußen, Rußland und Sardinien.
31. Anfang der Arbeiten zur Durchbrechung des Mont Cenis.
— Eröffnung des dritten internationalen statistischen Congresses in Wien und der fünfzehnten Hauptversammlung der Gustav-Adolfstiftung in Kassel.

September.

1. Einzug des Erzherzogs Ferdinand Max mit Gemahlin in Mailand.
3. bis 5. Grundsteinlegung zum Denkmal des Großherzogs Karl August, und Enthüllung der Standbilder von Wieland, Schiller und Goethe in Weimar.
— Tod des königl. preuß. Geh. Medicinalraths Prof. und Akademikers Dr. Martin Karl Heinr. Lichtenstein.
8. Einweihung der hergestellten Kirche auf dem Petersberge bei Halle, in Gegenwart der Könige von Preußen und Sachsen und der Fürsten der Sachsen-Ernestinischen Linie.
9. Die holsteinischen Stände lehnen mit 46 gegen 2 Stimmen den Verfassungsentwurf der Regierung ab.
— Eröffnung der Versammlung des evangelischen Bundes in Berlin.
10. bis 11. Sitzung des Vereins für christliche Kunst nebst Ausstellung in Regensburg.
12. Chinesische Kriegserklärung gegen England.
14. bis 19. Sitzungen des internationalen Wohlthätigkeitscongresses in Frankfurt a. M.
15. Enthüllung des Oken-Denkmals in Jena.
16. Tod des Herzogs Eugen von Württemberg, kaiserl. russ. Generals der Infanterie, zu Karlsruhe in Schlesien.
18. bis 24. Sitzungen der 33. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bonn.
— Tod des berühmten französ. Orientalisten und Akademikers Etienne Marc Quatremere.
19. Zweihundertjährige Feier des Friedens von Wehlau.
20. Eröffnung der protestantischen Generalsynode in der Pfalz.
21. Eröffnung der neunten Generalversammlung der katholischen Vereine in Salzburg und des neunten evangelischen Kirchentags in Stuttgart.
— Tod des englischen Generals Nicholson in Ostindien.
22. Tod Danielo Manin's, gewesenen Präsidenten der provisorischen Regierung von Venedig 1848 und 1849 zu Paris.
25. Zusammenkunft der Kaiser von Rußland und Frankreich in Stuttgart. — Antritt der Regentschaft des Kronprinzen von Schweden.

28. Versammlung der Wandergesellschaft deutscher Philologen u. Orientalisten in Breslau.
30. Zusammentritt des dänischen Reichstags.

October.

1. Zusammenkunft der Kaiser von Oesterreich und Rußland in Weimar.
4. Entlassung des spanischen Ministeriums Narvaez.
— Zusammentritt des Divans in Jassy.
7. Tod des königl. preuß. Generals der Reiterei und Chefs des Generalstabs der Armee, v. Reiher, in Berlin.
8. Tod der Prinzessin Marie von Sachsen, Tochter Sr. Maj. des Königs.
— Beendigung der Kriegsübungen im Lager von Chalons.
12. Eröffnung der Eisenbahnbrücken über die Weichsel und Nogat. — Zusammentritt des Divans in Bukarest.
15. Abgang des ersten Güterzugs auf der Eisenbahn von Triest nach Wien.
16. Eröffnung der Telegraphenconferenz in Stuttgart.
17. Schluß der großen Kunstausstellung in Manchester.
18. Eröffnung der protestantischen Generalsynode in Ansbach.
19. Die englische Bank erhöht ihren Discont auf 8 Procent.
23. Wegen Erkrankung des Königs von Preußen überträgt derselbe die Regierung auf drei Monate an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen.
24. Erlaß des Prinzen von Preußen bei Uebernahme der Staatsverwaltung.
25. Der preuß. Bundestagsgesandte wird beauftragt, die Streitsache mit Dänemark zur Entscheidung der Bundesversammlung zu bringen.
26. Tod des Obergerichtsanwalts Daniel Schwarzenberg in Kassel. — Hundertster Geburtstag des Freiherrn v. Stein. — Neues spanisches Cabinet Armero-Mon.
28. Tod des Hofraths Bernhard Perthes, Inhaber einer berühmten Verlagshandlung in Gotha.
29. Tod des Generals Eugen Cavaignac in Schloß Ourre bei Mans im Sarthedepartement. — Besonderer Antrag Hannovers im Bundestage, den Streit mit Dänemark betreffend.
30. Das Telegraphentau zwischen Bona in Algerien und Cap Spartivento in Sardinien wird befestigt.
— Vollendung des Durchbruchs im Hauensteintunnel.
31. Schluß des im Juni 1855 berufenen kurhessischen Landtags.

November.

1. Eröffnung der protestantischen Generalsynode in Baireuth.
6. Tod des Bischofs in Regensburg, Valentin v. Riedl. — Fünfundzwanzigjährige Jubelfeier der Gustav-Adolfstiftung.
7. Unterzeichnung der Donauschiffahrtsacte durch die Bevollmächtigten der Uferstaaten in Wien.
9. Tod der Herzogin Victorie von Nemours, Tochter des verstorbenen Herzogs von Sachsen-Coburg und Gotha, zu Claremont bei London.
11. Grundsteinlegung zur Eisenbahnbrücke über die Mosel bei Koblenz.
— Tod des französischen Justizministers Abbatucci in Paris.
12. Die Bundesversammlung erwählt einen Ausschuß zur Prüfung und Berichterstattung der Beschwerden der deutschen Herzogthümer gegen die dänische Regierung.
16. Schluß der Telegraphenconferenz in Stuttgart nach Annahme eines ermäßigten Tarifs und anderer Erleichterungen.
17. Schluß des mecklenburgischen Landtags.
18. Verwüstung von Mainz durch Auffliegen eines Pulverthurms. — 24 Mitglieder der königl. Familie von Delhi werden gehängt.
19. Die deutsche Bundesversammlung beschließt die Beschwerden der lauenburgischen Ritterschaft der dänischen Regierung zur Erklärung mitzutheilen.
25. Sieg der Russen über die Tscherkessen bei Dylym, wodurch die ganze Salatawia erobert und der Feldzug von 1857 beendet wird.
— Tod des englischen Generals Sir Henry Havelock zu Alumbagh.
26. Tod des Dichters Johann Karl Benedict v. Eichendorff, königl. preuß. Geh. Regierungsrath a. D., zu Neisse.
30. Eröffnung der luxemburgischen Ständeversammlung durch den Prinzen-Statthalter.

December.

1. Die Legung des Telegraphentaues zwischen Malta und Korfu beendet.
3. Tod des Bildhauers Prof. Christian Rauch aus Arolsen zu Dresden.
— Fünfundzwanzigjähriges Amtsjubelfest des königl. sächs. Finanzministers Joh. Heinr. Aug. Behr.
5. Unterzeichnung der Schlußacte wegen Feststellung der russisch-türkischen Grenze in Asien zu Konstantinopel.
8. Zusammentritt des nordamerikanischen Congresses in Washington.
9. Wiederwahl des seitherigen Bundesraths in Bern.
11. Das englische Parlament genehmigt die Indemnitätsbill für die Regierung wegen Suspension der Bankacte.
12. Der Landtag in Coburg lehnt wiederholt die Vereinigung mit Gotha ab.
— Vertagung des englischen Parlaments bis zum 4. Febr. 1858.
— Tod des ausgezeichneten Statistikers Wilh. Otto Ludw. Freih. v. Reden in Wien.
14. Eröffnung der sardinischen Kammern durch den König mit einer Thronrede.
17. Erdbeben im Königreich Neapel.
23. Blutiges Gefecht zwischen den aufständischen Christen in der Herzegowina und den Türken bei Buzi.
25. Der Divan in Bukarest geht auseinander.
29. Erstürmung von Kanton durch die vereinigten Streitkräfte der Engländer und Franzosen.
31. Austausch der Ratification des russisch-türkischen Grenzvertrags in Bessarabien zu Paris.
— Der Divan in Jassy geht auseinander.
— Tod des Consistorialraths Dr. Friedr. August Pischon in Berlin.

Anhang.

BIRMINGHAM UND LEIPZIG.

J. ALEXANDRE'S CEMENTFEDER.



Seit Erfindung der Metallfedern ist man fortwährend bemüht gewesen, der Stahlfeder denjenigen Grad der Biegsamkeit zu verleihen, welchen die Gänsefeder besitzt, ohne indessen bis jetzt zu einer Vollkommenheit zu gelangen. Durch die Cementfeder hat man endlich den Zweck erreicht, welcher seit vielen Jahren gesucht worden ist. Nachdem nämlich die Stahlfeder gefertigt ist, empfängt sie noch eine chemische Zubereitung, welche man Cementation nennt und die in einer Aetzung mit einer kohlensauren Salzauflösung und Soda besteht, welche, in das Innere dringend, dieselbe so biegsam wie die Gänsefeder herstellt, zugleich aber gegen das Oxydiren sichert, welches durch die Mehrzahl der Tinten von schlechter Beschaffenheit erzeugt wird, die man verwendet.

Die Mutterstadt der Cementfeder ist das altberühmte Birmingham; die Firma, welche sie fertigen läßt: J. Alexandre. Vor wenig Jahren noch war die Fabrik ein vergleichsweise kleines Haus auf einer Seite der Straße. Jetzt ist sie ein riesenhaftes Gebäude, welches 564 Arbeitern Beschäftigung gibt, die Woche 2½ Tonnen Stahl verbraucht, wöchentlich 35,000, jährlich 1,820,000 Gros Federn liefert und auf diese Art ein sehr beachtenswerthes Mittelglied in dem Ideenaustausche der civilisirten Welt bildet.

Um der Fälschung vorzubeugen, ist die Cementfeder in einer aus brasilianischem Gummi gefertigten Schachtel verpackt. Federn und Schachteln sind in England und Frankreich patentirt und in Belgien deponirt, und jeder Fälscher wird nach dem Gesetz streng bestraft.

J. Alexandre verkauft seine patentirten Cementfedern in vier Sorten (breit, mittel, fein, extrafein), jede Sorte zu dem Preise von 5 Frcs. oder 1 Thlr. 10 Ngr. die Schachtel von 12 Dutzend.

☛ Die neue Cement-Feder ist in allen Buch-, Kunst- und Schreibmaterialienhandlungen Deutschlands, in .

Leipzig in der Expedition der Illustrirten Zeitung

zu obigen Preisen zu haben.

Statistische Uebersicht der Staaten von Europa.

Anmerkung. Die mit * bezeichneten Staaten gehören zum deutschen Zollverein.

Ländernamen.	Größe in Q.-M.	Bevölkerung.	Einkünfte in Thalern.	Ausgaben in Thalern.	Schulden in Thalern.
I. Großmächte. a) **Außerdeutsche.**					
Frankreich 1859	9748,2	36,037,932	472,800,000	470,190,000	2272,810,810
Großbritannien	5731	27,575,271	426,153,332	424,126,666	5194,833,333
Rußland	98,847	63,000,000	300,000,000	300,000,000	1184,568,968
b) **Deutsche.**					
Oesterreich	12,120,5	39,411,309	182,108,184	223,677,295	1173,768,666
Preußen *	5104,3	17,881,844	126,409,778	126,409,778	249,473,282
II. Mittlere und kleine Staaten. a) **Deutsche Bundesstaaten.***					
Anhalt-Bernburg *	15,02	53,475	1,105,500	1,105,500	1,549,500
Anhalt-Dessau-Köthen *	28,22	114,850	1,684,495	1,584,495	6,020,000
Baden *	278,40	1,357,208	9,520,739	9,518,545	43,369,520
Bayern *	1394,5	4,541,556	23,655,350	23,655,350	117,942,008
Braunschweig *	72,6	271,943	1,407,000	1,407,000	7,163,524
Bremen	5	88,856	1,445,175	1,506,895	4,064,000
Frankfurt *	1,831	74,784	1,077,885	1,075,285	7,101,715
Hamburg	6,39	220,000	2,792,040	2,970,164	32,643,225
Hannover *	698,6	1,819,253	19,108,586	19,389,081	43,540,921
Hessen-Darmstadt *	152,7	854,314	4,607,431	4,995,300	9,878,220
Hessen-Homburg *	5	24,937	209,714	231,342	615,376
Hessen-Kassel *	173,7	736,392	4,745,140	5,147,836	15,750,000
Holstein und Lauenburg	174	573,003	1,299,910	1,451,105	—
Liechtenstein	2,5	7,150	36,600	36,600	—
Limburg	40,2	210,831	—	—	—
Lippe-Detmold *	20,6	105,490	450,000	450,000	320,000
Lippe-Schaumburg *	8,05	29,840	223,000	224,000	—
Lübeck	5,98	54,166	426,755	450,000	4,940,000
Luxemburg *	47,36	194,619	1,009,706	1,014,100	—
Mecklenburg-Schwerin	244,12	541,091	4,000,000	4,000,000	7,703,294
Mecklenburg-Strelitz	40,49	99,628	1,030,000	1,030,000	1,750,000
Nassau *	85,5	431,549	2,922,000	2,922,000	4,685,719
Oldenburg *	114,8	285,149	2,000,000	2,523,765	3,550,000
Reuß, ältere Linie *	6,8	35,159	148,467	148,467	—
Reuß, jüngere Linie *	21,1	80,203	490,000	490,000	—
Sachsen, Königreich *	271,8	2,039,075	9,415,693	9,415,693	62,236,066
Sachsen-Altenburg *	24	132,990	742,740	739,804	1,204,255
Sachsen-Coburg-Gotha *	35,8	150,878	579,600	579,600	2,276,484
Sachsen-Meiningen *	45,7	165,530	939,534	925,674	1,323,880
Sachsen-Weimar *	66	263,755	1,553,823	1,550,835	5,632,180
Schwarzburg-Rudolstadt *	17,47	68,974	460,451	456,537	—
Schwarzburg-Sondershausen *	15,4	61,452	534,447	527,516	622,980
Waldeck *	21,6	58,132	371,565	386,840	—
Württemberg *	354,1	7,733,263	7,811,818	7,811,818	31,358,556
b) **Außerdeutsche Staaten.**					
Belgien	537	4,584,917	37,842,877	36,345,255	178,000,000
Dänemark	1035	2,468,648	4,532,830	88,250,000	12,237,484
Griechenland	895	1,043,153	4,413,000	4,337,000	27,187,500
Jonische Inseln	51,66	250,000	693,217	952,840	2,000,000
Modena	109,9	606,139	2,230,000	2,327,500	—
Niederlande	594	3,428,233	41,650,000	41,837,330	464,525,000
Parma	113	511,969	2,619,655	2,580,404	3,440,000
Portugal	739	3,500,000	19,497,614	20,857,697	151,636,276
San Marino	1,6	7600	—	—	3,000,000
Sardinien	1378,5	4,976,034	37,662,990	40.083,992	191,000,000
Schweiz	718,5	2,392,740	4,443,066	4,416,400	3,000,000
Sicilien, beide	2033	9,100,000	44,000,000	44,000,000	138,934,000
Skandinavien: a) Schweden	8205	3,639,332	10,001,553	9,635,543	89,300,000
b) Norwegen	5942	1,490,000	7,067,700	7,067,700	11,060,000
Spanien	8598	16,301,881	143,300,817	143,300,817	976,274,000
Toscana	402	1,817,466	8,745,772	8,745,382	19,000,000
III. Geistliche Mächte.					
Kirchenstaat	750	3,126,265	21,056,387	20,852,030	96,000,000
Türkei	9832	16,440,000	49,000,000	49,000,000	180,000,000

Vergleichende Münzreductionstabelle.

Namen der Länder.	30-Thlr.-F.			45-Fl.-F.		52½-Fl.-F.		
	Thlr.	Ngr.	Pf.	Fl.	Kr.	Fl.	Kr.	Pf.
Aegypten, 1 Piaster à 40 Para...	1	10	—	2	—	2	20	—
1 Para...............	—	1	—	—	3	—	3	2
Anhalt, (30-Thlr.-F.) 1 Thlr.....	—	—	—	1	30	1	45	—
1 Sgr. à 12 Pf.	—	—	—	—	3	—	3	2
Baden, (52½ Fl.-F.) 1 Fl. à 60 Kr.	—	17	2	—	51,5	—	—	—
1 Kr.	—	—	3,43	—	0,86	—	—	—
Bayern, wie Baden	—	—	—	—	—	—	—	—
Belgien, 1 Franc à 100 Centimes.	—	8	—	—	24	—	28	—
1 Centime	—	—	0,8	—	0,24	—	—	1,12
Braunschweig, (30-Thlr.F.) 1 Thlr.	—	—	—	1	30	1	45	—
Bremen, 1 Thlr. (Gold) à 72 Groot	1	3	—	1	39	1	55	2
1 Groot	—	—	4,5	—	1,1	—	1	2,
Buenos-Ayres, 1 Piaster à 10 Reales	1	23	2	2	39,6	3	5	3
Dänemark, 1 Rigsdaler à 6 Mark..	—	22	8	1	8	1	19	1,33
1 Mark à 16 Schillinge..	—	3	8	—	11,1	—	13	1
Frankfurt a. M., (52½ Fl.-F.) 1 Fl.	—	17	2	—	51,5	—	—	—
Frankreich, 1 Franc à 100 Centimes.	—	8	—	—	24	—	28	—
1 Centime	—	—	0,8	—	0,24	—	—	1,12
Griechenland, 1 Drachme à 100 Lepta	—	7	3	—	22	—	25	3
Großbritannien und Irland 1 Pfd. Sterling à 20 Schillinge.......	6	22	5	10	7,5	11	48	3
1 Schilling à 12 Pence..	—	10	1,25	—	30,37	—	35	—
1 Pence...............	—	—	8,1	—	2,53	—	2	3,
Hamburg, 1 Mark Banko à 16 Schill.	—	15	—	—	45	—	52	2
1 Schilling............	—	—	9,6	—	2,8	—	3	1
1 Mark Cour. à 16 Schill.	—	12	—	—	36	—	42	—
1 Schilling.	—	—	7,5	—	2,25	—	2	2,
Hannover, (30 Thlr.-F.) 1 Thlr. à..	—	—	—	1	30	1	45	—
Hessen Kassel, (30 Thlr.-F.), wie Hannover	—	—	—	—	—	—	—	—
Hessen Darmstadt, (52½ Fl.-F.) 1 Fl.	—	17	2	—	51,5	—	—	—
1 Kr.	—	—	3,13	—	0,86	—	—	—
Holstein u. Lauenburg, wie Dänemark	—	—	—	—	—	—	—	—
Kirchenstaat, 1 Scudo romano à 10 Paoli	1	13	1	2	9	2	30	2
1 Paolo à 10 Bajocchi...	—	4	3	—	12,9	—	15	—
1 Bajocche	—	—	4,3	—	1,29	—	1	2
Liechtenstein, (45 Fl. F.) 1 Fl. à 60 Kr.	—	20	—	—	—	1	10	—
1 Kr.	—	—	3,33	—	—	—	1	0,86
Lippe, (30-Thlr. F.) 1 Thlr. à 30 Sgr.	—	—	—	1	30	1	45	—
1 Sgr................	—	—	—	—	3	—	3	2
Lombardei (Mailand und Venedig), 1 Lira à 100 Centesimi........	—	7	—	—	21	—	24	2
Lübeck wie Preußen oder Belgien..	—	—	—	—	—	—	—	—
Luxemburg und Limburg, 1 Fl. à 20 Stüber oder 100 Cents.....	—	17	—	—	51	—	59	2

Namen der Länder.	30-Thlr.-F.			45-Fl.-F.		52½-Fl.-F.		
	Thlr.	Ngr.	Pf.	Fl.	Kr.	Fl.	Kr.	Pf.
Mecklenburg, 1 Thlr. à 48 Schillinge	1	—	—	1	30	1	45	—
Mexico, 1 Piaster à 8 Reales	1	13	—	2	9	2	30	2
1 Reale à 4 Quartillos..	—	5	3,75	—	16	—	18	3,25
Modena, 1 Lire nuovo à 100 Centesimi	—	8	—	—	24	—	28	—
Nassau, (52½-Fl.-F.) 1 Fl. à 60 Kr.	—	17	2	—	51,5	—	—	—
Niederlande, 1 Fl. à 100 Cents...	—	17	—	—	51	—	59	2
Norwegen, 1 Species à 120 Schillinge	1	16	4	2	19	2	42	0,66
Oesterreich, (45 Fl.-F.) 1 Fl. à 60 Kr.	—	20	—	—	—	1	10	—
Oldenburg, (30-Thlr. F.) 1 Thlr. .	—	—	—	1	30	1	45	—
Ostindien, 1 Compagnie-Rupie à 16 Annas.....................	—	20	5	1	1,25	1	11	1,853
1 Anna à 12 Pies	—	1	3	—	3,75	—	2	1,5
Parma, 1 Lira di Parma à 20 Soldi	—	8	—	—	24	—	28	—
Persien, 1 Toman à 20 Sachibkiran	3	3	—	4	39	5	25	2
1 Sachibkir. à 10 Schachis	—	4	6,5	—	14	—	16	1
Portugal, 1 Milreïs à 1000 Reïs (1 Conto = 1000 Milreïs).....	1	16	8	2	20,4	2	43	3
Preußen, (30-Thlr.-F.) 1 Thlr. = 30 Sgr. à 12 Pf.	—	—	—	1	30	1	45	—
Reuß, (30-Thlr.-F.), wie Preußen..	—	—	—	—	—	—	—	—
Rußland, 1 Silberrubel à 100 Kopeken	1	2	3	1	36,9	1	52	1
1 Papierrubel	—	9	3	—	27,9	—	31	3
Sachsen, Königreich (30-Thlr.-F.) 1 Thlr. à 30 Ngr.	—	—	—	1	30	1	45	—
1 Ngr. à 10 Pf.	—	—	—	—	3	—	3	2
Sachsen-Altenburg, wie K. Sachsen	—	—	—	—	—	—	—	—
Sachsen-Coburg-Gotha, Coburg wie Bayern, Gotha wie Preußen....	—	—	—	—	—	—	—	—
Sachsen-Meiningen, wie Bayern ..	—	—	—	—	—	—	—	—
S.-Weimar-Eisenach, wie Preußen	—	—	—	—	—	—	—	—
Sardinien, 1 Lire nuove à 100 Centesimi	—	8	—	—	24	—	28	—
Schweden, 1 Riksdaler Banco à 48 Skillingar à 4 Styfar.........	—	17	—	—	51	—	59	2
1 Species Riksdaler....	1	15	3	2	15,1[illegible]	2	38	1,5
Schweiz, 1 Frank à 100 Rappen.	—	8	—	—	24	—	28	—
Spanien, 1 Peso duro à 20 Reales	1	12	4	2	7	2	28	0,66
1 Reale à 34 Maravedi..	—	2	2	—	6,5	—	7	2,33
Toscana, 1 Lire (= 1½ Paoli) à 20 Soldi	—	6	9	—	20,7	—	24	0,6
Türkei, 1 Piaster à 40 Para	1	10	—	2	—	2	20	—
1 Para à 3 Aspern	—	1	—	—	3	—	3	2
Vereinigte Staaten Nordamerikas, 1 Dollar à 100 Cents.........	1	13	—	2	9	2	30	2
Waldeck, (30-Thlr. F.) 1 Thlr. = 30 Sgr. = 12 Pf.	—	—	—	1	30	1	45	—
Württemberg, (52½ Fl.-F.) 1 Fl. à 60 Kr.	—	17	2	—	51,5	—	—	—

Erstes Kapitel.

Die Hanteln und deren Bestimmung.

Zweites Kapitel.

Nothwendige Regeln für den Betrieb der Hantelübungen.

Drittes Kapitel.

Die Hantelübungen ohne Stellungswechsel mit vorwiegender Berücksichtigung der oberen Gliedmaßen. A. Armübungen mit Hanteln. B. Ellenbogenübungen mit Hanteln. C. Handübungen mit Hanteln. D. Die besondere Bedeutung der vorerwähnten Hantelübungen für die Gesundheitspflege.

Viertes Kapitel.

Hantelübungen mit Stellungswechsel und Bewegungen von Ort unter Berücksichtigung der untern Gliedmaßen. A. Beinbewegungen. B. Rumpfbewegungen. C. Die besondere diätetische Bedeutung der vorgenannten Hantelübungen.

Fünftes Kapitel.

Beschränkung der Hantelübungen durch Krankheitszustände.

Sechstes Kapitel.

Zusammenstellung von Hantelübungen für den gewöhnlichen Gebrauch. A. Eine Lection für Anfänger. B. Eine Lection für Geübtere. C. Eine Lection für Geübte.

John S. Rarey's
Kunst der Pferdebändigung.

Aus dem Englischen, mit einer Einleitung und Anmerkungen,

von

Dr. A. Hartmann,

Königl. preuß. Thierarzt I. Klasse in Köln.

Mit 30 Illustrationen von A. Beck in Düsseldorf.

Inhaltsverzeichniss:

Einleitung.
1. Die drei Grundregeln der Rarey'schen Theorie, auf die Haupteigenschaften des Pferdes gegründet.
   a) Das Pferd ist von Natur so geartet, daß es sich keiner Anmuthung widersetzt, wenn sie in einer mit seiner Natur verträglichen Weise gestellt wird.
   b) Es hat kein Bewußtsein seiner Kraft, soweit es seine Erfahrung nicht darüber belehrt hat, und läßt sich ohne Gewalt nach unserm Willen lenken.
   c) Wir können, wenn wir uns nach den Eigenheiten seines Wesens richten, die ihm lehren, alles Neue zu prüfen, jeden Gegenstand, wenn er auch noch so schreckenerregend aussieht, wenn er ihm nur keine Schmerzen zufügt, in seine Nähe oder auf seinen Rücken legen, ohne es scheu zu machen.
2. Wie das Füllen am besten von der Weide geholt wird.
3. Wie das Füllen in den Stall zu bringen.
4. Zeit zum Ueberlegen.
5. Beschaffenheit des Halfters.
6. Bemerkungen über das Pferd.
7. Beweis durch Versuche.
8. Vermuthungen, den Geruchsinn betreffend.
9. Herrschende Vorurtheile.
10. Powel's Art der Annäherung an das Füllen.
11. Bemerkungen über Powel's Verfahren, wie Pferde jeder Art zu behandeln.
12. Verfahren mit eigensinnigen und hartnäckigen Pferden.
13. Vom Aufhalftern und Führen des Füllens.
14. Wie das Füllen neben einem zugerittenen Pferde zu führen.
15. Wie man ein Füllen in den Stall führt und es anbindet, ohne daß es an der Halfter zerrt.
16. Das beste Gebiß für ein Pferd und wie man es daran gewöhnt.
17. Wie man ein junges Pferd sattelt.
18. Wie man ein Pferd zum ersten Mal besteigt.
19. Wie man ein junges Pferd zum Reiten abrichtet.
20. Wie man ein junges Pferd aufzäunt.
21. Wie man ein Pferd, das sehr wild ist und bösartige Gewohnheiten hat, einfährt.
22. Von Pferden, die nicht anziehen wollen.
23. Wie man ein Pferd ans Geschirr gewöhnt.
24. Wie man ein Pferd in einen Einspänner einspannt.
25. Wie man einem Pferde lehrt, sich hinzulegen.
26. Wie man einem Pferde lehrt, seinem Herrn zu folgen.
27. Wie man ein Pferd zum Stehen bringt, ohne es zu halten.

Preis 15 Ngr.

Die deutsche Rechtschreibung.

Ein Leitfaden für Zweifelhafte. Nebst einem Wörterverzeichniß.

Von Dr. Conrad Michelsen. Preis 15 Ngr.

Es wird in diesem Werkchen nicht zu den vielen neuen Orthographien der deutschen Schriftsprache noch eine neueste hinzugefügt, sondern der Zweck derselben ist einfach der, die bisherige allgemeine deutsche Rechtschreibung in allem Demjenigen, worin sie ein wohlbegründetes Recht hat, und sei es auch nur das Recht des Schriftgebrauches d. h. das Recht des wirklichen Bestehens, gegen bekannte Angriffe zu schützen. — Ueber die Vorzüge oder die Mängel dieser oder jener neuen Orthographie soll durch Vorliegendes nicht abgeurtheilt werden, sondern es hat den rein praktischen Zweck, demjenigen ein Hand- und Hülfsbuch zu sein, welcher sich zu sichern wünscht in derjenigen deutschen Rechtschreibung, welche von der großen Mehrzahl der Deutsch-Schreibenden bisher angewandt, und daher auch von der großen Mehrzahl der Deutsch-Lesenden noch immer erwartet und verlangt wird. Den Regeln folgt ein Wörterverzeichniß, welches für fast alle zweifelhaften Fälle Aufschluß gibt.

Illustrirte Katechismen.

Belehrungen aus dem Gebiete der Wissenschaften und Künste.

Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Ackerbau	10	Ngr.
Ackerbau, Bodenkunde und Düngerlehre	10	=
Astronomie	10	=
Auswanderung	15	=
Bajonnetfechtkunst	7 1/2	=
Bibliothekenlehre	15	=
Bienenzucht	10	=
Botanik, landwirthschaftliche	15	=
Buchdruckerkunst	10	=
Chemie	10	=
Drainirung	10	=
Forstbotanik	20	=
Geburtshülfe, diätetische	12 1/2	=
Geographie	10	=
Gesangskunst	7 1/2	=
Handelswissenschaft	10	=
Kinderkrankheiten	15	=
Kochkunst	10	=
Literaturgeschichte, deutsche	10	Ngr.
Makrobiotik	10	=
Mnemonik	10	=
Musik	10	=
Mythologie	15	=
Naturlehre	15	=
Nutzgärtnerei	10	=
Orthographie, deutsche	10	=
Phrenologie	10	=
Schachspielkunst	10	=
Sprachlehre, deutsche	10	=
Stenographie	10	=
Tanzkunst	10	=
Telegraphie, elektrische	10	=
Turnkunst	15	=
Unterricht und Erziehung	10	=
Waarenkunde	15	=
Wechselrecht, deutsches	10	=
Weinbau	10	=
Ziergärtnerei	15	=

(Werden fortgesetzt.)

Die Verfälschung
der
Nahrungsmittel und Getränke,
der
Colonialwaaren, Droguen und Manufacte,
der
gewerblichen und landwirthschaftlichen Producte.

Nach A. H. Hassall, A. Chevallier und nach eigenen Untersuchungen
von
Dr. Hermann Klencke.

Mit 225 in den Text gedruckten Abbildungen.

Preis $3\frac{1}{2}$ Thlr. — Geb. 4 Thlr.

Die Behauptung ist nicht neu, daß der Betrug im Handelsverkehr der Gegenwart einen hervorstechenden Zug bildet, und daß die Unredlichkeit schon lange zu Verfälschungen ihre Zuflucht genommen hat, um ihr Geschäft auszudehnen und den Gewinn zu vermehren. Einigermaßen neu dürfte es jedoch sein, die Ausdehnung kennen zu lernen, in welcher die Verfälschung auf nahezu alle Arten der gangbaren Producte, hauptsächlich aber auf die Artikel angewendet wird, welche zu unsern täglichen Lebensbedürfnissen gehören.

Die Erfahrungen sachverständiger und Privatpersonen dienen dazu, uns zu zeigen, daß nur wenige unserer Lebensmittel in reinem Zustande zu uns kommen, während die große Mehrzahl in einer Ausdehnung und in einer Weise verfälscht sind, die wirklich staunenswerth ist. — Das Brot, das wir essen, ist verfälscht, um den Gewinn von Müller und Bäcker zu erhöhen; unser Thee, Kaffee und die Gewürze, unsere gegohrenen und spirituösen Getränke — mit Einem Worte, unsere Lebensbedürfnisse sowol wie unsere kleinen Bequemlichkeiten und Luxusartikel, alle sind der Verfälschung unterworfen, und die Gesundheit, die Kraft, das Wohlbefinden Aller müssen täglich ihr Opfer darbringen, um den Gewinn gewissenloser Kaufleute zu vermehren und den vergänglichen Ruf unredlicher Fabrikanten zu erhöhen.

Wir glauben daher, dem gesammten Publikum eine vollkommene, in ihrem praktischen Nutzen segensreiche Gabe zu bieten, wenn wir ihm ein Mittel an die Hand geben, die Verfälschungen auf leichte Weise zu controliren und das Echte vom Falschen unterscheiden zu lernen. Dann wird die Behörde wie der Einzelne aufmerksam, und im öffentlichen wie im eigenen Interesse ein schärferes Auge auf Diejenigen richten, welche sich mit dem Vertriebe und der Bereitung der Lebensbedürfnisse beschäftigen; der betrügerische Kaufmann wird gewissenhafter und der redliche selbst in den Stand gesetzt werden, die Fabrikstoffe und Colonialwaaren, die gewerblichen und ökonomischen Producte, die er im guten Glauben bezieht, auf ihre Qualität prüfen zu können.

In England und Frankreich haben praktische Forscher ihre Nationen bereits auf den gleichen Gegenstand hingewiesen, und die beiden Werke: Arthur Hill Hassall's „Food and its adulterations", und A. Chevallier's „Dictionnaire des falsifications", haben uns eine reiche Vorarbeit gegeben, um den gleichen Zweck für Deutschland zu erreichen. Einen besondern Werth dürfte

unsere Arbeit durch die zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen erhalten, die fast alle im Buche besprochenen Gegenstände sowol im reinen wie im verfälschten Zustande darstellen.

Uebersicht des Inhalts.

I. Colonial- und Materialwaaren.

Kaffee, Thee, Cacao, (Chocolade) Zucker, Syrup. — **Gewürze:** Zimmt, Cassia, Muskatnuß, Muskatblüthe, Gewürznelken, Ingwer, Curcuma, Pfeffer, Nelkenpfeffer, Cayennepfeffer, Vanille. — **Gewürze in verkäuflichen Mischungen:** Mixed Spice, Curry-Powder. (Coriander, Cardemon, römischer Kümmel, Bockshornkleesamen.)

II. Mehlwaaren und Brot.

Getreidemehle: Weizenmehl, Roggenmehl, Gerstenmehl, Hafermehl, Maismehl, Reismehl (Weiße Stärke und Kleie). — **Hülsenfruchtmehle:** Erbsenmehl, Linsenmehl, Bohnenmehl. — **Mark-Wurzel- und Knollenmehle:** Sago, Salep, Kartoffelmehl, Arrow-root aus Maranta, Curcuma (Ticor), Tacca, Manihot (Tapioca), Aron. — **Verkäufliche Mehlmischungen:** Racahout der Araber, Revalenta arabica, Homöopathisches Gesundheitsmehl, Leath's alimentary Farina. — **Brot:** Weißbrot, Luxusbrot, Schiffsbrot, Commisbrot. Betrügerische Zuthaten zum Brote, und unehrliche oder schlechte Fabrikation.

III. Gewerbliche und Fabrikproducte.

Salz, Senf, Essig, Alkohol, Branntwein und Liqueure, Rauch- und Schnupftabake, Leim, Wachs, Honig, Fette (Schmalz), Fleisch, Wurst, Seifen und Lichte (Stearin und Talg), Rüböl, Bier und Bierhefe, Thierkohle und Knochenschwarz, Zuckerraffinerie-Rückstand, Kalk, Gyps. — **Bekleidungsstoffe:** Leinen, Hanf, Baumwolle, Nessel, Wolle, Seiden-, Gold- und Silberwaaren. — Papier.

IV. Producte und Nutzstoffe der Oekonomie.

Milch, Butter, Käse, Speck. — Senfmehl, Leinsamen, Mohnsamen, Anis, Hopfen, Cichorie. — Erbsen, Schminkbohnen. — **Düngstoffe:** Guano, Chilisalpeter, Knochenerde. — **Brennmaterial:** Holz, Holzkohle, Steinkohle.

V. Parfümerien, Confituren und Weine.

Flüchtige Oele, wohlriechende Wasser, Weihrauch, Räucherkerzen und Essenzen; — **Conditoreiwaaren:** Confecte, Bisquits, Bonbons, Chinesischer Zucker-Ingwer, Reglise-Pasteten. — **Feine Syrupe:** Johannisbeersyrup, Stachelbeersyrup, Veilchensyrup, Gummisyrup, Orangensyrup, Theesyrup, Gerstensyrup. — **Weine:** Cyder, Weißweine, Rothweine, alkoholreiche Weine, süße Weine, moussirende Weine (Champagner).

VI. Eingemachte Sachen, verkäufliche Saucen, Fleischspeisen und Delicatessen in Büchsen.

Früchte in Büchsen, eingemachte Stevens Vegetabilien, Fleisch und Fisch. Englische verkäufliche Saucen; Gallerten, Pickles, Anchovis, Trüffeln; Muscheln (Austern).

VII. Droguen und Färbestoffe.

Schwefelsäure, Salpetersäure, Salzsäure, Kleesäure, Blausäure, Gerbsäure, Citronensäure, Bernsteinsäure, Borsäure, Weinsteinsäure. — Schwefel und Schwefelblumen, Phosphor, Jod, Jodkali, Borax, Brom; — Alaun, Ammoniak, Wismuth, Antimonium, Bleiweiß, Bleiglätte, Mennige, Chlorgold, Zinn, Zink und Zinkblumen, Blei, Quecksilber, salpetersaures Quecksilber, Braunstein, Kupfervitriol, Eisenvitriol, Salpeter, Soda, Pottasche, Chlorkalk, Chlorkali, Cremortartari, kohlensaure Magnesia, salzsaures Kali, Glaubersalz, Sedlitzer Salz. — Bernstein, Storax, Benzoe und Benzoesäure, Kino-Katechu, Copaivabalsam, Mekkabalsam, Perubalsam, Tolubalsam, Myrrhe, Mastix, Copalharz, Aerbaß, Steinöl, Terpentin, Hydrocarbür und andere Leuchtöle. — Fette Oele, Cacaobutter, Muskatbutter, Olivenöl, Mandelöl, Nelkenöl, Palmöl, Hanföl, Leberthran, Spermaceti. — Datteln, Feigen, Manna, Tammarinden. — Hirschhorn, Gummi arabicum, Traganth, Hausenblase. — Spanische Fliegen. — Naphtha, Chloroform, Kirschlorbeerwasser. — Rhabarber, Aloe, Chinarinde, Angelikawurzel, Columbowurzel, Altheewurzel, Jalappenwurzel, Quassiawurzel, Sennesblätter, Iriswurzel, Lycopodium, Galläpfel. — **Farbstoffe:** Essigsaures Kupfer, essigsaures Blei, Arsenik, Auripigment, Berliner Blau, Chromgelb, Zinnober, Ultramarin, Cochenille (Carmin), Färberröthe (Alizarin), Indigo, Safran, Drachenblut, Curcuma, Gummi gutti, Kuku.

VIII. Anhang.

Verfälschung von Geld und Handschriften.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig